

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Neue Serie Band LXXX
Gesamtserie Band 129
Heft 1 2026



Inhalt

Abhandlungen und Essays

- 3 LAURA BÄUMEL, „Das ist echt schräg, was die Ausländer kriegen“ – Armuts- und Gewalterfahrungen prekär arbeitender Mütter und die Empfänglichkeit für rechte Ideologeme
- 31 KYRA FUHRMEISTER-HARDT, Leibliche Macht: Gewalt und Körper in Jagdsituationen
- 55 JANA PAULINA LOBE, Den Tod zur Welt bringen? Über die aktivistische Care-Arbeit von Sterbeammen/Death Doulas
- 77 MARIA RAID UND MAGDALENA PUCHBERGER, massiv unsichtbar – Erinnerungsprojekt des Volkskundemuseum Wien zum Luftschutzbunker Schönbornpark im 8. Bezirk (Josefstadt)
- 111 JOHANNA ROLSHOVEN UND INGO SCHNEIDER, „Lasst uns solche Widersprüche aushalten!“ Zur Würdigung von Martin Scharfe

neuerDings

- 127 Die Lamarr-Krippe – eine spezielle Heilige Familie in einer Bauruine (KATHRIN PALLESTRANG)

Berichte und Besprechungen

- 143 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2025 (MATTHIAS BEITL)
- 160 Bericht zum 45. DGEKW-Kongress *Überraschung, Zufall, Kontingenz – Zum Unbestimmten in Gesellschaft und Wissenschaft*, Christian-Albrechts-Universität Kiel, 1.–4. Oktober 2025 (DANA GALASSI, JAN-LUKAS HENN, SEBASTIAN KUNIG, CORNELIA NIETH, MAJA PAUSE)
- 167 Bericht zum 36. Österreichischen Museumstag *KI und Digitalisierung im Museum – Wissen demokratisieren, Sammlungen aktivieren*, Waltherhaus Bozen, 8.–10. Oktober 2025 (GRETA GUTWENIGER)
- 171 Bericht zur 9. Jahrestagung des Arbeitskreises *Materielle Kultur und Konsum in der Vormoderne Serielle Produktion und standardisierte Produkte vor der industriellen Revolution*, Erich-Auerbach-Institut, Köln, 7.–8. November 2025 (KATHRIN PALLESTRANG)

176	Bericht über die Ausstellung <i>Gerecht? InGiusto! Geschichten über soziale Ungleichheiten</i> im Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck, 6. Juni 2025 bis 15. März 2026 (KATHRIN PALLESTRANG)
182	Rezension von Marion Näser-Lather, Ingo Schneider (Hg.): Covid-19: Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Pandemie. Unter Mitarbeit von Lena Deinaß (= bricolage, Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 13). Innsbruck, Innsbruck University Press iup, 2025 (WOLFGANG MEIXNER)
189	Rezension von Tobias E. Hämmerle, Josef Löffler, Elisabeth Rosner, Martin Scheutz (Hg.): Niederösterreich im 18. Jahrhundert. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2024 (MARIA RAID)
194	Eingelangte Literatur (MARLENE SCHÜTZE)
198	Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
199	Impressum

Abhandlungen und Essays



„Das ist echt schräg, was die Ausländer kriegen“ – Armuts- und Gewalterfahrungen prekär arbeitender Mütter und die Empfänglichkeit für rechte Ideologeme

Der Beitrag analysiert anhand einer ethnografischen Erhebung unter Fabrikarbeiterinnen in der Steiermark, wie sich rechte Ideologeme in alltäglichen Deutungsmustern manifestieren. Die Analyse differenziert zwei empirische Register: Im Bereich des Wohlfahrtschauvinismus werden konkrete Armutserfahrungen explizit mit strukturellen Aspekten verknüpft, während bei Fragen nach Geschlechtergleichberechtigung Gewalterfahrungen nicht in eine strukturelle Kritik überführt werden, sondern die Bedrohung durch migrantische Männer in den Vordergrund gestellt wird. Rechte Gruppierungen instrumentalisieren diese Ideologeme, indem sie Mutterschaft und prekäre Lebensweisen gekonnt adressieren. Der Artikel thematisiert abschließend Interpretationsangebote für die Ursachen gegenwärtiger Faschisierung und plädiert für eine Analyse, die gesellschaftliche Grundstrukturen, die gegenwärtige politische Konjunktur und subjektive Verarbeitungsweisen zusammen denkt.

In postindustriellen Nationen kann übergreifend ein sogenannter *gender voting gap* festgestellt werden: Ein Unterschied zwischen Männern* und Frauen¹ hinsichtlich des Wählens rechtspopulistischer

1 Der Asterisk soll auf die soziale Konstruktion der Geschlechterbinarität verweisen. Dies ermöglicht es beispielsweise, statistische Unterschiede zu benennen, ohne von einer bestehenden Geschlechterbinarität auszugehen.

Parteien.² Dieser Gap schließt sich jedoch seit einigen Jahren. Der Frauenanteil in der Wähler:innenschaft rechter Parteien nimmt international zu, und auch in Österreich schrumpfte der *gender voting gap* unter den FPÖ-Wählenden bei der Nationalratswahl 2024 auf einen einzigen Prozentpunkt, während 2019 fast doppelt so viele Männer wie Frauen ihr Kreuz bei der FPÖ machten.³ Woran dies liegt, ist Gegenstand diverser wissenschaftlicher Analysen und Debatten. Eine wichtige Unterscheidung, entlang derer nach Erklärungen gesucht wird, ist die Frage nach *deskriptiver* und *substantieller Repräsentation*. Ersteres bedeutet, dass sich die soziodemografischen Merkmale zwischen Wählenden und zur Wahl Stehenden überschneiden, während Zweiteres eine inhaltliche Adressierung der Interessen einer bestimmten sozialen Gruppe bezeichnet.⁴ Eine Metastudie aus dem Jahr 2023 legt die Annahme nahe, dass es vor allem *substantielle Repräsentation* ist, die Wählerinnen zu den populistischen radikal-rechten Parteien führt.⁵ Zentral erscheint dabei, dass rechte Parteien politische Frauenanliegen direkt mit Familienpolitiken verknüpfen und Wählerinnen gezielt in ihrer Rolle als Ehefrauen und Mütter adressieren.⁶

Um die Attraktivität rechter Inhalte für Frauen in der Gegenwart umfassend zu verstehen, scheint es unabdingbar, sich diesen Dynamiken auch aus Perspektive der Alltagskulturforschung anzunähern – nicht zuletzt, um zu verstehen, was die oben erläuterte substantielle Repräsentation lebensweltlich konkret bedeutet und wie sie

Die in diesem Artikel zitierten Statistiken sind stets vor dem Hintergrund dieses Verweises zu lesen.

- 2 Eelco Harteveld, Wouter van der Brug, Stefan Dahlberg u. a.: The gender gap in populist radical-right voting. Examining the demand side in Western and Eastern Europe. In: *Patterns of Prejudice* 49 (1–2), 2015, S. 103–134.
- 3 David Laumer, Katrin Praprotnik: Nationalratswahl 2024. Wählerstromanalyse und Wahlbefragung. In: FORESIGHT Research Hofinger GmbH, https://www.foresight.at/fileadmin/user_upload/wahlen/2024_ORF-FORESIGHT-ISA_Wahlbefragung-NRW24.pdf (Zugriff: 24.4.2026).
- 4 Siehe z. B. Danielle Joesten Martin: Playing the Women's Card. How Women Respond to Female Candidates' Descriptive Versus Substantive Representation. In: *American Politics Research* 47 (3), 2019, S. 549–581.
- 5 Juliana Chueri, Anna Damerow: Closing the gap. How descriptive and substantive representation affect women's vote for populist radical right parties. In: *West European Politics* 46 (5), 2023, S. 928–946, hier S. 942.
- 6 Ebd., S. 931.

sich aus Sicht der Beteiligten darstellt. In diesem Beitrag möchte ich dieser Frage entlang einer Forschung im österreichischen Bundesland Steiermark entlang von ethnografischem Material nachgehen. Die These des Artikels lautet, dass viele Frauen der *prekären Klasse*⁷ von rechten Gruppierungen erfolgreich entlang ihrer biografischen und alltäglichen Erfahrungen und ihres *Alltagsverstandes*⁸ adressiert werden. Diese Interpretation ergibt sich aus der Analyse des von mir erhobenen Materials im Rahmen meiner Forschung zu Müttern, die (meist als Leiharbeiterinnen) in Fabriken arbeite(te)n.

Viele gegenwärtige Analysen leiten das Vertreten rechtsradikaler Ideologien von Abstiegs Erfahrungen oder -ängsten in der Gegenwart ab. Auf Basis der erhobenen Empirie werde ich zeigen, dass Erfahrungen in den Narrativen der Befragten in Fragen von Geschlechtergleichberechtigung ausgeblendet werden, während sie im Themenbereich der Armut bewusst herangezogen werden, um jedoch in beiden Fällen auf ein migrantisches Außen zu verweisen. Auf dieser Erkenntnis aufbauend, frage ich danach, wie ein adäquates theoretisches Modell aussehen müsste, das die Bedingungen dieser Empfänglichkeit auf verschiedenen Ebenen – von basalen gesellschaftlichen Strukturen über die aktuelle politische Konstellation hin zu Psychodynamiken – verständlich macht. Vor dem Hintergrund der gewonnen Erkenntnisse aus dem empirischen Material schlage ich eine Kombination aus kritisch-theoretischer und konjunkturanalytischer Herangehensweise für die Untersuchung von Faschisierungsprozessen vor.

- 7 Andreas Reckwitz: Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne. Berlin 2019, S. 102–107. Ich spreche im Folgenden von Klasse, um auf die theoretische Verankerung in den materialistischen Theorien zu verweisen, deren Prämisse der Zusammenhang (oder Widerspruch) zwischen den Klassen darstellt (womit ich mich abseits des hier verwendeten Begriffs der prekären Klasse von Reckwitz' Analyse eher abgrenze).
- 8 Vgl. Benjamin Opratko: Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci. Münster 2012, S. 44–47; Ove Sutter: Alltagsverstand. Zu einem hegemonietheoretischen Verständnis alltäglicher Sichtweisen und Deutungen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 119 (1+2), 2016, S. 41–70.

Empirische Grundlage und methodisches Vorgehen

Zunächst ist jedoch ein kurzer Einblick in die Erhebungspraxis und eine Erläuterung dazu, wie das in der Einleitung benannte Thema zu einem zentralen Aspekt meiner Forschung avancierte, vonnöten: Im Rahmen der empirischen Erhebung führte ich mit 27 Fabrikarbeiterinnen semistrukturierte Interviews durch, um ihrer *alltäglichen Lebensführung*⁹ in der *produktiven* und *reproduktiven Sphäre*¹⁰ sowie ihren politischen Einstellungen nachzuspüren. Die Auswahl der Teilnehmenden erfolgte nach zwei Kriterien: Sie mussten mindestens ein Kind und Erfahrung in der Fabrikarbeit haben. Das Sample umfasst Frauen aus unterschiedlichen Industriesektoren und spiegelt damit den empirischen Befund wider, dass der Zugang zur Fabrikarbeit weniger durch die Art der Produktion als durch ihre strukturellen Bedingungen bestimmt ist. Der Zugang zum Feld erfolgte über mehrere Kanäle, darunter ausgedehnte persönliche Netzwerke, die teilweise durch meine eigene Erfahrung mit Teilzeitarbeit in einer Fabrik während meiner ersten zweieinhalb Studienjahre geprägt waren, sowie über soziale Medien und Kontakte, die sich im Laufe der Feldforschung entwickelten.

Die Interviews wurden in der Regel mit einer narrativen Einstiegsfrage zu den Umständen des Aufwachsens eingeleitet. Im

- 9 Ich beziehe mich hier einerseits auf das soziologische Konzept, das im Rahmen der Münchener Subjektsoziologie entwickelt wurde. Karin Jurczyk, Gerd Günter Voß: Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hg.): Alltägliche Lebensführung. Wiesbaden 1995, S. 371–407; Ich denke dies jedoch mit einem stärker materialistischen Verständnis von *Lebensweise*, das in der Alltagskulturforschung ab den 1980er Jahre eine wichtige Rolle spielte, in Verbindung. Kaspar Maase: Arbeiterkultur und Lebensweiseforschung. In: Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart, Wolf Dieter Zupfer (Hg.): Auf der Suche nach der verlorenen Kultur. Arbeiterkultur zwischen Museum und Realität. Wien 1989, S. 199–225. Dies ermöglicht es m. E., die wichtige Subjektorientierung mit einer materialistischen Ausrichtung zu kombinieren, was insbesondere für die hier vorliegende Empirie von großer Relevanz ist.
- 10 Vgl. Irina Herb, Sarah Uhlmann: Zum Widerspruch zwischen Akkumulation und der Reproduktion von Leben: Social Reproduction Theory als umfassende Analyse kapitalistischer Gesellschaften? In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 54 (1), 2024, S. 11–31.

Anschluss an diese biografisch-narrative *Erzählaufforderung*¹¹ sollte eine leitfadengestützte Interviewphase¹² das Verständnis der sozio-ökonomischen Lage sowie der *sozialen Selbsteinschätzung*¹³ vertiefen.¹⁴ Diese Kombination erlaubte es, autobiografische Narrationen ebenso wie Berichte über den Alltag und Reflexionen über gegenwärtige soziopolitische Entwicklungen zu erheben und damit individuelle Erfahrungen in breitere diskursive Felder einzuordnen. Die Interviews wurden – mit wenig Ausnahmen – in steirischem Dialekt geführt und anschließend mit *f4* transkribiert und in *MaxQDA* ausgewertet, wobei narrative Analyse mit induktiver Kodierung kombiniert wurde. Dabei achtete ich auf wiederkehrende Erzählmuster, semantische Felder und biografische Wendepunkte.¹⁵ Zusätzlich arbeitete ich während mehrwöchiger Forschungsaufenthalte in zwei Fabriken in der beforschten Region mit, um im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung vertiefende Erkenntnisse, insbesondere hinsichtlich der Dynamiken in der Fabrik zu erhalten.¹⁶

Die Befragten waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 26 und 58 Jahre alt und leben oder lebten alle in heterosexuellen

- 11 Wolfram Fischer-Rosenthal, Gabriele Rosenthal: Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Ronald Hitzler, Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Wiesbaden 1997, S. 133–164, hier S. 140–144.
- 12 Tom Wengraf: Qualitative Research Interviewing. London 2001, S. 51–59.
- 13 Sighard Neckel: Die gefühlte Unterschicht. Vom Wandel der sozialen Selbsteinschätzung. In: Rolf Lindner, Lutz Musner (Hg.): Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der Armen in Geschichte und Gegenwart. Freiburg im Breisgau 2008, S. 19–40.
- 14 Mit den 27 Personen fand jeweils ein Interview statt. Mit manchen fanden weitere informelle Gespräche und Telefonate statt. Darüber hinaus führte ich vier Interviews mit weiteren Arbeiter:innen ausserhalb der Haupterhebungsgruppe sowie vier Experteninterviews mit Gewerkschaftern und Betriebsräten.
- 15 Siehe z. B. Silke Meyer: Editorial: Special Issue: Narrative analysis and identity politics. *Fabula. Journal of Folktale Studies*. 59 (1–2), 2018, 1–7; Ueli Mäder: Was biografische Zugänge erhellen. In: Bernhard Hauptert, Sigrid Schilling, Susanne Maurer (Hg.): Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Professionen. Bern 2010, S. 53–70, hier S. 56.
- 16 Die besprochenen Forschungsaufenthalte fanden im Juli 2022 und 2023, einmal im Bereich der Chemieproduktion und einmal in der Elektronikproduktion statt.

Partnerschaften. Sie wohnen überwiegend in ländlichen Gebieten und pendeln für ihre Erwerbsarbeit in nahegelegene Städte. Alle Befragten stammen aus nichtakademischen, überwiegend Arbeiter:innenfamilien und ihre Erwerbsbiografien sind durch Unterbrechungen infolge reproduktiver Verpflichtungen geprägt.

Da die Gespräche in der Fabrik und die Interviews, die in der Regel bei den Interviewten zu Hause stattfanden, von regelmäßig wiederkehrenden rechten Ideologemen geprägt waren, gewannen diese zunehmend an Bedeutung für meine ethnografische Forschung. Im vorliegenden Beitrag möchte ich mich zwei Ideologemen widmen, die die Gespräche in besonderem Maße prägten: Erstens wurden Geschlechtergleichberechtigung und insbesondere sexualisierte Gewalt als Probleme von Migrant:innen und als der ‚eigenen‘ Gesellschaft nicht (mehr) inhärent angesehen, obschon viele der Befragten Gewalt innerhalb ihrer Familien erfuhren. Zweitens werde ich wohlfahrtschauvinistische Äußerungen analysieren, die insbesondere dann zum Vorschein traten, wenn Interviewte über ihre eigenen Erfahrungen mit staatlichen Leistungen und über Momente, in denen sie Armut(sgefährdung) erlebten, sprachen.

Das geschilderte Vorgehen, sich dem Thema über die Biografien und die alltägliche Lebensführung der Gesprächspartnerinnen zu nähern, anstatt gezielt Personen mit rechten oder autoritären Einstellungen oder gar aktive Rechte zu befragen, ermöglicht aus meiner Sicht eine lebensweltlich informierte Analyse, die für das Verständnis der aktuellen Mobilisierungspotenziale und -erfolge rechter Gruppierungen besonders erhellend ist.¹⁷ Betont sei an dieser Stelle, dass ich mit meiner aus dieser qualitativen Erhebung resultierenden Analyse keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben möchte. Die im Folgenden besprochenen Aspekte können jedoch – so meine Hoffnung – aufschlussreich für weitere Forschungen zu Fragen der gegenwärtigen Faschisierung sein, insbesondere mit Blick auf die Intersektion von Klasse und Gender.

17 Vgl. Moritz Ege: Zur Kulturanalyse des Bevormundungsvorwurfs. Ein Beitrag zur Populärkultur- und Populismusforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires 119 (1), 2023, S. 7–31, hier S. 23–25.

Gleichberechtigung – „Ich finde jetzt nicht, dass wir österreichischen Frauen so schlecht aufgestellt sind“

In den Interviews fragte ich also zunächst nach den biografischen Verläufen und der alltäglichen Lebensführung. Daran schloss ich einen Fragenkomplex zum Überthema *politische Einstellungen* an, in dem ich unter anderem nach der Einschätzung der aktuellen Lage der Geschlechtergleichberechtigung fragte.¹⁸ Die biografischen Erzählungen beinhalteten häufig Berichte über Gewalterfahrungen: Viele Gesprächspartnerinnen sprachen im Laufe der Interviews über erlebte Gewalt durch ihre (Stief-)Väter, unbenannte Täter innerhalb der Familie beziehungsweise des Familienumfelds oder ihre (Ex-)Partner. Daraus folgte aber weder in den Erzählungen noch in den allgemeineren Einschätzungen eine Kritik an den gesellschaftlich-strukturellen Gewaltverhältnissen, in die die erlebten Taten – weiten Teilen der sozialwissenschaftlichen Debatte zufolge – eingebettet sind. Stattdessen wurden in den Interviewabschnitten zur gesellschaftlichen Geschlechtergleichberechtigung vor allem (antimuslimisch-)rassistische Argumente ins Feld geführt, die die Gewalterfahrungen gewissermaßen in ein weitergehendes Verständnis von Gesellschaft und Welt einordneten.

Diese Dynamik, die sich in sehr ähnlicher Weise bei vielen der Gesprächspartnerinnen zeigt, möchte ich anhand des Interviews mit Simone Hofer¹⁹ veranschaulichen. Sie ist zum Zeitpunkt des Interviews 53 Jahre alt, lebt in einer kleinen Gemeinde und arbeitet in der Nachtschicht eines Automobilzulieferers in der etwa zehn Kilometer entfernten Kleinstadt. Sie hat einen 34-jährigen Sohn, ist

18 Ich gestaltete diese Frage im Interview jeweils etwas anders, je nachdem, wie das Gespräch bis dahin lief und welche Begriffe von den Personen selbst verwendet wurden. In einigen Interviews wurde „Geschlechtergleichberechtigung“ mit Homosexualität assoziiert und ich musste einige Beispiele im von mir gemeinten Sinne anführen. Ich vermied es außerdem – vor dem Hintergrund persönlicher Erfahrungen im beforschten Milieu im Allgemeinen und zweieinhalb Jahren Fabrikarbeit im Speziellen –, den Begriff Feminismus zu verwenden, um nicht eine Art Triggerpunkt zu treffen. Vgl. Steffen Mau, Thomas Lux, Linus Westheuser: *Triggerpunkte: Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*. Berlin 2023.

19 Alle Namen von Gesprächspartnerinnen sind Pseudonyme.

geschieden und ging nach ihrer Scheidung zwei längere romantische Beziehungen ein. Alle drei Beziehungen waren durch verschiedene Formen von Gewalt geprägt. Simone berichtete ausführlich über ihre Ehe, in der sie massive Gewalt durch ihren damaligen, alkoholkranken Mann erlebte. Obwohl das gewaltvolle Verhalten ihres Ex-Mannes von ihrem familiären Umfeld wahrgenommen wurde, erfuhr sie wenig Rückhalt. Als ausschlaggebendes Ereignis dafür, sich scheiden zu lassen, beschreibt sie eine Vergewaltigung durch ihren Ehemann. Im Interview berichtet sie daran anschließend über die Reaktion ihrer Familie:

„Dann bin ich gegangen und dann war [...] eineinhalb Jahre ein Rosenkrieg. Weil meine ganze Familie sich eingemischt hat, die hat nichts mehr geredet mit mir, alle nicht. Er hat ja nur gejammert, wie arm dass er ist und wie schlecht dass ich bin. Dass ich halt gehe und wie kann ich ihn nur allein lassen mit dem Haus und mit allem. Ich habe sechs Jahre keinen Kontakt gehabt zu gar niemandem von meiner Familie [*beginnt zu weinen*]. Entschuldigung, das tut immer noch weh, wenn ich rede davon. [...] Ja, den Buben [ihren Sohn] haben sie auch aufgehetzt. Der hat ja eineinhalb Jahre nichts geredet mit mir. Ich bin, so wie ich ausgezogen bin, bin ich allein dagestanden. Mit nichts. [...] Und sie haben es immer mitgekriegt, dass er säuft und dass er so tut mit mir. [...] Der Vati hat gesagt zu mir: ‚Hättest du ihn öfter lassen, dann wäre das nicht passiert‘, und mittlerweile, heuer ist er [Vater] gestorben im September, ja.“²⁰

Diese Passage lässt deutlich erkennen, dass Simoness Herkunftsfamilie ihren Ex-Mann als Opfer betrachtet, während sie zur Täterin gemacht wird, da sie es war, die sich getrennt hatte: Insbesondere ihre eigenen Eltern und ihr zu diesem Zeitpunkt bereits erwachsener Sohn verteidigen ihren Ex-Mann und erzwingen dadurch einen Kontaktabbruch mit der gesamten Familie. Neben der Ablehnung auf psychisch-emotionaler Ebene wird Simone materiell sanktioniert: Ihr Ex-Mann konnte weiterhin im Familienhaus (bestehend aus einem Teil, in dem Simoness Eltern wohnten, und einem Zubau, den Simone

gemeinsam mit ihrem Ex-Mann baute) wohnen und hatte hierfür den Rückhalt ihrer Familie, woraufhin sie sich eine Mietwohnung suchen musste. Ihr gesamtes soziales Netzwerk unterstützte demnach den gewalttätigen Ex-Mann, anstatt ihr beizustehen. Simone schließt ihre Erzählpassage mit dem Bericht darüber, wie der Vater ihr nicht nur für die Trennung, sondern auch für die erfahrene Vergewaltigung die Schuld gab. Denn, so zitiert sie ihren Vater, hätte sie „ihn öfter lassen, dann wäre das nicht passiert“.

Mit Blick auf die später im Interview gestellte Frage nach ihrer Einschätzung hinsichtlich der aktuellen Verfasstheit um Geschlechtergleichberechtigung referenziert Simone allerdings nicht auf ihre eigenen Erfahrungen:

„Ja, ich glaube, da ist, es ist bei uns in Österreich ist das gar nicht so das Thema, denke ich. Weil da, das ist eher, die, die Moslem und das, da ist schon eher so, dass du sagst, du wirst als Frau unterdrückt. Es gibt schon viele Männer, so wie, dass sie sagen, sie machen dich verbal nieder, weil sie einfach glauben, du bist als Frau nur ein Putzvetzen oder so. Gibt es heute noch immer. Müsste auch nicht sein, aber es ist halt nicht so schlimm, wie wenn du so wie die Moslem, weißt immer, die sind schon arm. Weil die mit den Tüchern herumrennen müssen und die ganze Zeit. Das ist sicher da in Österreich eigentlich nicht so extrem.“²¹

Beginnend bei einer starken Distanzierung, Gleichberechtigung sei in Österreich „kein Thema“ – womit sie impliziert, politisch müssten keine großen Veränderungen stattfinden –, leitet Simone zu einer Relativierung über, in der sie einräumt, dass es auch in Österreich Fälle des „verbalen Niedermachens“ gäbe, was sie allerdings eher gleichgültig mit „müsste auch nicht sein“ abtut, während sie abrupt dazu übergeht, die wahre Bedrohung für Geschlechtergleichberechtigung im muslimischen Außen zu verorten.

Was können wir nun aus dem diskrepanten Verhältnis zwischen der eigenen Erfahrung und der politischen Haltung ablesen? Dass die Interviewte bestehende Gewaltverhältnisse als politisch irrelevant ansieht und ihre eigene Erfahrung nicht heranzieht, um den

Status der Gleichberechtigung zu kommentieren, lese ich als einen Distanzierungs- sowie Projektionsmechanismus. Ihre eigenen, höchst schmerzhaften Erfahrungen werden nicht als politisch relevant oder strukturell verankert angesehen: Sie bezieht sich weder auf ihren gewalttätigen Ex-Partner noch auf die Folgen, die aus der Trennung resultierten, in der sie von ihrem sozialen Umfeld zur Schuldigen für ihre eigene missliche Lage (Armut, Wohnungsnot) gemacht und deshalb sanktioniert wurde. Das Erlebte wird hier nicht auf eine politische Ebene transferiert und in eine gesellschaftliche Analyse eingeflochten. Vielmehr projiziert sie das Erlebte auf ein migrantisches Außen, während die eigene Gesellschaft – losgelöst von der eigenen Erfahrung – und die eigene Position darin als gleichberechtigt imaginiert wird. Projektion bezeichnet hier im kritisch-theoretischen Sinn einen Prozess, „bei dem Triebregungen, Unbewusstes und Verdrängtes aus dem Subjekt ausgeschlossen und in einem Anderen lokalisiert und dort als Bedrohung wahrgenommen und bekämpft werden“²².

Dies ist meines Erachtens nur insofern möglich, als dass die eigenen Erfahrungen als Einzelschicksal eingeordnet werden. Weitere Interviewpartnerinnen bedienen ähnliche Topoi, als ich nach ihrer Einschätzung zur Geschlechtergleichberechtigung frage:

„Ja, weiß ich jetzt gar nicht. Könnte ich jetzt, ich sag’ eh, das mit dem, die Leute, mit denen ich zu tun habe, da ist das eigentlich sowieso kein Thema. Ja, vom Ding. Also, ich sage. Es fängt glaube ich schon wieder zum Kippen an. Im Allgemeinen durch die zu vielen Nationen schon wieder. Aber ich sage eh, im Großen und Ganzen, ich finde jetzt nicht, dass wir österreichische Frauen mittlerweile so schlecht aufgestellt sind.“²³

22 Charlotte Höcker, Henriette Rodemerk, Johanna Niendorf u. a.: Gemeinschaft und Harmonie – zur psychosozialen Funktion antifeministischer Ressentiments. Ergebnisse aus dem qualitativen Forschungsprojekt »Geschlechterdemokratie im Erzgebirge«. In: Johanna Niendorf, Fiona Kalkstein, Henriette Rodemerk u. a. (Hg.): Antifeminismus und Provinzialität. Zur autoritären Abwehr von Emanzipation. Bielefeld 2025, S. 145–170, hier S. 162; siehe hierzu auch: Rolf Pohl: Der Traum von der völkisch-patriarchalen Idylle. Antifeminismus und Rechtsextremismus als Schiefheilung der bedrohten Männlichkeit. In: ebd., S. 99–126, hier S. 111.

23 MF, 01/23.

Die hier zitierte Michaela Fuchs deutet Probleme mit ihrem Partner in unserem Gespräch vage an: Während des Berichtens über ihren früheren Partner und darüber, wie sie mit ihm zusammenzog, was „überhaupt nicht hingehaut“ habe, fängt ihr Erzählfluss zu stocken an, woraufhin sie das Thema wechselt, was mit potenziell traumatischen und schambehafteten Erfahrungen in Verbindung gebracht werden kann.²⁴ An einer anderen Stelle erläutert sie, die Pandemie habe ihrem aktuellen Partner „das Saufen“ für eine Zeit „abgeschaltet“ – während dieser Zeit war es ihm nicht möglich, in Kneipen oder Gasthäusern zu trinken. Expliziter berichtete sie jedoch nicht über erfahrene Gewalt und Alkoholismus. Auch Michaela beginnt ihre Erzählung mit dem klaren Statement, dass bei den Leuten, „mit denen [sie] zu tun habe“, Gleichberechtigung „eigentlich sowieso kein Thema“ sei. Weiter, so Michaela, fange es „schon wieder zum Kippen“ an, aufgrund der „zu vielen Nationen“. Sie resümiert ihre Überlegungen zu meiner Frage mit der Feststellung, dass „österreichische Frauen“ inzwischen nicht „so schlecht aufgestellt“ seien.

Das empirische Material entspricht verschiedenen Studienergebnissen, die Hinweise darauf liefern, dass Frauen gegenüber ‚muslimischer Migration‘ ablehnender eingestellt sind als Männer, obwohl Männer im Allgemeinen Migration kritischer gegenüberstehen als Frauen. Eine mögliche Interpretation hierfür ist, dass Muslim:innen als homogene Gruppe angesehen werden, die gewaltvoll und misogyn ist und mit liberalen, egalitären Werten ‚des Westens‘ nicht übereinstimmt, und Frauen Muslim:innen daher stärker als Bedrohung für gendergerechte und egalitäre Werte ansehen.²⁵ Mit Blick auf das erhobene Material kann zusätzlich die projektive und gewissermaßen kompensatorische Komponente einer solchen Ablehnung herausgearbeitet werden:²⁶ Während in den Gesprächen Täter innerhalb der

24 Vgl. Gabriele Rosenthal: *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main, New York 2024, S. 102.

25 Egle Gusciute, Peter Mühlau, Richard Layte: *All Welcome Here? Attitudes towards Muslim Migrants in Europe*. *International Migration* 59 (5), 2021, S. 149–165, hier S. 158.

26 Angesichts verbreiteter konservativer Auslegungen des Islams ist das keine rein projektive Imagination, aber es ist eine ideologisch verzerrte Verallgemeinerung.

Familie oder Partnerschaft zwar angedeutet oder benannt werden, erwächst daraus keine Identifikation übergreifender Mechanismen und Strukturen; es wirkt vielmehr, als würden Ahnungen solcher Zusammenhänge geradezu abgewehrt. Stattdessen werden sexistische Einstellungen, Verhaltensweisen und Strukturen auf ein muslimisches Außen projiziert, während die ‚eigene‘ Gesellschaft als ‚gleichberechtigt‘ imaginiert und verteidigt wird.

Zwischenfazit: Politische Diskurse und rechte Einstellungen

Rechte Gruppierungen instrumentalisieren solche Deutungen politisch, sie greifen sie auf und tradieren sie diskursiv weiter. Im Kontext der Forschungsregion sticht etwa die „Finger weg“-Kampagne des rechtsextremen Ringes Freiheitlicher Jugend (RFJ), der FPÖ-Jugendorganisation, aus dem Jahr 2016 ins Auge. Der RFJ-Landesobmann schreibt in diesem Zusammenhang: „Es ist höchste Zeit aufzuwachen und ausländische Sexualverbrecher auf der Stelle abzuschieben! Wie kommen steirische Frauen dazu, in Angst leben zu müssen?“²⁷ Diese Kampagne, die in der Forschungsregion Mitte der 2010er Jahre breiten Anklang fand, war ein Startschuss für unzählige weitere Kampagnen, die mit diesem Argumentationsschema arbeiteten. Sie sind jedoch bekanntlich kein Steiermark-spezifisches Phänomen: Kampagnen wie diese wurden nach der sogenannten Kölner Silvesternacht von 2015/16 verstärkt forciert²⁸ und bereits ab den 2000er Jahren in unterschiedlichsten Kontexten eingesetzt, wie Sara Farris in ihrem Buch *In the Name of Women's Rights* aufzeigt. Mit dem Konzept des *Femonationalismus* beschreibt die Soziologin das paradoxe Bündnis, in dem sich nationalistische, neoliberale und bestimmte feministische Akteur:innen zusammenfinden, um unter Berufung auf Frauenrechte antimigrantische, insbesondere antimuslimische, Politiken zu legitimieren.²⁹

27 RFJ Steiermark: Unsere Frauen sind kein Freiwild!, <https://fpoe-stmk.at/presse/archiv/detail/rfj-steiermark-unsere-frauen-sind-kein-freiwild> (Zugriff: 12.12.2025).

28 Gabriele Dietze: Das ‚Ereignis Köln‘. In: FEMINA POLITICA – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 25 (1), 2016, S. 93–102.

29 Sara R. Farris: *In the name of women's rights. The rise of femonationalism*. Durham 2017.

Abgesehen von Rassismus und den menschenverachtenden politischen Forderungen, die im Zuge dieser Kampagnen tradiert werden, fördern Letztere die Verschleierung des strukturellen Problems häuslicher Gewalt. Dies wurde jüngst wieder an den Aussagen des umstrittenen FPÖ-Politikers Udo Landbauer³⁰ manifest, der konstatierte: „Solange nur ein Kind, ein Mädchen oder eine Frau durch einen illegalen Völkerwanderer Leid erfährt, ist das ein Fall zu viel.“³¹ Problematisiert wird in diesen Kampagnen demnach nicht sexualisierte Gewalt an sich, sondern dass sie von migrantischen Personen ausgeübt wird – es wird also ein *Otherring von sexualisierter Gewalt*³² betrieben. Ich gehe nicht davon aus, dass die Aussagen meiner Interviewpartnerinnen nur ein Echo dieser Diskurse sind, sondern vielmehr, dass sie aus einer komplexen Gemengelage aus gesellschaftlichen Grundstrukturen, der jeweiligen politischen *conjuncture*³³, den unmittelbar

- 30 Landbauer war bis 2018 stellvertretender Vorsitzender der pennalen Burschenschaft Germania zu Wiener Neustadt, bei der ein Gesangbuch mit antisemitischen, rassistischen und NS-verherrlichenden Texten entdeckt wurde und woraufhin Ermittlungen wegen Verdachts auf Wiederbetätigung durch die Staatsanwaltschaft Wiener Neustadt gegen Mitglieder der Burschenschaft aufgenommen wurden, die bald darauf wieder eingestellt wurden. Nach einer äußerst kurzen Pause kehrte Landauer auf das politische Parkett zurück und ist seit 2023 als Landeshauptfrau-Stellvertreter von Johanna Mikl-Leitner (ÖVP) in Niederösterreich tätig. Siehe z. B.: Sandra Schieder: Udo Landbauer: Im zweiten Anlauf zum Rekordergebnis. In: Der Standard, 29.1.2023, <https://www.derstandard.at/story/2000143025460/udo-landbauerbeim-zweitenanlauf-zum-rekordergebnis>; , o.A.: Nazi-Lieder bei Burschenschaft von FPÖ-Kandidat Landbauer. In: Der Standard, 24.1.2018, <https://www.derstandard.at/story/2000072861626/nazi-lieder-bei-burschenschaft-von-fpoe-kandidat-landbauer>; Nina Horaczek: „Wir schaffen die siebte Million“, In: Falter, 23.01.2018, <https://www.falter.at/zeitung/20180123/wir-schaffen-die-siebte-million> (Zugriff: 3.6.2025).
- 31 Joachim Lielacher: FPÖ-Landbauer: „ÖVP-Versagen macht unsere Mädchen und Frauen zu Freiwild“. In: OTS-Presseaussendungen, 24.4.2026, https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20260524_OTS0005/fpoe-landbauer-oevp-versagen-macht-unsere-maedchen-und-frauen-zu-freiwild (Zugriff: 31.5.2026).
- 32 Stefanie Mayer, Iztok Šori, Birgit Sauer u. a.: Mann, Frau, Volk. Familienidylle, Heteronormativität und Femonationalismus im europäischen rechten Populismus. In: Feministische Studien 36 (2), 2018, S. 269–285, hier S. 277.
- 33 Moritz Ege: Konjunktur/Konstellation. In: Peter Hinrichs, Martina Röthl, Manfred Seifert (Hg.): Theoretische Reflexionen. Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 2021, S. 177–194.

gemachten Erfahrungen und Psychodynamiken resultieren. Die letzteren auf individueller Ebene stattfindenden Aspekte wiederum stehen in engem Zusammenhang zu den beiden erstgenannten. Für ein besseres Verständnis der Verarbeitungsmodi gemachter Erfahrungen untersuche ich im nächsten Abschnitt Narrationen im Bereich der Armutserfahrungen, die anschließend mit jenen der Gewalterfahrungen hinsichtlich ihrer Projektionsrichtung verglichen werden.

Sozialstaat – „Das ist echt schräg, was die Ausländer kriegen“

Viele der Gesprächspartnerinnen berichten von mehr oder weniger langen Phasen, in denen sie mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Besonders häufig wurde über plötzlich erforderliche Ausgaben, wie Klassenfahrten oder das Ersetzen eines Haushaltsgeräts oder Fahrzeugs, als Krisen für das eigene Budget berichtet. Solche unerwarteten Kosten können drastische Auswirkungen in einem Ausmaß haben, dass sogar Teile des alltäglichen Grundbedarfs nicht mehr finanzierbar sind. Diese Erfahrungen, über die vor allem allein-erziehende Befragte berichten, zeigen klar, welche existenziellen Folgen das Fehlen eines zweiten Lohns durch den Partner haben kann; die bindenden Effekte finanzieller Abhängigkeiten in Partnerschaften werden hier manifest.

Auf staatliche Hilfen, die die konkrete Armut lindern würden, und eine nachhaltige Sicherung ihres Lebensunterhalts und damit der Reproduktion, können oder wollen viele nicht zurückgreifen. Die Gründe hierfür sind vielfältig und reichen von der Überzeugung, „es unabhängig schaffen zu wollen“, über zu wenig Kenntnisse hinsichtlich der konkreten Schritte von Antragstellungen bis zu diskriminierenden Erfahrungen, die manche der Befragten bei entsprechenden Ämtern machten, was sie schließlich dazu veranlasst, sich nicht mehr mit potenziellen Hilfeleistungen auseinanderzusetzen, die ihnen möglicherweise zustünden. Yvonne Fischer fasst ihre Erfahrungen, die sie beim Ansuchen um staatliche Unterstützungen machte, resigniert zusammen:

„Gut, und dann, was man ganz oft hört, bei Stellen, wenn man gerade um was ansucht, weil man sich das vielleicht nicht so gut leisten kann, ja, hätte man sich vorher überlegen müssen,

bevor man ein Kind kriegt, ob man sich das leisten kann. Ich kann dir gar nicht sagen, wie oft ich das gehört habe [...] Die Welt will Nachwuchs, aber will kein Geld dafür investieren. Wie sollst du dir das dann leisten? Das ist schwierig. Oder, was ich auch oft gehört habe, ja, man hätte sich ja nicht vom Vater trennen müssen, dann wäre es auch einfacher.“³⁴

Zurechtweisungen wie jene, sich vorab zu überlegen, ob man „sich ein Kind leisten kann“, oder gar, sich nicht vom Vater zu trennen, manifestieren tief verankerte klassistische und sexistische Strukturen: Yvonne Fischers Entscheidung, sich vom (gewalttätigen) Kindesvater zu trennen, wird als selbstverschuldete Ursache für die finanzielle Schwierigkeit, in der sie sich befindet, delegitimiert. Der Sozialstaat antwortet also – auf der Ebene der *street-level bureaucrats*, die ihn repräsentieren – mit herablassender Ablehnung und adressiert damit zugleich die Selbstverantwortung kapitalschwacher Bürger:innen: Er bestraft – so die Erfahrung, die Frauen wie Yvonne machen – jene, die qua sozialer Herkunft und patriarchaler Strukturen arm sind und sich etwa gewaltförmigen Beziehungen nicht bedingungslos beugen.³⁵ Mechanismen wie diese sind bekanntermaßen keine Seltenheit und entstehen nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines globalen und, historisch gesehen, lange bestehenden Diskurses über arme Menschen, in der stets eine „moralische Klassifizierung des Sozialen“ vorgenommen wird, die es ermöglicht, „die soziale Situation“ von kapitalschwachen Menschen „als Resultat der Muster der Lebensführung“ zu sehen, anstatt die komplexen Strukturen sozialer Ungleichheit anzuerkennen.³⁶

34 YF, o8/23.

35 Die Veränderung der Adressierung an Menschen in neoliberalisierten Formen des Sozialstaates scheint hier auch eine Rolle zu spielen. Potenzielle Adressat:innen von staatlichen Zuwendungen werden als ‚doppelt verantwortungsbewusst‘ konstruiert – denn indem sie für *sich* Sorge tragen, belasten sie *die Gesellschaft* nicht. Vgl. Stephan Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld 2013; ein Überblick zu den Debatten über den Zusammenhang von Geschlecht und dem aktivierenden Sozialstaat kann in Mona Motakef: Prekarisierung. Bielefeld 2015, S. 85–88 nachgeschlagen werden.

36 Rolf Lindner: ‚Unterschicht‘. Eine Gespensterdebatte. In: Rolf Lindner, Lutz Musner (Hg.): Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der Armen in Geschichte und Gegenwart. Freiburg im Breisgau 2008, S. 9–17, hier S. 15 f.

Im Abschnitt zur Frage der Gleichberechtigung zeigte sich, dass die Befragten die eigenen Gewalterfahrungen nicht an die Ebene politischer Strukturen zurückbinden. Bei den Armutserfahrungen verhält es sich anders: Diese werden in einen direkten Zusammenhang mit den staatlichen Strukturen gebracht. Dies möchte ich anhand des Gesprächs mit Lena Peric, einer zum Zeitpunkt des Interviews rund 30-jährigen Mutter zweier Kinder, veranschaulichen. Mit Blick auf die Arbeitsteilung in ihrer Beziehung sagt sie, dass es „irgendwie klar war, dass er arbeiten geht“ und sie zuhause bleibt. Sie erzählt: „Für ihn war immer wichtig, dass die Mama beim Kind daheim ist. Ja, passt ok, mache ich gerne [*lacht*]“. ³⁷ Diese Arbeitsteilung beeinflusst die spätere ökonomische Lage von Lena und ihren Kindern nachhaltig. Nachdem das Paar sich trennte, hatten sie einen gemeinsamen Kredit in der Höhe von 5.000 Euro abzubezahlen, den sie für das Einrichten der gemeinsamen Mietwohnung aufgenommen hatten. Er wanderte schließlich nach Südeuropa aus, wobei Lena das Motiv für die Ausreise in seiner Zahlungsunfähigkeit sieht. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie ohne abgeschlossene Ausbildung und hat zwei Kinder zu versorgen. Im Interview schildert sie ihre schwierige Lage exemplarisch anhand einer Situation, in der sie sich etwa einen Monat vor unserem Gespräch wiederfand. Sie hatte in der Fischzerlegungsfabrik, in der sie mehrere Jahre arbeitete, gekündigt, sich für einige Wochen arbeitslos gemeldet und wollte anschließend Mindestsicherung ³⁸ beantragen. Ihr Antrag wurde allerdings abgelehnt. Als Grund verwies das Amt auf das Geld auf den Sparbüchern der Kinder:

„Nichts darfst du haben, nein. Darfst du echt nichts besitzen. Darfst in keinem Besitz sein, ich habe ja dann noch eine stillgelegte fondsgebundene Lebensversicherung. Die läuft auf den Felix [Sohn], da sind 2000 Euro drauf und ich zahl' 50 Euro für meine Pension ein. Und derweil ich so viel da halt hab, geht's mir noch immer viel zu gut [*lacht*]. Aber das

37 LP, 08/22; später im Interview berichtet sie davon, auch während der Zeit, in der sie nicht offiziell erwerbstätig war, stets in anderen Haushalten geputzt und zusätzlich zu ihren eigenen Kindern auch auf die Kinder von Freund:innen gegen Bezahlung aufgepasst zu haben.

38 Bundesweite Sozialhilfe, die bei sehr geringem Einkommen und in Fällen, in denen kein Besitz vorhanden ist, gewährt wird.

Geld ist halt für die Kinder gerichtet und das greife ich niemals an. Dann habe ich halt einmal zwei Wochen von nichts gelebt. Wirklich, jetzt, im Juli, die letzten zwei Wochen. Kein Geld gehabt. Aber es ist gegangen, meine Speis[ekammer] ist eh bummvoll. Mit Mehl, was weiß ich. Es ist voll gegangen, ich war echt erstaunt, eigentlich in was für einem Luxus ich als Armer eigentlich noch immer lebe. Weil, es geht auch so, mit 20 Euro, so die zwei Wochen [*lacht*]. Und mein Nachbar da unten, der ist Sozialarbeiter und der hat letztens erzählt, das ist echt schräg, was die, ah, Ausländer kriegen, da wird die komplette Wohnung bezahlt. Alles, alles, die ganze Wohnung für die Ausländer, wird alles vom Staat übernommen, dann kriegen sie noch ein bisschen ein Taschengeld, 200 Euro im Monat, mit dem sie halt wirtschaften müssen, aber die Wohnung, alles wird bezahlt, alles. Von Strom, Heizung, Betriebskosten, alles. Ich kriege 193 Euro Wohnbeihilfe, muss noch 400 Euro zahlen.“³⁹

Der Schluss, den viele der Gesprächspartnerinnen aus diesen Erfahrungen, und den diskursiven Ressourcen, derer sie sich bedienen, ziehen, ist – wie an Lenas Ausführungen deutlich wird –, dass der Staat zu wenig Mittel für ‚fleißige, einheimische‘ Arbeiterinnen und Mütter, wie sie selbst es ist, aufwende, während diese Mittel migrantischen Personen zugesprochen würden. Derartige Erzählabfolgen finden sich auch bei weiteren Befragten.

Julia Huber beschreibt, wie sie sich nach der Trennung von ihrem Ex-Partner – der sich nur im rechtlich vorgeschriebenen Ausmaß finanziell an den Ausgaben des gemeinsamen Sohnes beteiligte – an eine öffentlich zuständige Behörde wandte, die ihr von einer Lehrerin ihres Kindes empfohlen worden war:

„Natürlich kriegst du nichts [...]. Toll, also da schaust du mal durch, da habe ich gefragt, ob ich sonst wo Mittel herkriege, sonst stehe ich da. Ich habe einen Kredit zu zahlen, eine geringfügige Arbeit, ein Kind, ich habe kein Kind, dass ich es abgebe, der Mutter habe ich auch nicht alles zumuten können,

die macht eh viel zu viel. Da bin ich draufgekommen, dass du eigentlich als Österreicherin in Österreich verrecken kannst, das ist leider so. Und beim Amt bin ich dann ein bisschen ausgeflippt, habe gesagt, ‚okay, das nächste Mal male ich mich schwarz an, ziehe noch ein paar Kinder nach und dann kriege ich das ganze Geld‘. Es ist – ich bin nicht ausländerfeindlich – aber es ist so. Ja, bei der Gemeinde war nichts zu holen. Ich bin wirklich dagestanden wie die Kuh vor der Tür, das ist so. Es ist schön, dass wir in so einem tollen Land wohnen, wo du Unterstützung kriegst, nämlich keine. Das ist eine bodenlose Frechheit.“⁴⁰

Julia erhielt also nach der Trennung von ihrem Ex-Partner weder finanzielle Unterstützung durch den Staat noch beteiligte sich der Vater ihres Sohnes ausreichend. Die ‚schwarze, kinderreiche Familie‘ fungiert auch hier als Projektionsfläche: In Julias Erzählung wird diese zu einer sozial figurierten Gruppe,⁴¹ die „das ganze Geld“ kriege, während ihr und ihrem Sohn ebendieses verweigert wird, obschon – und dies wird hier implizit mitverhandelt – es ihnen im Gegensatz zur ‚schwarzen Familie‘ eigentlich zustünde. Diese moralische Erwartung wird vom strafenden, sozialdisziplinierenden Staat jedoch enttäuscht.

Simone Hofer wiederum beschreibt die Schwierigkeiten, mit denen (Groß-)Mütter sich konfrontiert sehen, und wechselt dabei im Erzählmodus zwischen allgemein-politischem Kommentar und der eigenen Erfahrung als Großmutter:

„So wie jetzt, ich meine, gestern habe ich wieder auf die Kinder [Enkelkinder] geschaut. Da muss ich um halb 12 aufstehen, da schlafe ich genau vier Stunden. Muss aber in der Nacht [Nachtschicht von 22–6 Uhr] wieder arbeiten gehen, aber ich muss, ich will sie unterstützen. Weil es sind meine

⁴⁰ JH 06/23.

⁴¹ Vgl. Moritz Ege, Jens Wietschorke: Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse. Methodologische Überlegungen am Beispiel der ‚Wiener Typen‘ vom 18. bis zum 20. und des Berliner ‚Prolls‘ im 21. Jahrhundert. In: LiThes. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 11, 2014, S. 16–35, hier S. 34 f.

Enkelkinder, nicht. Aber es ist nicht einfach. Und das finde ich schon arg. Weil, ich meine, ich denke, wenn du denkst, was die Leute alle. Ich will das ja jetzt nicht sagen, aber, was Ausländer zum Beispiel alles reingestopft kriegen in den Arsch, was eigentlich wir Österreicher brauchen würden. Wenn sie das alles ein bisschen verändern würden, wäre es auch viel einfacher. Aber da wird halt nicht geschaut.“⁴²

In den Interviewausschnitten zeigt sich, dass individuelle Erfahrungen mit Krisen sozialer Reproduktion – mit vergeschlechtlichter institutioneller Abwertung, mangelnder Unterstützung, Ausbeutung und Armut – selten in einer Kritik an struktureller Ungleichheit oder an staatlicher Sozialpolitik (etwa restriktiver Sozialgesetzgebung) – ebenso wenig in einer Kritik an patriarchaler Kultur – münden. Vielmehr werden sie häufig durch Projektionen auf soziale Figuren eines migrantischen ‚Außen‘ verarbeitet und mit Sinn versehen. In einschlägiger Literatur werden derartige Deutungen vor allem unter dem Begriff des *Wohlfahrtschauvinismus* diskutiert. Damit wird beschrieben, dass Menschen soziale Leistungen nur für bestimmte Gruppen („uns Österreicher“) befürworten, für migrantische Personen oder andere Minderheiten allerdings nicht. Eine Haltung also, die den Sozialstaat per se zwar befürwortet, allerdings eine Einschränkung seiner Zugänglichkeit, typischerweise nach nationaler oder ethnischer Zugehörigkeit, einfordert.⁴³

Das „Ausflippen“ auf dem Amt, die Rede vom „Schwarz-Anmalen“ oder die Wiedergabe von Nachbarserzählungen über „die Ausländer“ markieren Bruchstellen in den Erzählungen der Interviewten: Im Fokus steht die symbolische Umdeutung der eigenen Benachteiligung in relative Privilegien anderer, die als unverdient erscheinen. Allerdings, das habe ich im vorherigen Abschnitt gezeigt, manifestierten sich in Bezug auf Fragen der Gleichberechtigung andere Mechanismen, die auf eine andere, abstraktere Art und Weise zur Abgrenzung von Migrant:innen führten: Dort wurden die

42 SH, 01/23.

43 Vgl. Jan Mewes, Steffen Mau: Unraveling Working-Class Welfare Chauvinism. In: Stefan Svallfors (Hg.): *Contested Welfare States. Welfare Attitudes in Europe and Beyond*. Stanford 2012, S. 119–157.

persönlich gemachten Erfahrungen dezidiert nicht zur Begründung politischer Einstellungen herangezogen. Ein ökonomisch-deterministischer Schluss, der die Rassismen der Gesprächspartnerinnen lediglich als aus den unmittelbaren Erfahrungen abgeleitet und damit als uneigentlich und gewissermaßen leicht zu beheben behandelt, erscheint daher als unzureichend. Sehen wir uns deshalb für eine aufschlussreiche Einordnung des vorliegenden empirischen Materials abschließend einige wichtige Interpretationsangebote zur Frage nach der Entstehung rechter Ideologeme an.

Rechte Ideologeme: Mehr als unmittelbare Notwehr?

Das empirische Material, demzufolge persönlich erfahrene Belastungen sich in rassistischen Ressentiments entladen, reiht sich in Befunde zahlreicher historischer sowie aktueller Studien ein. Vor dem Hintergrund bestehender Konkurrenzverhältnisse innerhalb einer Gesellschaft fungieren rassistische Deutungen von Welt, so eine weitverbreitete Interpretation, „als Affektableiter und Identitätsstifter qua Ausgrenzung“.⁴⁴ Besonders prominent wurde eine solche Interpretation des ‚abgeleiteten Affekts‘ durch Arlie Russell Hochschilds Buch *Strangers in Their Own Land*, in dem sie die Metapher der Warteschlange bemüht: Während weiße (meist männliche) Arbeitende sich in der sozio-ökonomischen Warteschlange als nicht vorankommend empfinden, würden sich andere Personen aufgrund von antidiskriminatorischen Policies⁴⁵ in der Warteschlange vordrängeln, woraufhin ein Hass auf die sich Vordrängelnden entstünde, was die Menschen für rechte Ideologien mobilisierbar mache.⁴⁶ Hochschilds Metapher aufgreifend, interpretiert der Soziologe Klaus Dörre in seinem Buch *In der Warteschlange* das rechte Weltbild, das ihm in seiner Forschung

44 Benjamin Opratko: Rechtspopulismus als Krisenbearbeitung: Anmerkungen zum Aufstieg von AfD und FPÖ. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 47 (186), 2017, S. 123–130, hier S. 124.

45 Die Protagonist:innen in Hochschilds Studie referenzieren diesbezüglich auf *Affirmative Action Policies*; Siehe z. B. Arlie Russell Hochschild: *Strangers in their own land. Anger and mourning on the American right*. New York, London 2018, S. 92 f.

46 Ebd.

mit Arbeitenden begegnete⁴⁷, als Umdeutung eines Klassenkonflikts in eine „Auseinandersetzung zwischen anspruchsberechtigten Inländern und parasitären Eindringlingen“⁴⁸.

Für den deutschsprachigen Raum war in dieser Frage auch das bereits 2009 veröffentlichte, allerdings erst 2016 ins Deutsche übersetzte, Buch *Rückkehr nach Reims* des französischen Soziologen Didier Eribon von großer Bedeutung. Er vertritt darin – ausgehend von einer autobiografischen Analyse – die These, dass die kommunistische Partei Frankreichs sich von ihrer sozialen Basis abwandte und sich „große Teile der Unterprivilegierten jener Partei zuwandten, die sich nunmehr als einzige um sie zu kümmern schien und die zumindest einen Diskurs anbot, der versuchte, ihrer Lebensrealität wieder Sinn zu verleihen“.⁴⁹ Eribon schreibt weiter, er sei sich sicher, „dass man die Zustimmung zum Front National [heute Rassemblement National] zumindest teilweise als eine Art politische Notwehr der unteren Schichten interpretieren muss“.⁵⁰

Derartige Interpretationsangebote behaupten – bei allen Unterschieden, die sie im Detail aufweisen – einen Kausalzusammenhang zwischen Prekarisierungserfahrungen und rechten Einstellungen oder gar rechtem Engagement. Diese Deutung kann auf Grundlage weiterer empirischer Analysen zunächst bestätigt werden: Auch in der 2023 erschienenen und seither vielbeachteten *Triggerpunkte*-Studie machen die Soziologen Steffen Mau, Thomas Lux und Linus Westheuser eine klassenspezifisch negativere Einstellung in Migrationsfragen aus, was sie mit den materiellen Bedingungen eines prekarierten Teils der Arbeiter:innenklasse begründen.⁵¹ Unterschiedliche

47 Dörre schreibt genauer zur empirischen Erhebung: „Pegida und die AfD als Demokratiebewegung normaler Lohnabhängiger – das ist der Tenor von Selbstdarstellungen radikal rechts orientierter Arbeiter, die wir im Rahmen eines laufenden Forschungsvorhabens zum ‚Gesellschaftsbild des Prekariats‘ erhoben haben“. Die Forschungsgruppe aktualisierte 2017/18 mit ihrer Studie eine „Basisstudie zu Prekarität und Rechtspopulismus aus den Jahren 2003 bis 2006“; Klaus Dörre: In der Warteschlange. Arbeiter*innen und die radikale Rechte. Münster: 2020, S. 166.

48 Ebd., S. 271.

49 Didier Eribon: *Rückkehr nach Reims*. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn. Berlin 2018, S. 122.

50 Ebd., S. 124.

51 Mau, Lux, Westheuser (wie Anm. 18), S. 131.

Untersuchungen, etwa aus Deutschland und Österreich, zeigen, dass sozioökonomisch schlecht gestellte Personen sowie, eng damit verknüpft, jene mit niedrigerem Bildungsgrad rechten Ideologien mit höherer Wahrscheinlichkeit anhängen.⁵² Diese Personengruppen erleb(t)en oder befürchten in Folge der Strukturveränderungen der letzten Jahrzehnte einen sozialen Abstieg, was sie – so die Annahme – rezeptiver als andere Gruppen für rechte Ideologien macht.⁵³ Aus makrostruktureller Perspektive kann passend hierzu ergänzt werden, dass dort, wo Austeritätspolitik durchgesetzt werden, der Zuspruch zu rechtsextremen Parteien signifikant steigt.⁵⁴

Auch die Politikwissenschaftlerin Gudrun Hentges stellte – mit Blick auf eine in mehreren europäischen Ländern Anfang der 2000er Jahre durchgeführte Studie, in der sozioökonomischer Wandel, individuelle Reaktionen darauf und die Attraktivität extrem rechter Positionen untersucht wurden – fest, dass Prekarisierungserfahrungen „dazu führen können (aber nicht müssen), dass [Menschen] auf Autoritarismus, Nationalismus, Standortnationalismus, Rassismus, antimuslimischen Rassismus, Antisemitismus oder Verschwörungstheorien rekurren, um unter Bezugnahme auf diese Ideologien der Ungleichheit bzw. Ungleichwertigkeit ihre individuellen Erfahrungen zu bewältigen“.⁵⁵ Hentges argumentiert, dass einerseits die sozioökonomischen Veränderungen, die sich in postindustriellen Gesellschaften in den letzten Jahrzehnten zutragen, sowie andererseits

52 Siehe bspw. Richard Hilmer, Bettina Kohlrausch, Rita Müller-Himler u. a.: Einstellung und soziale Lebenslage. Eine Spurensuche nach Gründen für rechtspopulistische Orientierung, auch unter Gewerkschaftsmitgliedern. In: Forschungsförderung Working Paper 44, 2017, S. 3–59; Thomas Lux: Die AfD und die unteren Statuslagen. Eine Forschungsnotiz zu Holger Lengfelds Studie Die Alternative für Deutschland: eine Partei für Modernisierungsverlierer? In: KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 70 (2), 2018, S. 255–273.

53 Vgl. Carolin Amlinger, Oliver Nachtwey: Zerstörungslust. Elemente des demokratischen Faschismus. Berlin 2025.

54 Siehe z. B. Leonardo Baccini, Thomas Sattler: Austerity, economic vulnerability, and populism. In: American Journal of Political Science 69 (3), 2023, S. 899–914.

55 Gudrun Hentges: Die populistische Lücke. Flucht, Migration und Neue Rechte. In: Karina Becker, Klaus Dörre, Peter Reif-Spirek (Hg.): Arbeiterbewegung von rechts? Ungleichheit – Verteilungskämpfe – populistische Revolte. Bonn 2020, S. 101–115, hier S. 102 f.

die Krise der politischen Repräsentation (also der „Vertrauensverlust aus den unteren Schichten gegenüber Parteien und Gewerkschaften, die traditionell die Interessen der Arbeitenden vertreten haben“) die entscheidende Kombination des gegenwärtigen politischen Rechtsrucks ausmacht.⁵⁶ Jörg Flecker und Sabine Kirschenhofer benannten diesen kombinierten krisenhaften Wandel der Sozialstruktur und der politischen Repräsentation in ihrer Analyse der Veränderung in der Arbeitswelt und des parallel dazu entstehenden Aufstiegs des Rechtspopulismus in Österreich treffend als die *populistische Lücke*.⁵⁷

Diese in der Tendenz ähnlichen Ergebnisse sollten Forschende und die politische Öffentlichkeit allerdings nicht dazu veranlassen, Ideologien der Ungleichheit, wie etwa Rassismus, als „uneigentliches Phänomen“, als eine „eine problematische Ausdrucksform ohne eigenen ideologischen Gehalt“ zu begreifen.⁵⁸ Mit Blick auf die in diesem Artikel besprochene Empirie lässt sich mit solchen Interpretationen zwar der Aspekt des Wohlfahrtschauvinismus erklären, nicht jedoch die Projektion von Gleichberechtigungsproblemen auf ein migrantisches Außen. Dieser Befund ergibt sich aus dem narrativen Einsatz beziehungsweise Ausblenden der persönlichen Erfahrungen. Gewalt im familiären Umfeld wird explizit nicht auf eine politisch-strukturelle Ebene transferiert, während dies bei der Armutserfahrung – in einem wohlfahrtschauvinistischen Register – der Fall ist. In beiden Fällen richtet sich der Unmut jedoch auf das rassialisierte migrantisches Aussen.

Um dieses Phänomen zu erklären, lohnt es sich, ideologiekritisch orientierte Ansätze zu befragen: Sie fokussieren auf psychodynamische Aspekte, auf deren Grundlage rechte Mobilisierungsstrategien beziehungsweise *faschistische Agitation*⁵⁹ greifen. In dieser

56 Ebd., S. 104.

57 Jörg Flecker, Sabine Kirschenhofer: Die populistische Lücke: Umbrüche in der Arbeitswelt und Aufstieg des Rechtspopulismus am Beispiel Österreichs. Berlin 2007.

58 Silke van Dyk, Stefanie Graefe: Identitätspolitik oder Klassenkampf? Über eine falsche Alternative in Zeiten des Rechtspopulismus. In: Karina Becker, Klaus Dörre, Peter Reif-Spirek (Hg.): Arbeiterbewegung von rechts? Ungleichheit – Verteilungskämpfe – populistische Revolte. Bonn 2020, S. 337–353, hier S. 347.

59 Leo Löwenthal: Falsche Propheten. Studien zur faschistischen Agitation. Aus dem Englischen von Susanne Hoppmann-Löwenthal. Berlin 2021.

Denktradition stehend wurden etwa die *Studien zum autoritären Charakter* der Frankfurter Schule besonders prominent, in denen der Zusammenhang „zwischen der Ideologie und den soziologischen Faktoren [...] in der Entwicklung des Individuums“ und die daraus folgende Potenzialität für faschistische Mobilisierung beforscht wurde.⁶⁰ Ideologie hat in dieser Interpretation „eine Funktion bei der Anpassung des Individuums an die Gesellschaft“ und, so die Annahme, die „Empfänglichkeit des Individuums für solche Ideologien [hängt] in erster Linie von psychologischen Bedürfnissen [ab]“.⁶¹ Diese Denktradition ist insofern fruchtbar, als dass sie psychodynamische Aspekte umfassender beachtet. Sie tut dies, indem sie davon ausgeht, dass Menschen sich in der kapitalistisch organisierten Gesellschaft mit psychodynamischen Herausforderungen konfrontiert sehen, die aus den Strukturen dieser Gesellschaft – in der Sozialisation und in der darüber hinausgehenden alltäglichen Praxis – hervorgehen. Dem kausalen Zusammenhang zwischen der konkreten (Einzel-)Erfahrung (beispielsweise Prekarisierung) und der Rezeptivität für rechte Welterklärungen und Forderungen wird damit ein komplexeres Modell entgegengesetzt.

Zurückgebunden an die oben diskutierte Empirie scheint eine solche Interpretation von rechten Affinitäten, die Psychodynamiken miteinbezieht, als fruchtbar: Sie macht es möglich, die Popularität derartiger Ideologeme unter den befragten Frauen als Ergebnis der Resonanz von strukturellen Grundbedingungen und darin entstehenden psychologischen Dispositionen, direkteren Erfahrungen von Gewalt und (kultureller) Deklassierung sowie ökonomischer Unsicherheit in einer bestimmten politischen Konstellation, in der schließlich eine spezifische Form politischer Agitation wirksam wird, zusammen zu denken. Ein solcher Ansatz ermöglicht es, auch die geschlechtsspezifischen (Gewalt-)Erfahrungen in die Interpretation und die Erklärung dieser Zusammenhänge mit aufzunehmen, da Ideologeme eben nicht einfach von der ökonomischen Position und den darin gemachten Erfahrungen (oder Ängsten) der sozialen Deklassierung abgeleitet werden können. Wenn der komplexe Versuch unternommen wird, die gesellschaftlichen Strukturen in ihrer Wirkmacht auf

60 Theodor W. Adorno: *Studien zum autoritären Charakter*. Aus dem Englischen von Milli Weinbrenner. Frankfurt am Main 2016, S. 7.

61 Ebd., S. 3.

die Subjektivität der Menschen zu erfassen, ohne dabei unmittelbare Erfahrungen außer Acht zu lassen, so wird es möglich, die projektiven Momente zu begreifen. Der zuletzt besprochene Interpretationsansatz der Kritischen Theorie und der darauf aufbauenden Sozial- und Kulturforschung blickt jedoch nur selten wirklich strukturiert *auch* auf die jeweilige politische Konstellation und auf die in ihr wirksamen Diskurse. Diese jedoch bestimmen, das betonte bereits Theodor W. Adorno in den *Studien zum autoritären Charakter*, maßgeblich „die Wahl der sozialen Objekte psychologischer Aggressivität“.⁶²

Rechte Diskurse in der gegenwärtigen Konjunktur

Erst die (Mit-)Beachtung der Spezifik der jeweiligen gesellschaftlichen Konjunktur ermöglicht es dementsprechend, rechte Mobilisierungsstrategien umfassend im Verhältnis zu seinen Rezipient:innen im jeweiligen historischen Moment zu verstehen. Denn diskursiv zirkulierende Themen, Bilder und Narrative werden einerseits durch politische und mediale Akteur:innen gesetzt und propagiert, andererseits werden jedoch auch Elemente der Alltagskultur und des Alltagsverständes in sie aufgenommen.⁶³ Für die Protagonistinnen meiner Forschung bieten rechte Gruppierungen ein vermeintlich vielversprechendes Angebot: Ihnen gelingt es, den Alltagsverstand der Mütter umfassend anzurufen, indem sie explizit deren Erfahrungswelt, aber auch bestehende Meinungen sowie Wert- und Moralvorstellungen adressieren.⁶⁴ Die reproduktive Sphäre wird in diesen

62 Ebd., S. 278.

63 Vgl. Jeremy Gilbert: Das Kulturelle in politischen Konjunkturen. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 13 (2), 2019, S. 104–114.

64 Auf Grundlage der von den Befragten adressierten Probleme habe ich medial zugängliche Positionierungen aufgesucht und analysiert. Die FPÖ agiert aktiv in den Diskursbereichen rund um *sexualisierte Gewalt* und den *erodierenden Sozialstaat*. Beide Themen werden meist mit *Migration* verbunden. Im Zuge meiner Forschung wurde die Mobilisierungsseite jedoch nicht systematisch analysiert, weshalb auf einige relevante Arbeiten in diesem Themenbereich hingewiesen sein soll: Die Verbindung von *sexualisierter Gewalt/Misogynie* mit migrantischen (insbesondere muslimischen) Männern wurde umfassend von Gabriele Dietze unter dem Begriff des *sexuellen Exzeptionalismus* besprochen; Gabriele Dietze: Sexueller Exzeptionalismus. Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus. Bielefeld 2019. Für den österreichischen Kontext

rechten Mobilisierungsstrategien auf mehreren Ebenen als anerkennungswürdige und zu schützende Arena inszeniert: In ihr bewegen sich hilfs- und schutzbedürftige Frauen, die dort ihrer vermeintlichen Kernaufgabe – der Haus- und Sorgearbeit – nachgehen.⁶⁵ Mutterschaft wird in rechten Diskursen der Gegenwart gekonnt zu einem „modernisierten Inklusionsversprechen“ stilisiert, indem ihr ein hoher gesellschaftlicher Wert zugeschrieben wird, der zugleich als Gegenentwurf zu scheinbar dominanten feministischen Anrufungen positioniert wird. Die Rechte bietet also gesellschaftliche Anerkennung für Mütter – ohne den Druck, eine wettbewerbsbasierte Berufskarriere verfolgen zu müssen.

Dies geschieht in einer Zeit, in der (neo-)liberale (Post-)Feminismen eine Ideologie der ‚do-it-all-mother‘ vertreten, ohne den sozialdisziplinierenden Charakter des austeritätsgeprägten Sozialstaats, zum Beispiel für Familien, zu kritisieren.⁶⁶ Sie treffen, das zeigt die auf die aktuelle und lokale Konstellation bezogene Analyse, mit ihrer familialen Agitation zielsicher in eine in der gegenwärtigen *conjuncture* bestehende (post-)feministische Lücke. Vor diesem Hintergrund kann der rechte Diskurs für die Protagonistinnen meiner Studie aus nachvollziehbaren Gründen eine interessante alternative Orientierung zu vermeintlich feministischen Diskursen⁶⁷ bieten, da Letztere stark

sind z. B. folgende Abhandlungen aufschlussreich: Stefanie Mayer, Edma Ajanovic, Birgit Sauer: Intersections and Inconsistencies. Framing Gender in Right-Wing Populist Discourses in Austria. In: NORA – Nordic Journal of Feminist and Gender Research 22 (4), 2014, S. 250–266; Benjamin Opratko: Im Namen der Emanzipation. Antimuslimischer Rassismus in Österreich. Bielefeld 2019; Karl Beyer, Markus Griesser, Stephan Pühringer: Zwischen Meritokratie und Wohlfahrtschauvinismus. Eine Mediendiskursanalyse zu sozial- und arbeitsmarktpolitischen Reformen der ÖVP-FPÖ-Regierung 2017–2019 in Österreich 109, 2020, S. 5–96.

65 Vgl. Agnieszka Graff, Elżbieta Korolczuk: Anti-Gender Politics in the Populist Moment. London 2021, S. 115–136.

66 Vgl. Marie Reusch: Mutterschaft als modernisiertes Inklusionsversprechen für Frauen. Extrem rechte Thematisierungen von Mutterschaft vor dem Hintergrund der Krise der sozialen Reproduktion. In: ZRex – Zeitschrift für Rechtsextremismusforschung 1 (2), 2021, S. 228–241; siehe auch: Juliane Lang: Rechtsextremismus und Geschlecht im Wandel. Wiesbaden 2025, S. 89–91.

67 Siehe z. B. Akane Kanai, Rosalind Gill: Woke? Affect, neoliberalism, marginalised identities and consumer culture. In: New Formations – A journal of culture/theory/politics 102, 2020, S. 10–27.

auf weibliches Unternehmertum⁶⁸ und damit mittel- und oberschichtstypische Karrieren fokussieren, was aufgrund der zu Beginn des Textes kurz dargelegten Erwerbsbiografien und der Klassenzugehörigkeit wenig Identifikationspotenzial beinhaltet. Entlang des vorgestellten empirischen Materials kann meines Erachtens festgehalten werden, dass viele der Befragten sich durch rechte Inhalte *substantiell repräsentiert* fühlen. Das Wahlverhalten der Gesprächspartnerinnen kann ich jedoch nicht hinreichend analysieren, um einen Zusammenhang zwischen der Mobilisierungs- und Rezeptionsseite zu behaupten. Viele der Befragten gaben an, (inzwischen) keine der beiden (ehemaligen) Großparteien – die Sozialdemokratische Partei Österreichs (SPÖ) oder die Österreichische Volkspartei (ÖVP) – zu wählen, ohne jedoch darzulegen, welche Partei sie stattdessen unterstützen; einige wählten die rechtsextreme Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ). Die Wahlergebnisse in der untersuchten Region stützen die Annahme, dass die extreme Rechte insbesondere unter prekär positionierten Frauen der Arbeiter:innenklasse erfolgreich ist, insofern jene soziodemografische Gruppe, die der Position dieser Frauen am nächsten kommt, maßgeblich zum Wahlerfolg der FPÖ in jüngster Vergangenheit beigetragen hat.⁶⁹

Zugleich – und dies gibt zusätzlichen Anlass zur Besorgnis – berichten viele Befragte mit rechten Einstellungen, dass sie an den jüngsten Wahlen nicht teilgenommen haben, da sie sich von den zur Auswahl stehenden Parteien nicht repräsentiert fühlten oder sich insgesamt nicht an dieser Form der Politik beteiligen möchten. Dies deutet darauf hin, dass das Wähler:innenpotenzial der radikalen Rechten über das derzeit in Wahlerfolgen Sichtbare hinausgeht und sich auch in Formen politischer Beteiligung jenseits parlamentarischer Wahlen manifestieren kann. Es bleibt abschließend dafür zu plädieren, informierte Strategien zu entwerfen, die den Alltagsverstand adressieren, um der gegenwärtigen Faschisierung etwas entgegenzusetzen, jedoch ohne diesen – und das scheint gegenwärtig keine Selbstverständlichkeit zu sein – selbst als „Maßstab politischer Positionen miss[zu]versteh[en]“⁷⁰.

68 Siehe z. B. Jo Littler: The female Entrepreneur: Fragments of a Genealogy. In: European Journal of Cultural Studies 27 (3), 2024, S. 498–508.

69 Siehe z. B. Laumer, Praprotnik (wie Anm. 3).

70 Opratko (wie Anm. 8), S. 46.

"It's Really Weird What Foreigners Get". Experiences of Poverty and Violence Among Precariously Employed Mothers and Receptivity to Right-Wing Ideology

This article draws on an ethnographic study among female factory workers in Styria, Austria, to examine how right-wing ideologemes are manifested in everyday interpretative frameworks. The analysis differentiates between two empirical registers: in the domain of welfare chauvinism, concrete experiences of poverty are explicitly linked to structural conditions, whereas in discussions of gender equality, experiences of violence are not translated into structural critique but instead give way to narratives emphasising the threat posed by migrant men. Right-wing actors instrumentalise these ideologemes by strategically addressing motherhood and precarious livelihoods. The article concludes by engaging with existing interpretative approaches regarding the drivers of contemporary fascisation and argues for an analytical perspective that brings together societal structures, the current political conjuncture, and subjective modes of processing.

URN: urn:nbn:at:at-vkw-231950 bzw.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-vkw-231950>

Leibliche Macht: Gewalt und Körper in Jagdsituationen

Der Beitrag untersucht Macht und Gewalt in jagdlichen Situationen und zielt darauf ab, diese Begriffe auf der Grundlage empirischer Analysen neu einzuordnen. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Macht und Gewalt in der Jagd stets körperlich verfasst sind und sich in konkreten materiellen und leiblichen Praktiken manifestieren. Anhand ethnografischen Materials zu Tötungssituationen wird nachgezeichnet, wie Macht in der Jagd wirkt und situativ ausgehandelt wird. Der Fokus liegt auf der Materialisierung von Macht in Körpern, Werkzeugen, Umwelten und Relationen sowie auf den gewaltsamen Momenten, in denen sich diese Macht verdichtet und sichtbar wird. Es wird dafür plädiert, die Verleiblichung der Akteur:innen in ihre Umwelt – gefasst über den ontologischen Begriff des Fleisches nach Maurice Merleau-Ponty – als konstitutiven Bestandteil von Macht- und Gewaltverhältnissen in jagdlichen Kontexten mitzudenken. Der analytische Zugriff ist dabei zugleich von einer kritischen geschlechtertheoretischen Perspektive angeleitet, nicht zuletzt, weil die Forschungsakteur:innen Jägerinnen fokussieren und damit die geschlechtliche Dimension jagdlicher Macht- und Gewaltverhältnisse ausdrücklich mitreflektiert wird.

Einleitung

„Man legt die Waffe weg, also wenn man weiß, dass das Stück wirklich gut verendet ist. Ja, es ist wirklich so, dass dann sofort das Jagdfieber kommt. Also wirklich mit Zittern und auf einmal richtig Herzklopfen und irgendwie dann auch die Freude. Jagdfieber, das kann man ganz schlecht beschreiben, ist irgendwie ein einzigartiges Gefühl. Und ich glaube, dieses Gefühl hat man bei anderen Sachen einfach nicht.“¹

Jagende setzen sich gezielt mit dem Tod und Tötungen von Tieren auseinander, sei es in der Vergewisserung ihrer Verantwortung gegenüber Lebewesen oder in ihren vom Töten ausgelösten positiven Emotionen. Bei der Auswertung des im Rahmen meines Dissertationsvorhabens zu Jägerinnen² in ländlichen Räumen erhobenen empirischen Materials wird deutlich, dass die jagenden Frauen in der Praxis genauso *gerne* töten wie ihre männlichen Kollegen.³

Das Jagdfieber wird von den Informant:innen als ein überwältigendes, zutiefst körperliches Erleben beschrieben. Diese Erfahrung der Überwältigung ist zugleich Ausdruck spezifischer Machtdimensionen: Zum einen erfahren die Jagenden eine von ihnen selbst kaum kontrollierbare leibliche Reaktion, zum anderen verfügen sie in der Situation über die Macht, ein anderes Lebewesen zu töten. Darin manifestiert sich Macht als untrennbar mit dem Körper verbundene leibliche Macht. Der Leib nimmt im Kontext der Jagd eine zentrale Stellung ein – nicht nur in Gestalt der körperlichen Erfahrung der Jagenden, sondern auch insofern, als Geschlecht eine wesentliche Kategorie für die Analyse von Machtverhältnissen in jagdlichen Zusammenhängen darstellt.

- 1 Interview 15 (weiblich, 29 Jahre alt, Angestellte in einem Mastviehbetrieb) am 20.2.2024, Material liegt bei der Autorin.
- 2 Im Aufsatz verwende ich eine geschlechtergerechte Sprache. Bewusst wird auf diese verzichtet, wenn ausschließlich Menschen eines Geschlechts gemeint sind.
- 3 Zum Thema Geschlechteraspekte vgl.: Die Beiträge in Tierstudien 28/2025 erarbeiten kritische Sichtweisen auf die Jagd, die interessante Perspektiven eröffnen, für die Auseinandersetzung mit Leiblicher Macht jedoch nur begrenzt weiterführend erscheinen. Der hier gewählte kritische Zugang zur Jagd beruht auf einem Interesse an den Logiken im Forschungsfeld und versucht, diese möglichst wertfrei herauszuarbeiten. Die Forschungslücke liegt nicht nur in der Untersuchung der Rolle von Frauen als Jägerinnen (vgl. etwa Stefano Giacomelli, Michael Gibbert: "He likes playing the hero – I let her have fun shooting". Gender games in the Italian forest during the hunting season. In: Journal of Rural Studies 62 2018, S. 164–173; Danielle J. Lindemann, Anna Doggett, Sharon Getsis: Hunting in a Hostile Climate? Hegemonic Masculinity and Emphasized Femininity on a Hunting Message Board. In: Men and Masculinities, Bd. 25, Nr. 4, 2022, S. 602–621.; Jon Littlefield: Men on the hunt: Ecofeminist insights into masculinity. In: SAGE Publications: Marketing Theory, Bd. 10, Nr. 1, 2010, S. 97–117.), sondern auch in der Entwicklung eines neuen phänomenologischen Ansatzes (Fleisch), der Geschlecht, Körperlichkeit und Natur gemeinsam berücksichtigt.

Eine kritische Analyse von Geschlecht im Feld ist meinen Forschungen zur Jagd im Oldenburger Münsterland dabei inhärent, nicht zuletzt, da das meiste von mir in teilnehmenden Beobachtungen und Interviews gesammelte empirische Material mit Frauen⁴ erhoben wurde. Im Akt des Tötens – jenem kurzen Moment, in dem ein Lebewesen erlegt wird – nimmt das Geschlecht, so meine Beobachtung, zunächst eine untergeordnete Rolle ein. Im Tötungsprozess hingegen – jenem den Tötungsakt rahmenden Aushandlungsprozess – rückt das Geschlecht in den Vordergrund; der Tötungsprozess wird dann von den Jäger:innen performativ und narrativ ausgehandelt.

Um mich der körperlichen Dimension der Jagd im Allgemeinen und des Tötungsprozesses im Besonderen zu nähern, verwende ich den Begriff Fleisch. Ein naheliegendes Konzept, das im Kontext der Jagd zunächst mit Wildbret in Verbindung gebracht werden könnte. Vorliegend verstehe ich Fleisch⁵ gleichwohl nicht nur als Wildbret, sondern darüber hinaus als einen Stoff, aus dem Mensch und Nichtmensch sowie die gesamte belebte Umwelt bestehen. Dazu verwende ich den Fleischbegriff von Maurice Merleau-Ponty:

„Das Fleisch ist nicht Materie im Sinne von Seinsteilchen, die sich zusammenfügen oder stetig aneinanderfügen, um Seiendes zu bilden. Das Sichtbare (die Dinge so gut wie mein Körper) ist auch nicht irgendein »physisches« Material, das Gott weiß wie ins Sein gebracht würde durch Dinge, die tatsächlich existieren und auf meinen tatsächlichen Leib einwirken. Auf eine allgemeine Weise gesehen / ist das Sichtbare weder Tatsache noch Summe »materieller« oder »geistiger« Tatsachen. Und ebenso wenig ist es Vorstellung für einen Geist: ein Geist könnte nicht in seinen Vorstellungen befangen sein, er würde sich sträuben Gegen diese Einfügung in

4 Das vorliegende Forschungsfeld bewegt sich in einer Binarität. Die hier verwendete Zweigeschlechtlichkeit beruht darauf und nicht auf einer Reproduktion von binären Geschlechterrollen.

5 Aktuell ist ein Sammelband erschienen, der das Fleisch als Nahrungsmittel, Kulturgut und Epistem wissenschaftlich und interdisziplinär einordnet. Gunther Hirschfelder u.a. (Hg.): Fleischwissen. Zur Verdinglichung des Lebendigen in globalisierten Märkten. Göttingen 2024. In der vorliegenden Studie verstehe ich das Fleisch als ontologisches Konzept im Sinne von Maurice Merleau-Ponty.

das Sichtbare, die dem Sehenden eigen ist. Das Fleisch ist nicht Materie, es ist nicht Geist, nicht Substanz. Um es zu bezeichnen bedürfte es des alten Begriffes 'Element' in dem Sinne, wie man ihn früher benutzt hat, um vom Wasser, von der Luft, von der Erde oder vom Feuer zu sprechen, d. h. im Sinne eines *generellen Dinges*, auf halbem Wege zwischen dem raum-zeitlichen Individuum und der Idee, als eine Art inkarniertes Prinzip, das einen Seinsstil überall dort einführt, wo ein Teil davon zu finden ist. Das Fleisch ist in diesem Sinne ein »Element« des Seins.“⁶

Der Begriff Fleisch bezeichnet hier weder bloße Materie noch reinen Geist, sondern eine grundlegende Seinsweise, die allem Wirklichen zugrunde liegt und es verbindet. Ich begreife das Fleisch deshalb als ursprüngliche Verbundenheit von Mensch und Welt, in der sich beide gegenseitig durchdringen. Fleisch kam in meinem Feld als eine intensive körperliche Verbundenheit der Jägerinnen mit ihrer Umwelt zum Vorschein, etwa in Gestalt der Hege oder des Jagdfebers. Das Konzept des Fleisches als phänomenologischer Zugang verschiebt die analytische Perspektive grundlegend, indem es nicht von vorab gesetzten Trennungen (Mensch vs. Tier, Subjekt vs. Objekt etc.), sondern von einem verbindenden Element ausgeht. Im Zentrum steht dabei die Annahme einer grundlegenden Verbundenheit aller an der Jagd beteiligten Entitäten, innerhalb derer zugleich Differenzen und trennende Momente sichtbar werden. Dadurch eröffnet sich ein analytischer Zugang, der sowohl Verbundenheit (mit dem gejagten Tier) als auch Trennung (Möglichkeit des Tötens) aus dem einen verbindenden Element Fleisch erwachsen lässt. Während das Konzept der Agency eher die Vernetzungen qua Aktivität betont, konkretisiert das Konzept Fleisch die materielle Dimension der Relationen. Vielmehr ermöglicht das Fleischkonzept eine wechselnde Perspektivierung der Jagd, da jedes Fleisch als eigenständige und relevante Existenzweise ernst genommen wird. In dieser Hinsicht weist der Ansatz in Richtung der Perspektiven der Multispecies Studies und

6 Maurice Merleau-Ponty: Das Sichtbare und das Unsichtbare. München 1986, S. 183–184.

Multispecies Ethnography⁷, insofern die in empirischen Situationen relevanten Entitäten berücksichtigt und in ihrer wechselseitigen Verbundenheit interpretiert werden.

Ziel des Beitrags ist es, Macht und Gewalt in einigen jagdlichen Situationen empirisch nachzuzeichnen und sie analytisch einzuordnen. Wenn es um Jagd geht, drängen sich leiblich erfahrene Macht und/oder Gewalt – wie das Leitzitat veranschaulichen soll – als Phänomene auf, jedoch besteht aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive hier noch Forschungsbedarf: Wie lassen sich Macht und Gewalt beim Jagen empirisch fassen? Wie kann der Macht- und Gewaltbegriff anhand des empirischen Materials zur Jagd konzeptualisiert werden? Welche Rolle spielt dabei der Körper der Jagenden und welche Rolle spielt ihr Geschlecht? Dabei ist es wichtig, die Begriffe Macht und Gewalt zu unterscheiden, gleichwohl sie beide in ihrer Körperlichkeit zu betrachten sind. Gewalt unterscheidet sich von Macht dadurch, dass Macht der Gewalt vorausgeht: Nicht jede Form von Macht äußert sich als Gewalt, doch jede Gewaltanwendung beruht auf Macht. Denn die Jagd – und damit die darin zum Vorschein kommende Macht und/oder Gewalt – kann nie ohne Körperlichkeit gedacht werden. Es gilt, danach zu fragen, welche Rolle Macht und Gewalt in der Jagd spielen und wie die Akteur:innen diese auf der Ebene ihrer Narrationen und Performanzen und vor allem ihres Körpers und des Fleisches aushandeln.

Dazu gehe ich, nachdem ich das Sampling, das Forschungsfeld und die Methodik dargelegt habe, auf die Lust der Jagenden am Töten ein. Anschließend thematisiere ich die Unlust, die die Informant:innen in jagdlichen Tötungssituationen erleben, und wie Macht in solchen Momenten ausgehandelt wird. Hier knüpfen sich Macht und Gewalt an den Tod, der sich in verschiedenen Formen zeigt, an: das Töten von Wild durch den Menschen, der Tod durch Unfälle und der Tod durch Erkrankungen. Abschließend definiere ich Macht und

7 Eben Kirksey, Stefan Helmreich: The Emergence of Multispecies Ethnography. In: *Cultural Anthropology* (25) 2010, S. 545–576; Laura Otto, Michaela Fenske: Multi-Spezies Ethnographie. In: Kathrin Eitel, Carsten Wergin (Hg.): *Handbuch Umweltethnologie*. Wiesbaden 2025, S. 163–184; Michaela Fenske: *Narrating the Multispecies World. Stories in Times of Crises, Loss, and Hope*. Bielefeld 2025.

Gewalt im Forschungsfeld und zähle im Ausblick verschiedene jagdliche Situationen im empirischen Material auf, die für eine machtkritische Perspektive durchaus von Relevanz sind, aber im Umfang des vorliegenden Artikels nicht näher betrachtet werden können.⁸

Material, Methoden und Forschungsfeld

In den letzten Jahren hat die Zahl der Jägerinnen in Deutschland zugenommen. Vor allem junge Frauen entscheiden sich für das „grüne Abitur“. Insgesamt zeigen die Statistiken des Deutschen Jagdverbands (DJV) einen deutlichen und anhaltenden Anstieg der Zahl der Jagdscheininhaber:innen in Deutschland in den letzten vier Jahrzehnten. Im Jagdjahr 1981/82 lag die Gesamtzahl bei etwa 280.000. Bis 1991/92 stieg diese Zahl auf rund 340.000, gefolgt von einem moderaten Anstieg auf etwa 360.000 im Jahr 2001/02. Die jüngsten Daten aus dem Jahr 2022/23 zeigen ein deutliches Wachstum, die Zahl der Jagdscheininhabenden hat etwa 450.000 erreicht.⁹ Dieser anhaltende Aufwärtstrend unterstreicht die Bedeutung der Jagd in der deutschen Gesellschaft und spiegelt sowohl die kulturelle Kontinuität als auch die zunehmende institutionelle Verankerung der Jagdpraxis wider.

Parallel zur Gesamtentwicklung ist eine allmähliche Veränderung im Geschlechterverhältnis der Jagenden zu beobachten. Obwohl Männer nach wie vor die überwiegende Mehrheit stellen, ist der Anteil der Frauen in den letzten zehn Jahren stetig gestiegen: Während im Jahr 2011 der Frauenanteil mit 20 % noch vergleichsweise

- 8 Die Themen weibliche Jagd und Fleisch erfreuen sich derzeit eines öffentlichen Interesses: So war 2023 etwa die Ausstellung *Wir jagen* im Mamorschloß in Bad Ischl zu sehen (<https://www.oekultur.at/exhibition-detail/wir-jagen>). Die Schau thematisiert die historische und gegenwärtige Dimension der Jagd und verweist u. a. auf das Jagdwesen als frühere männlich dominierte Praxis, wobei insbesondere die markante Zunahme von Jägerinnen in Österreich in den vergangenen zehn Jahren sowie deren mediale Sichtbarkeit hervorgehoben werden. Dem Thema *Fleisch* war ferner eine Ausstellung im Wien Museum gewidmet (2025–2026) (<https://www.wienmuseum.at/fleisch>), die die kulturellen, sozialen und ethischen Dimensionen des Fleischkonsums diskutiert.
- 9 Deutscher Jagdverband: Zahlen und Fakten, <https://www.jagdverband.de/zahlen-fakten/zahlen-zu-jagd-und-jaegern/jagdscheininhaber-deutschland> (Zugriff 27.5.2025).

gering war, stieg er bis 2021 auf 28 % an.¹⁰ Während die männliche Dominanz strukturell nach wie vor fest verankert ist, kann die zunehmende Beteiligung von Frauen als Zeichen für umfassendere soziokulturelle Veränderungen interpretiert werden, insbesondere im Hinblick auf die Neudefinition von Geschlechterrollen. Die Geschlechterdynamiken werden nach dem Verständnis von Judith Butler als soziale Konstruktionen und gesellschaftliche Interpretationen verstanden, die in Praktiken performativ hervorgebracht und als Normen gefestigt werden¹¹. Der steigende Anteil junger Frauen in der Jagd findet auch in den Medien große Beachtung. So berichten unterschiedliche Tageszeitungen über die zunehmende Beteiligung von Frauen bei der Jagd¹², porträtieren Jägerinnen oder titeln: „Die Jagd wird weiblicher.“¹³

Das Forschungsdesign der diesem Beitrag zugrunde liegenden Forschung basiert auf einem ethnografischen Ansatz, der die enge Auseinandersetzung mit sozialen Praktiken und alltäglichen Kontexten betont, um die Perspektiven und kulturellen Logiken der Akteur:innen zu rekonstruieren¹⁴. Auf der Grundlage von 23 Interviews (16 Frauen, 7 Männer, 0 non-binär), teilnehmenden Beobachtungen bei Jagden und weiteren jagdbezogenen Tätigkeiten sowie der Analyse von Social-Media-Beiträgen und Zeitungsberichten kristallisiert sich eine Vielzahl alltäglicher Jagdaktivitäten heraus. Neben (fürsorglichen) Praktiken der Akteur:innen gegenüber der Natur werden vor allem hegemoniale Strukturen deutlich, die das Forschungsfeld durchziehen. Den methodischen Prinzipien der Grounded Theory

10 Ebd.

11 Judith Butler: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York 1990.

12 WDR Lokalzeit: *Jagen wird weiblicher*, <https://www1.wdr.de/lokalzeit/landwirtschaft/jagen-wird-weiblicher-jaegerin-ruppichter-100.html> (Zugriff: 09.02.2026).

13 Deutscher Jagdverband: *Die Jagd wird weiblicher*, <https://www.jagdverband.de/die-jagd-wird-weiblicher> (Zugriff: 9.2.2026); NDR: *Jagd in Schleswig-Holstein wird weiblich. Immer mehr Frauen mit Jagdschein*, <https://www.ndr.de/nachrichten/schleswig-holstein/Jagd-in-SH-wird-weiblicher-immer-mehr-Frauen-mit-Jagdschein-jugendjagdschein100.html> (Zugriff 9.2.2026).

14 Georg Breitenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff u. a.: *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. München 2013, 2020.

folgend, wurde das empirische Material in mehreren Kodierungsschritten ausgewertet und es wurden Kategorien entwickelt¹⁵. Die Interviews orientierten sich an einem lockeren Leitfaden, um den Teilnehmer:innen zu ermöglichen, ihre eigenen Perspektiven zu artikulieren, und gleichzeitig ein gewisses Maß an Vergleichbarkeit zwischen den Fällen sicherzustellen¹⁶.

Die teilnehmenden Beobachtungen bildeten ein weiteres zentrales methodisches Element. Das Eintauchen in das Feld und die genaue Verfolgung der Aktivitäten der Akteur:innen ermöglichte den Zugang zu Bedeutungsebenen, die andernfalls unausgesprochen oder implizit geblieben wären. Die methodische Strategie des *following the actors* bestimmte den Umfang der teilnehmenden Beobachtungen¹⁷. Feldnotizen dienten dabei als unverzichtbares Werkzeug, da sie nicht nur Beobachtungen dokumentierten, sondern auch Nuancen der Interaktion und Atmosphäre einfingen und so die systematische Erforschung des Unausgesprochenen möglich machten.¹⁸

Der Zugang zum Feld gestaltete sich zunächst schwierig und erforderte den Aufbau persönlicher Kontakte sowie wiederholte telefonische Abstimmungen, bevor erste Interviews durchgeführt werden konnten. Erst nachdem die Beteiligten mich näher kennengelernt hatten und ein gewisses Vertrauensverhältnis entstanden war, erhielt ich die Möglichkeit, als Treiberin an den Jagden teilzunehmen. Der Feldzugang war somit keineswegs selbstverständlich, sondern das Ergebnis eines schrittweisen Annäherungsprozesses. Im Rahmen

- 15 Andreas Böhm: Theoretisches Codieren. Textanalyse in der Grounded Theory. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Hamburg 2000, S. 475–485.
- 16 Judith Schlehe: Formen qualitativer ethnografischer Interviews. In: Bettina Beer, Anika König (Hg.): *Methoden ethnografischer Forschung*. Berlin 2008, S. 119–142; Marketa Spiritova: Narrative Interviews. In: Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 117–131.
- 17 George Marcus: Ethnography in/of the world system. The emergence of multi-sited ethnography. In: *Annual Review of Anthropology* 24, 1995, S. 95–117.
- 18 James Spradley: *Participant observation*. New York 1980; Robert Emerson, Rachel Fretz, Linda Shaw: Processing fieldnotes. Coding and memoing. In: Robert Emerson, Rachel Fretz, Linda Shaw (Hg.): *Writing ethnographic fieldnotes*. Chicago 1995, S. 142–168.

der teilnehmenden Beobachtung wirkte ich aktiv als Treiberin bei Jagden mit. Aufgrund des fehlenden Jagdscheins war es mir jedoch rechtlich nicht gestattet, eine Waffe zu führen oder selbst zu schießen. Bei Ansitzjagden nahm ich hingegen eine beobachtende Rolle ein und begleitete die Jagenden während der Durchführung der Jagd.

Darüber hinaus wurden diskursive Praktiken unter Rückgriff auf Michel Foucaults theoretische Überlegungen zum Diskurs analysiert¹⁹. Besonderes Augenmerk lag dabei auf der Darstellung und Verhandlung von Bedeutungen in Medienbeiträgen, insbesondere auf Social-Media-Plattformen wie Instagram sowie in Zeitungsartikeln. Diese Materialien sind konstitutive Elemente des breiteren diskursiven Feldes, das Praktiken, Selbstverständnisse und Machtverhältnisse prägt. Die Verbindung aus ethnografischer Feldforschung und Diskursanalyse ermöglichte sowohl die Rekonstruktion situativer Praktiken als auch ihre Kontextualisierung innerhalb einer breiteren kulturellen und diskursiven Dynamik.

Die Region, in der ich mein Material erhob, ist das Oldenburger Münsterland, eine Region im Nordwesten Deutschlands im Bundesland Niedersachsen. Es umfasst die Landkreise Vechta und Cloppenburg und zeichnet sich durch eine vielfältige Kulturlandschaft aus – eine Mischung aus Wäldern, Flüssen, Mooren und ausgedehnten, intensiv genutzten landwirtschaftlichen Flächen. Die Landwirtschaft bestimmt in hohem Maße die Landnutzung und ist einer der wichtigsten Arbeitgeber der Region.²⁰ Die Tier- und Futtermittelindustrie sowie agroindustrielle Verarbeitungsbetriebe haben sich hier etabliert und tragen wesentlich zur Identität und zum Wohlstand der Region bei. Der katholische Charakter der Region²¹ beeinflusst die Wahrnehmung von Werten, was sich in der Sichtweise auf Natur, Tiere und Menschen widerspiegelt.

So haben sich spezifische Jagdpraktiken entwickelt, insbesondere die sogenannte Niederwildjagd, die durch Treibjagden und

19 Michel Foucault: Discourse on language. In: Hazard Adams, Leroy Searle (Hg.): Critical theory since 1965. Tallahassee 1986, S. 148–162.

20 Thomas Schürmann: Im Erdbeerland. Cloppenburg 2024; Thomas Schürmann: Höfe vor der Nachfolge. Cloppenburg 2021.

21 Christine Aka: Missionarinnen, Mission und Missionsunterstützung. Cloppenburg 2025.

die Jagd auf Rehe vom Ansitz gekennzeichnet ist. Die Nutzung des Begriffs Niederwildjagd als Feldterminus liegt in der Historie der Jagd in Deutschland begründet. Vor 1848/49 war die Jagd ein Privileg und Recht des Adels. Niedere Stände wie Bürger:innen durften nur für den Adel belanglose Tiere jagen, für die sich der Begriff Niederwild etablierte. Seit 1848/49 haben sich die darunter subsumierten Arten kaum verändert.²²

Die Lust am Töten

Die nachfolgende Gesprächsszene veranschaulicht die Thematisierung von Jagdmotiven im Kontext der Auslandsjagd. Während eines Gesprächs mit mehreren Jägerinnen bei Bier und Knabbereien lenkt eine Anwesende das Thema auf die Auslandsjagd. Eine Teilnehmerin der Gesprächsrunde kommt gerade aus ihrem Jagurlaub zurück, und die anderen fragen nach ihrem Urlaubsbericht. Als Forschende werde ich sofort aufmerksam: Denn in anderen Interviews berichten die Informantinnen von sogenannten Trophäen- und Auslandsjagden – aber immer unter der Prämisse, dass sie eine solche Art der Jagd strikt ablehnen würden. Sie betonen dabei, dass für sie die Jagd im heimischen Revier an erster Stelle und die Hege und Pflege sowie die ökologische Ausrichtung der Jagd im Fokus stünden. Die Jagd als reine Freizeitpraxis verneinen sie.

Widersprüchlich dazu erfahre ich, dass die Informantinnen an Jagden in Ostdeutschland oder Polen teilnehmen. Eine Jägerin berichtet mir, dass sie im Rahmen ihres Studiums ein Praktikum in Südafrika absolvierte und währenddessen auch die ihr gebotenen Jagdmöglichkeiten wahrnahm. Interessant sind die konträren Darstellungen aus Erzählungen und tatsächlichem Handeln, denn – so scheint es anfänglich – die Tötenden wollen mir gegenüber die Jagd nicht als freudige Freizeitaktivität erscheinen lassen, sondern als ernsthaftes und verantwortungsvolles Engagement.

Forscherin: Was, habt ihr alle schon so viele Jagdurlaube gemacht?

Jägerin 1: Noch nicht so wahnsinnig viel. Also zuletzt Grönland.

22 Hubertus Hiller: Jäger und Jagd. Zur Entwicklung des Jagdwesens zwischen 1848 und 1914. Kiel 2003, S. 195.

Forscherin: Wow, wie toll! [...]

Jägerin 2: Ihr wart noch woanders, oder?

Jägerin 1: Also genau. In Grönland waren wir. Kasachstan waren wir an der chinesischen Grenze. Und dann waren wir zweimal in Namibia. Namibia ist so die Einsteigerdroge für die Auslandsjagd, würde ich sagen, weil man relativ viel Strecke [getötetes Wild] machen kann für relativ verhältnismäßig wenig Geld.

Forscherin: Ist das so?

Jägerin 1: Ja, wenn man sich überlegt, in Namibia jagt man standardmäßig Oryx, Kudu, Springbock, vielleicht noch ein Zebra oder was weiß ich. Dann kommst du am Ende inklusive Präparation, Flug und Unterkunft und allem auf ca. 12.000 Euro. So viel haben wir auch für einen Steinbock ausgegeben. Also das ist echt unterschiedlich. Also Namibia, das ist ein superschönes Land. Das ist eine wahnsinnige Artenvielfalt von Tieren. Wirklich. Es ist keine Gatterjagd, was ja häufig das Vorurteil ist. Die Farm, da wo wir waren, ist relativ klein für die Verhältnisse – für afrikanische Verhältnisse. Die hat irgendwie 25.000 Hektar, aber die jagen auf einem Gebiet von 500.000 Hektar, also von mehreren Farmen, und da gibt es auch keine Zäune, so in dem Sinne dazwischen. Das heißt, es ist wirklich offenes Land von 500.000 Hektar. Ich weiß jetzt nicht, wie groß Deutschland ist, aber ich stelle mir das vor, dass es halb Deutschland ist.

[...]

Jägerin 1: [...] Und Grönland war wieder ein anderes Abenteuer. Eben im Schnee, im Eis, im ewigen Eis. Tatsächlich sind auch da diese Urzeittiere: Moschusochsen.

Jägerin 3: Ja, die sehen aus!

Jägerin 1: Ja, als hätten die zeitgleich mit einem Mammut gelebt. Na ja, in dieser lebensfeindlichen Umgebung eigentlich, dass da überhaupt noch irgendwas überlebt und auch gut leben kann, das war ein wirkliches Abenteuer gewesen.

Jägerin 2: Aber was hast du denn jetzt mit deinem Ochsen da gemacht? Hast du da noch was von mitgebracht?

Jägerin 1: Der war nicht so lecker, ehrlich gesagt. Also von dem Ochsen wird es dann eine Schultermontage [präparierte Jagdtrophäe] von geben. Das wird so ein Riesen-Ding. Ja, es ist in Grönland so, dass alles, was nicht gefressen wird von Raben oder

Füchsen oder so, muss man aus den Bergen bergen. So, das heißt, die Decke [das Fell] muss man auf jeden Fall mitnehmen, denn die wird nicht gefressen. Hufe müssen mitgenommen werden, Knochen können zum Teil liegen bleiben und das Fleisch verwenden die halt auch gerne.

Jägerin 3: Essen sie das gerne?

Jägerin 1: Na, wenn ich diesen alten Moschusochsen da geschossen habe, der geht dann an die Hunde. Die haben ja auch viele Grönländer, die haben ja Schlittenhunde und die freuen sich auch mal, wenn sie eine vernünftige Mahlzeit bekommen.²³

Im Zitat finden sich Elemente der (Jagd-)Sprache (u. a. „alter Moschusochse“ oder „Decke“), die die Handlungen versachlichen, eine Distanzierung zum Tier ermöglichen und die Tötungshandlungen legitimieren. Das Töten von Tieren kann als jagdliche und gesetzliche Pflicht (u. a. vorgeschriebene Abschusspläne) interpretiert werden, aber ohne Freude und Spaß ist der Tötungsakt kaum vorstellbar. Eine junge Jägerin erwidert auf meine Frage, wie sie das Töten empfindet, Folgendes: „Man muss auch ganz ehrlich sagen, es macht auch Spaß, weil man einen Adrenalinkick kriegt. Also es ist auch schon eine andere Art von Kick, wenn dann da was kommt und man dann die Möglichkeit hat, da was zu erlegen.“²⁴ Die Macht zeigt sich hier in der Tötungsgier und in der Verfügbarmachung von Wildtieren – sei es im heimischen Revier oder auf Auslandsjagden. Die Verfügbarmachung besteht darin, das Tier nicht nur zu töten, sondern auch das Fleisch zu verwerten und Trophäen aus dem Tier herzustellen. Mithilfe der Technologie – also der Jagdwaffe – verfügt der Mensch somit über das Tier und ist diesem überlegen. Durch den finalen Abschuss, den die Jagenden tätigen, wird im Sinne der Agency Bruno Latours²⁵ der menschliche Körper zu einem tötenden Körper, der die Handlungsmacht innehat. Die Technik bevorteilt den Menschen. Moderne

23 Interview 19 (weiblich, 45 Jahre alt und 33 Jahre alt, Laborantin und Tierärztin) am 16.2.2024, Material liegt bei der Autorin.

24 Interview 5 (weiblich, 22 Jahre alt, Studentin) am 2.1.2024, Material liegt bei der Autorin.

25 Bruno Latour: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford 2005, S. 63–86.

Jagdwaffen werden kontinuierlich technisch weiterentwickelt, wodurch sie eine immer höhere Präzision ermöglichen; zugleich schaffen sie eine erhebliche räumliche Distanz zum Tier, sodass der Mensch das Tier aus sicherer Entfernung töten kann, ohne sich dabei selbst unmittelbar einer Gefahr auszusetzen. Bevor dies aber geschieht, muss die Verfügbarmachung der Wildtiere erreicht werden. Dabei können unterschiedliche Faktoren wie der Standort oder das Verhalten der Tiere die Agency verschieben. Auch institutionelle und ökologische Macht nimmt Einfluss auf den Prozess der Verfügbarmachung. Um diese Machtformen geht es im nächsten Kapitel detaillierter, hier gehe ich zunächst auf die körperlichen Phänomene ein, die die vermeintliche Kontrolle der Jagenden über die tierischen Subjekte anzweifeln.

Als leibliche Reaktion im Tötungsprozess ist das Jagdfieber als emische Kategorie heranzuziehen. Die Informant:innen beschreiben es als körperlich erfahrbare Nervosität – kurz vor oder nach einem Abschuss auf ein Tier. Dies kann sich so weit zuspitzen, dass die Jagenden ihre körperlichen Reaktionen vor einem Schuss nicht unter Kontrolle haben, die Waffe zittert und sie nicht abdrücken können:

„Positiv war natürlich, das bleibt in Erinnerung, das erste Stück Wild, was man erlegt. Da ist man echt nervös und man kann die Waffe gar nicht richtig ruhig halten und man ist immer in diesem berühmten Jagdfieber. Dann geht man nach Hause und geht dann wieder hin und dasselbe Stück Wild kommt auf die Fläche und man versucht, ruhig zu bleiben. Das ist schon echt spannend, weil man ja auch alles richtig machen will. Das hat bei mir auch ein paar Tage gedauert, bis die Überwindung da war. Das Stück muss ja auch passend stehen. Also dass ich den Körper komplett sehen kann, das war wirklich ein positives Erlebnis. Das wird immer in Erinnerung bleiben.“²⁶

Einige Jagende äußern, dass sie das Jagdfieber erst nach dem Schuss erleben, andere berichten von körperlichen Reaktionen davor und danach. Allen gemein sind die mit dem Jagdfieber verbundenen Vorstellungen. Nur ein männlicher Informant verneint, jemals das

26 Interview 1 (weiblich, 24 Jahre alt, Landwirtin) am 5.12.2023, Material liegt bei der Autorin.

Jagdfieber erlebt zu haben, kenne es aber aus Erzählungen und konnte es bei anderen Jagenden beobachten. Das Jagdfieber als verbindende Erfahrung zwischen Mensch und Umwelt²⁷ verdeutlicht die leibliche Wahrnehmung der Subjekte von der Umwelt.

Die Macht im Fleisch

Fleisch ist hier nicht nur als Wildbret und Fleisch zum Verzehr zu definieren. Der Fleischbegriff vermag vielmehr das verbindende Element der Subjekte zu sein – sowohl der Mensch als auch die Wildtiere bestehen daraus. Mittels ihres Fleisches, also ihrer Körper, stehen die Subjekte in Kontakt mit der Umwelt. Mit dem Verständnis des Philosophen Maurice Merleau-Ponty definiere ich Leiblichkeit als das „Fleisch der Welt“²⁸, sodass Subjekte und Objekte nicht voneinander getrennt gedacht werden können; sie sind stets miteinander verflochten: „Denn die Dichte des Fleisches zwischen dem Sehenden und dem Ding ist konstitutiv für die Sichtbarkeit des einen wie für die Leiblichkeit des anderen; sie ist kein Hindernis zwischen beiden, sondern deren Kommunikationsmittel.“²⁹ Im Zitat wird betont, dass das Fleisch als leibliche Zwischenstruktur zwischen Wahrnehmendem und Wahrgenommenem fungiert. Die ‚Dicke‘ des Fleisches ermöglicht Kommunikation, weil sie sowohl die Sichtbarkeit der Dinge als auch die Leiblichkeit des Sehenden hervorbringt. Die Kommunikation ist hier nicht im sprachlichen Sinne gemeint, sondern ein vorbewusstes Wahrnehmen: Der Sehende kann nur sehen, weil er selbst sichtbar ist und in dem gleichen Element – namentlich dem Fleisch – wie der Gesehene existiert.

Diese Deutung aller Körper als Fleisch ermöglicht den Aufbruch der klassischen Dualismen Geist und Körper sowie Mensch und Umwelt. Wenn die Jagenden das Jagdfieber erfahren, stehen sie nicht als rein erkennendes Subjekt der Welt gegenüber, sondern sind durch ihr Fleisch in die Welt eingelassen. Das Fleisch ist dabei

27 Kyra Fuhrmeister-Hardt: Das Jagdfieber. Eine kulturanthropologische Analyse von Mensch und Feuerwaffe. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde (70), 2025, S. 105–120.

28 Maurice Merleau-Ponty: Das Sichtbare und das Unsichtbare. München 1986, S. 172–203.

29 Ebd., S. 178.

nicht das Instrument ihres Bewusstseins; es ist selbst ein Moment der Welt. Aus diesem Verständnis resultiert als Deutung der körperlichen Reaktionen des Jagdfiebers, dass die von den Informant:innen beschriebene Nervosität während eines Tötungsprozesses dadurch entsteht, dass die Jagenden als Fleisch mit ihrer Umwelt und den Tieren auf einer sinnlichen Ebene verbunden sind.

Handlungsmacht ist in die Umwelt eingebettet und liegt nicht obligatorisch beim Menschen, auch wenn dieser mithilfe von Technologie dem Tier überlegen ist. Die Macht liegt in der Aushandlung des Fleisches innerhalb der Umwelt. Denn die Jagenden und Tiere gehören demselben ontologischen und sinnlichen Gefüge an und stehen im Verhältnis wechselseitiger Affizierung. Wenn die Jagenden kurz vor dem Abschuss stehen, nehmen sie nicht objektiv das anvisierte Tier wahr. Das Fleisch passt sich der Situation an: Die Atmung wird schneller, die Muskeln spannen sich an, die Augen fokussieren – die Jagenden passen ihre Haltung an und richten sich mit der Waffe ein, um zu zielen. Vordergründig fungiert der Körper hier nicht als Instrument und Werkzeug, sondern das Subjekt nimmt durch das und mit dem Fleisch die Umwelt wahr. Das Bewusstsein der Jagenden ist in der Welt: Die Jagenden sehen und können gesehen werden; hören und können gehört werden; setzen Bewegung in Gang und sind gleichzeitig beweglich.

Das Fleisch ist folglich die ontologische Verbindung zwischen Mensch und Umwelt, was auch über das Jagdfieber hinaus deutlich wird, wie eine Notiz aus meinem Feldtagebuch nach einer teilnehmenden Beobachtung während einer Treibjagd zeigt:

„Die Jagd ist hinter uns. Ich bin im Hotelzimmer alleine, lasse alles Revue passieren und merke, dass ich zum ersten Mal ganz schön Probleme mit dem Tod habe. Das Gequietsche vom gefangenen Hasen, der im Maul des Hundes steckte. Die Ente, die im Auto stundenlang mit Schmerzen weitergelebt hat. Der Jäger dachte, sie sei tot, aber war sie nicht. Als wir nach der Jagd das dann feststellten und die Ente gegen das Auto geschlagen wurde und ihr immer wieder auf den Kopf gehauen wurde, sie aber einfach nicht sterben wollte. Dann wurde ihr der Kopf abgehauen. Ich konnte in der Situation nicht richtig hinschauen, mir war ganz schlecht. Jetzt schlägt

immer noch mein Herz schneller und ich muss es zugeben, heute habe ich große Probleme mit dem Tod.“³⁰

Der Auszug aus dem Feldtagebuch stellt Tötungsprozesse dar, die das leibliche Empfinden der getöteten Tiere, der Beobachterin und auch der Tötenden in den Fokus rückt. Mit ihrem Fleisch nimmt die Beobachterin die Umwelt und das äußere Geschehen wahr und tritt gleichzeitig damit in Verbindung. Die beschriebenen Tötungsbeispiele werden sowohl im Geschehen selbst als auch nachträglich als Gewalt wahrgenommen, sodass die Passage mit dem Code „Gewalt“ versehen wurde. Daraus ergibt sich die Forschungsfrage: Was bedeutet Gewalt im jagdlichen Kontext und wie ist sie zu definieren?

Die Philosophin Hannah Arendt unterscheidet Gewalt von institutioneller Macht, die auf Zwang und Zerstörung beruht.³¹ Nach Arendt wird die Gewalt mithilfe von Instrumenten durchgesetzt, was eine Auslegung der Tötung im jagdlichen Kontext als Gewalt nahelegt: Einerseits setzen die Jagenden ihren Willen mit Jagdwaffen und Jagdhunden gegenüber den Jagdtieren durch, andererseits ist ihr Handeln durch die deutschen Jagdgesetze legitimiert, sie halten sich an die waidmännischen Regularien und erzielen keine Zerstörung. Arendts Gewaltdefinition ist vorliegend weiterführend, aber erklärt nicht vollends die im Feldtagebuch beschriebene sinnliche Ebene von Schmerz, Schock und anderen leiblichen Erfahrungen, die die Beteiligten empfinden. Um die Frage zu beantworten, wie Gewalt im Jagdkontext zu definieren ist, sollte die kulturelle Dimension von Gewalt berücksichtigt werden: Wer nimmt Gewalt wie wahr?

Durch die Wahrnehmung mit dem Fleisch und in Verbindung mit dem Fleisch der Welt ist die Gewalt im Tötungsprozess materialisiert. Die Kulturanthropologin Marion Näser-Lather stellt in ihrer Forschung zur Bundeswehr eine Umdeutung der Tötungshandlungen und -narrative fest.³² Dabei werden die Praktiken als Arbeit

30 Feldtagebuch vom 7.12.2024, Material liegt bei der Autorin.

31 Hannah Arendt: *On Violence*. New York 1970.

32 Marion Näser-Lather: *Bundeswehrfamilien. Die Perzeption von Elternschaft und die Vereinbarkeit von Familie und Soldatenberuf*. Baden-Baden 2011; Marion Näser-Lather: *Das Ziel bekämpfen. Der Vorgang des Tötens und seine Diskursivierung in der Bundeswehr*. In: *kuckuck* (1) 2019, S. 20–24.

verhandelt und somit kulturell normiert. Auch in der Jagd deuten die Informant:innen das Töten als Notwendigkeit, Ausübung der gesetzlichen Vorschriften sowie als ‚guten‘ Tod. Sie werten ihre Art des Tötens positiv, denn die ‚guten‘ Tode sind jene, bei denen die Getöteten kaum Schmerz empfinden oder gar von vorhandenem Schmerz und Leid erlöst werden. Nach diesen Narrativen ist der qualvolle Tod der Ente ein schlechter Tod und somit als Gewalt zu definieren. Gewalt ist hier eine nicht ordnungsgemäße Tötung. Gleichzeitig zeigt meine im Feldtagebuch festgehaltene Reaktion auf den kreischenden Hasen im Maul des Jagdhundes, wie Gewalt in kulturelle Kontexte eingebettet ist und unterschiedlich von den Wahrnehmenden interpretiert werden kann.³³

Bemerkenswert ist, dass trotz vieler männlicher Jäger eine weibliche Jägerin den Akt des Tötens der Ente vollzieht. Diese misslungene jagdliche Handlung, die mittels des ethnografischen Zugriffs dokumentiert werden konnte, verdeutlicht, wie Macht in der Jagd von den beteiligten Akteur:innen konkret ausgehandelt wird und auf welche Weise der Konnex von Weiblichkeit, Macht, Gewalt und Fleisch zum Vorschein kommt. Im Sinne der Butler'schen Theorie geschlechtlicher Performativität³⁴ lässt sich erkennen, dass Geschlecht im jagdlichen Kontext bewusst hergestellt und verhandelt wird. Die Befragten kamen überwiegend über familiäre Beziehungen zur Jagd. Besonders häufig wurden hierbei die Väter und in noch stärkerem Maße die Großväter als prägende Bezugspersonen genannt; vereinzelt spielten jedoch auch Freund:innen eine zentrale Rolle für den Einstieg in die Jagd. Insbesondere weibliche Informant:innen im Alter von über 50 Jahren berichten von erheblichen Hürden und Widerständen zu Beginn ihrer jagdlichen Tätigkeit. Jüngere

33 Es ist möglich, dass die ‚missglückte‘ Tötung sowie die beschriebenen Jagdszenen den Eindruck erwecken, bei den Akteur:innen handle es sich um unerfahrene Jagende. Die Informant:innen in den dargestellten Situationen sind keineswegs durchgängig unerfahren, sondern zum Teil seit vielen Jahren aktiv in der Jagd tätig. Die beschriebenen drastischen Gewaltszenen sowie die Interpretation eines lustvollen Tötens sind als Deutungen konkreter und individueller Fälle zu verstehen und erlauben keine verallgemeinernden Rückschlüsse.

34 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: 1991, 2025.

Informant:innen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren verneinen hingegen häufig die Frage, ob sie Schwierigkeiten hatten, innerhalb der Jagd-Community akzeptiert zu werden. Gleichwohl konnten im Rahmen der Forschung subtile Formen der Marginalisierung beobachtet werden. Die Auswertung der Interviews sowie insbesondere die teilnehmenden Beobachtungen zeigen darüber hinaus, dass Frauen sich innerhalb der jagdlichen Praxis gegenüber männlichen Jägern wiederholt behaupten und ihre Kompetenz unter Beweis stellen müssen. Indem Frauen Praktiken ausüben, die kulturell mit Männlichkeit, Gewalt und Macht über Tiere verbunden sind, bewegen sie sich in einem traditionell männlich dominierten Feld und eignen sich dessen geschlechtlich codierte Handlungsmuster performativ an. Dadurch werden bestehende Geschlechternormen zugleich reproduziert und herausgefordert.

Die Dialektik zwischen der Lust und der Unlust zu Töten

Die Jagenden bewerten nicht nur den qualvollen Tod von Wildtieren negativ. Dabei rückt die Lust am Töten in den Hintergrund und die Unlust in den Vordergrund: Die Informant:innen äußern in unhintergehbaren Situationen ihren Unwillen zu töten. Unhintergehbare Situationen sind jene, in denen die Gesetze die Jagenden dazu verpflichten, Tiere zu töten. Meist dürfen die Tiere dann nicht weiter verwertet werden. Zum Beispiel müssen die Jagenden bei einer auftretenden Seuche, wie der Myxomatose, vorsorglich den Bestand der betroffenen Tiere reduzieren, die Wildtiere dürfen bei solchen Maßnahmen nicht verzehrt werden. Auch gibt es Unfälle, bei denen Tiere getötet werden, die nicht anvisiert wurden. Während einer Treibjagd – innerhalb der Schonzeit von Schalenwild – wurde ein Reh von Jagdhunden schwer verletzt, sodass die Jagenden es töten mussten. Bei diesem Vorfall waren die Teilnehmenden äußerst betrübt und ärgerten sich noch beim abendlichen Schüsseltreiben lautstark über den Unfall. In diesem Zusammenhang zeigen sich Macht und Gewalt aus einem anderen Blickwinkel.

Eine Jägerin, die auch Tierärztin ist, nimmt häufig an Jagden in den ostdeutschen Bundesländern teil. Dort geht sie vermehrt auf Drückjagd und bejagt Schwarzwild. Im folgenden Interviewausschnitt berichtet sie von einem verunglückten Jagdhund:

„Nach einer halben Stunde, also am Anfang der Jagd, haben wir gehört: Oh, da gibt es irgendwie Ärger vor uns [komische Geräusche bei den Jagdhunden, die voraus jagten]. Dann sind wir zu der vermeintlichen Stelle hingelaufen und haben aber nur Blut gefunden und dann sind wir dieser Blutspur gefolgt. Wir wussten ja nicht, ist jetzt also ein Wildschwein verletzt oder ist ein Hund verletzt? Dann haben wir irgendwann den Hund gefunden, der noch kilometerweit im Kreis durch die Brombeeren diesem Keiler hinterhergelaufen war. Und er war einfach ausgeblutet. Der war von einem großen Keiler getroffen. Der Keiler wurde Gott sei Dank auch angeschossen. Der Hund wurde zwei Zentimeter neben der Weste gestochen, direkt in die Hauptschlagader. Also den habe ich sofort an den Tropf genommen und der ist wieder geworden. Dann habe ich ihn versorgt. Er hat noch ein paar gute Jahre gelebt.“³⁵

In der Passage finden sich punktuelle anthropomorphisierende Formulierungen wie „da gibt es irgendwie Ärger vor uns“ oder „er hat noch ein paar gute Jahre gelebt“, durch die die Jagdhunde teilweise vermenschlicht werden. Man könnte außerdem argumentieren, dass die intensive Individualisierung des Hundes (Versorgung, Rettung, Lebensgeschichte) eine emotionale Annäherung erzeugt, die anthropomorphisierend wirkt. Gleichzeitig dominiert jedoch eine sachlich-jagdliche Sprache („Keiler“, „angeschossen“, „Blutspur“), die die Ereignisse nüchtern darstellt. Außerdem wird der Keiler versachlicht, indem er dem Hund gegenübergestellt wird. Die Frage danach, welchen Lebewesen in welchen Kontexten das Recht auf Leben zugesprochen wird, ist im Forschungsprozess stets präsent. Konkret lässt sich feststellen, dass die Aushandlungen von Leben und Tod selten trivial verlaufen, sondern sich in Widersprüchen ausdrücken. In der Interviewpassage ist das Empfinden zum Tod der jeweiligen Tiere jedoch klar. Die Jägerin versucht, das Leben des verletzten Jagdhundes mit allen möglichen Mitteln zu verlängern, während das gejagte Wildschwein „Gott sei Dank“ angeschossen wurde. Hierin zeigt sich die spezifische, interne Logik des Jagens, die vorgibt, wie mit

35 Interview 19 (weiblich, 33 Jahre alt, Tierärztin) am 16.2.2024, Material liegt bei der Autorin.

wessen Fleisch Verfahren wird und wie das Fleisch des Hundes und des Wildschweins innerhalb der Kosmologie des Jagens identifiziert, bewertet und mit Emotionen aufgeladen wird. Die Macht kann hier anhand verschiedener Phänomene beobachtet werden und ist in den Selektionsmoment eingebettet: Welche Lebewesen entscheiden sich für welches Leben und wie wird Macht eingesetzt, um den jagdlichen Logiken zu folgen?

Unter dem Begriff Biomacht versteht der Philosoph Michel Foucault eine produktive und regulierende Machtform, die sich auf das Leben einer Gemeinschaft bezieht und nicht nur auf ein Individuum.³⁶ Es geht darum, inwieweit Leben gefördert und der Tod verhindert wird. Biomacht ist dementsprechend eine produktive Aushandlung über das Leben im Fleisch, die Lebewesen das Recht auf Leben zu- oder abschreibt. Anzumerken ist, dass diese Aushandlungen nicht ausschließlich beim Menschen als machtdurchzogenes Wesen liegen, sondern jedem Fleisch inhärent ist – sei es tierlich, pflanzlich oder viral.³⁷ Daraus schlussfolgernd können die wiederkehrenden Jagdunfälle analytisch eingeordnet werden, sei es das Reh, das von den Jagdhunden tödlich verletzt wurde, oder der Jagdhund, der schwer vom Wildschwein getroffen wurde. Dazu äußert sich eine weitere Jägerin:

„Auf einer Treibjagd war unser Hund hinter einem Kaninchen hinterher. Und die sind halt theoretisch dann natürlich abrufbar oder was nicht alles. Die Praxis ist eine andere. Wenn die Hunde einmal in Fahrt sind, sind die oft eben nicht mehr zu stoppen und dann ist der Hund wieder zurückgekommen zu meinem Opa, hat wirklich schwere Verletzungen gehabt. Dann hat er sie natürlich sofort zum Tierarzt gebracht und da war sie dann noch drei Wochen stationär. Die haben echt alles probiert, aber am Ende war dann auch die Wundfläche zu groß und die Organe haben nicht mitgemacht.“³⁸

36 Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main 1983, S. 159–189.

37 Trotzdem besitzt der Mensch ein Bewusstsein und trägt damit eine besondere Form der Verantwortung.

38 Interview 4 (weiblich, 27 Jahre alt, Tierärztin) am 19.12.2023, Material liegt bei der Autorin.

Die empirischen Beispiele verdeutlichen, dass die Jagenden alle Möglichkeiten ausschöpfen, um das Leben ihrer Jagdhunde zu sichern. Die Jagenden versuchen einerseits mithilfe ihrer Technologien, die Situationen zu beherrschen, andererseits sind die Tötungsprozesse trotzdem nie ganz kontrollierbar. In diesen Prozessen werden die Jagenden zu tötenden Körpern, aber wie die Tötung abläuft, können sie nicht vollends beeinflussen. Denn nicht nur die Tiere sind unkontrollierbar, auch die situativen Einflüsse und umweltlichen Gegebenheiten liegen außerhalb der Agency der Jagenden. Die Dialektik von Kontrolle und Kontrollverlust und von Lust und Unlust zum Töten bestimmt die Weise, was im Jagdfeld als Gewalt am eigenen oder anderen Fleisch erfahrbar wird.

Schlussfolgerungen zu Macht und Gewalt im Jagdkontext

Der Aufsatz zeichnet die verschiedenen Formen der Macht und der Gewalt im empirischen Material nach. Dazu wurden einzelne Fallbeispiele gedeutet, um das Wirken der Macht in jagdlichen Situationen aufzuzeigen. Zu Beginn standen die positiven Emotionen der Jagenden im Fokus: die Lust, die sie bei einer Tötung empfinden. Zunächst weist das empirische Material darauf hin, dass die jagenden Frauen ebenso Lust an der Tötung empfinden wie ihre männlichen Kollegen. In den unterschiedlichen empirischen Beispielen zeigte sich unabhängig vom Geschlecht die Macht in Form der Latour'schen³⁹ Agency, die auch produktiv sein und den Subjekten Handlungsmacht verschaffen kann.

Mithilfe des empirischen Materials zur Lust am Töten oder zum Jagdfieber konnte gezeigt werden, dass Macht immer verleiblicht ist. In einer Jagdszene sind alle involvierten menschlichen und nichtmenschlichen Akteur:innen durch Fleisch verbunden, das in der Umwelt verleiblicht ist. Auch der Akt des Tötens gründet in dieser Leiblichkeit – alles ist und wird im Moment des Tötens zu Fleisch. Fleisch erwies sich als ein nützliches Instrument, um materialisierte Mensch-Umwelt-Beziehungen kulturanthropologisch neu zu perspektivieren. Dennoch gilt es zu berücksichtigen, dass der Tötungsakt nicht allein im Fleisch aufgeht, sondern darauf aufbauend kulturell

39 Bruno Latour: Agency at the time of the Anthropocene. In: *New Literary History* (45) 2014, S 1–18.

gerahmt ist und das Geschlecht hier eine relevante Kategorie ist, insofern meine Informant:innen es explizit thematisieren und ihm Bedeutung für ihre Sicht auf das Töten beimessen.

Daneben zeigt sich, dass die Lust der Jagenden an den Tötungen nicht nur als Agency erklärbar ist, sondern die Jagenden auch Unlust erfahren. Es passieren unkontrollierbare Vorkommnisse, wie das Jagdfieber, Unfälle oder Ausbrüche von Krankheiten, mit denen die Jagenden umgehen müssen. Diese der Jagd auch innewohnenden Facetten zeigen, dass Macht überall ist und in verschiedenen Formen erscheint. Hier äußert sie sich als verleiblichte Biomacht im Fleisch, die das Leben reguliert. Folglich ist die Macht immer in Mensch-Umwelt-Aushandlungen eingebettet und ist unhintergebarer Bestandteil der Interaktionen. Aufbauend auf meinen empirischen Studien definiere ich Macht als verleiblichte Macht, die allem Fleisch innewohnt, die allgegenwärtig ist und dabei immer wieder ausverhandelt werden muss. Sie ist konstitutiv und gleichzeitig im individuellen Fleisch verortet. In Abgrenzung zur Macht verstehe ich Gewalt dabei als missbrauchte Macht. Gewalt unterscheidet sich von Macht insofern, als die Macht vor der Gewalt liegt – Macht ist nicht immer Gewalt, aber Gewalt entsteht immer durch Macht. Der Agency-Begriff, wie er insbesondere in den Human-Animal Studies⁴⁰ sowie den Neue Materialismen⁴¹ entwickelt wird, stellt eine wichtige theoretische Richtung dar. Zugleich erweitert der Begriff Fleisch diesen, indem er die geteilte leibliche Verfasstheit der beteiligten Entitäten stärker in den Mittelpunkt rückt. Insbesondere das Konzept der leiblichen Macht lässt die geteilte Leiblichkeit sichtbar werden, die sich in der Empirie zwischen Jagenden, Gejagten und der Forscherin entfaltet. Relationale Verbundenheit wird nicht allein über Handlungsmacht erschließbar, sondern über verleiblichtes Fleisch.

Neben den gezeigten Fallbeispielen ist die Macht im Jagdkontext noch in anderen Interaktionen präsent. So ist Macht nicht nur unter den verschiedenen Spezies von Jagenden und Gejagten zu erkennen, sondern auch unter Jägerinnen und Jägern. Im Forschungsfeld finden sich viele macht- und gewaltvolle Aushandlungen von

40 Donna Haraway: Das Manifest der Gefährten. Berlin 2016.

41 Katharina Koppe, Thomas Lemke: Neue Materialismen. Zur Einführung. Hamburg 2021.

Geschlechterdynamiken, die in meiner Dissertation dekonstruiert werden. Folglich muss bei der weiteren analytischen Einordnung von Macht und Gewalt – sei es in Tötungsprozessen oder anderen jagdlichen Tätigkeiten – eine kritische Genderperspektive einbezogen werden. Gleichzeitig findet sich Macht im Forschungsfeld in staatlichen und institutionellen Regularien sowie in konfliktaufgeladenen Feldern, in denen sich meine Informant:innen bewegen. Die Betrachtung von Macht und Gewalt in jagdlichen Forschungsfeldern ist demnach von höchster Relevanz und bedarf weiterer Untersuchungen.

Corporeal Power: Violence and the Body in Hunting Situations

The present article examines the concepts of power and violence in the context of hunting activities, with a view to reclassifying these terms analytically on the basis of empirical evidence. The initial supposition is that power and violence in the context of hunting are invariably physical in nature, manifesting themselves in tangible material and bodily practices. The study employs ethnographic material on hunting situations involving killing in order to trace how power becomes effective in such contexts and how it is negotiated situationally. The focal point of this study is the materialisation of power in bodies, tools, environments, and relationships, as well as the violent moments in which this power becomes visibly concentrated. The author advances the argument that the embodiment of the actors in their environment – captured by the ontological concept of flesh by Maurice Merleau-Ponty – should be considered a constitutive component of power and violence relations in hunting contexts. This analytical approach is also shaped by a critical gender-theoretical perspective, not least because it focuses on hunters and thus explicitly takes into account the gender dimension of power and violence in hunting contexts.

URN: urn:nbn:at:at-vkw-231964 bzw.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-vkw-231964>

Den Tod zur Welt bringen? Über die aktivistische Care-Arbeit von Sterbeammen/Death Doulas

Der Beitrag untersucht die Tätigkeit von Sterbeammen bzw. Death Doulas als neuartige Form intervenierender Care-Arbeit im Kontext gegenwärtiger Sepulkralkultur. Auf Grundlage zweier qualitativer Interviews mit in Deutschland tätigen Praktizierenden unterschiedlichen Alters und professionellen Zuschnitts sowie unter Einbezug medialer Diskurse fragt der Artikel nach ihren Sorgepraktiken, Selbstverständnissen und Vorstellungen eines ‚guten Todes‘. In historischer Perspektivierung werden diese mit vormodernen weiblichen Vermittlerinnenfiguren der Totenfürsorge in Beziehung gesetzt. Dabei wird deutlich, dass Death Doulas zwischen individueller Begleitung Sterbender und gesellschaftlichem Aktivismus agieren und sowohl an kulturelle Kontinuitäten anknüpfen als auch bestehende medizinische und institutionelle Strukturen kritisch adressieren.¹

Sie geleiten über eine existenzielle Schwelle, doch statt um Wehen kümmern sie sich um Ängste der Sterbenden und den Schmerz der Hinterbliebenen. Sterbeammen oder Death Doulas verstehen sich als Fachkräfte für einen Übergang, der klassischer Hebammentätigkeit diametral entgegensteht: Nicht beim ersten, sondern beim letzten Atemzug leisten sie Sterbenden und deren Zugehörigen² seelischen,

- 1 Eine gekürzte, populärwissenschaftliche Fassung einzelner Überlegungen des vorliegenden Aufsatzes erschien während des Begutachtungsprozesses: Jana Paulina Lobe: An der Wiege des Sterbens. Death Doulas und die Geburt einer neuen Sorgepraxis. In: drunter+drüber – Das Magazin für Endlichkeitskultur 22 „Gesellschaft und Tod“, S. 8–11.
- 2 Die alternative Formulierung ‚Zugehörige‘ statt ‚Angehörige‘ zollt dem Umstand Tribut, dass sich Sorgearbeit ebenso wie Trauer nicht nur auf Personen erstreckt, die in einem offiziellen, juristisch anerkannten

spirituellen und praktischen Beistand. Indem sie Sterbende durch ihre Sorge-Arbeit aus dem Leben verabschieden, wollen sie auch der kulturellen Tabuisierung des Todes ‚Lebewohl‘ sagen. Dabei sind ihre Care-Praktiken mit dem aktivistischen Impetus verbunden, neue Gesprächsräume darüber zu eröffnen, was unter gegenwärtigen Bedingungen als ein ‚guter‘ oder ‚gerechter‘ Tod gelten kann.³ Mit einem ganzheitlichen Ansatz aus personalisierter Fürsorge und Öffentlichkeitsarbeit wollen sie Berührungängste abbauen und zur Auseinandersetzung mit Sterben und Tod ermutigen.

Als Gegenbewegung zur androzentrischen Prägung des Bestattungsgewerbes – in Deutschland war das Berufsfeld der Bestatter bis weit ins 20. Jahrhundert hinein männlich dominiert⁴ – treten die vorwiegend weiblichen Praktizierenden bisweilen für eine ‚Refeminisierung‘ des Todes ein, lag doch die Geburtshilfe wie Totenfürsorge als reproduktive Tätigkeiten lange einzig in Frauenhänden.⁵ Die folgenden Betrachtungen entstammen der ethnografischen Forschung meines laufenden Dissertationsvorhabens zu gesellschaftlichem und kulturellem Engagement in der gegenwärtigen Sepulkralkultur im Umfeld des Death Positive Movement. In ihrer aktuellen Ausprägung ist diese soziale Bewegung eng mit der US-amerikanischen Bestatterin und YouTuberin Caitlin Doughty verbunden, die sich mit der von ihr begründeten Organisation Order of the Good Death für eine

Verwandtschaftsverhältnis zur sterbenden Person stehen. In diesem Ausdruck werden auch FreundInnen oder unverheiratete PartnerInnen eingeschlossen.

- 3 Die einfachen Anführungszeichen markieren die Schwierigkeit, derartig normativ aufgeladene Begriffe ungebrochen zu übernehmen. Mit der Rede von einem ‚guten‘ oder gar ‚gerechten‘ Tod wird ein begriffliches Feld betreten, in dem ethische Debatten über Autonomie, Würde und Schmerzfreiheit ineinandergreifen, deren Lösung kaum je abschließend und umfassend genug behandelt werden kann. Vgl. Emily A. Meier, Mindy Gallegos, Lizbeth P. Thomas u. a.: Defining a Good Death (Successful Dying): Literature Review and a Call for Research and Public Dialogue. In: *The American Journal of Geriatric Psychiatry* 24, 4 (2016), S. 261–271. Im vorliegenden Beitrag werden die Begriffe daher als provisorische Suchbewegungen verstanden.
- 4 Vgl. Dagmar Hänel: *Bestatter im 20. Jahrhundert. Zur kulturellen Bedeutung eines tabuisierten Berufs*. Münster 2003.
- 5 Vgl. Marieke Westendorp, Hannah Gould: Re-Feminizing Death: Gender, Spirituality and Death Care in the Anthropocene. In: *Religions* 12, 667 (2021), ohne Seiten.

ökologisch nachhaltigere, inklusivere und im Alltag präsen- te Bestattungskultur einsetzt.⁶ In medialen Diskursen und der Forschungsliteratur gilt das Aufkommen des Tätigkeitsprofils von Death Doula als eine der bedeutendsten Entwicklungen der Bewegung: „A Social Movement for Death Positivity Manifests in a New Profession“.⁷ Als „deutschlandweit erste Death Doula“⁸ wurde die Kulturjournalistin Charlotte Wiedemann mit ihrem Anliegen „Bestattungen [...] zu revolutionieren“ mehrfach porträtiert. In einem Interview sagte sie 2019: „Besonders im deutschen Raum ist der Begriff [...] noch wenig definiert. Das ist gut: Wir können ihn also individuell mit Leben füllen.“⁹ Dabei bleibt unerwähnt, dass Claudia Cardinal das Berufsbild¹⁰ *Sterbeamme* schon 2001 mit einem Namen und einem formalisierten Qualifikationserwerb versehen hatte. Ferner blickt die in Deutschland von Leichen- oder Totenfrauen erbrachte Versorgungsleistung auf eine längere Geschichte zurück: Vor dem Aufkommen des modernen Bestattungsgewerbes waren sie „eine Institution, die den Angehörigen im Sterbefall beistand“.¹¹ Durch neue Bezeichnungen, Integration in gegenwärtige Lebenswelten und durch kulturelle Diffusion allerdings wird diese einer Revitalisierung und gesellschaftlichen Neubewertung unterzogen.

- 6 The Order of the Good Death: History of the Death Positivity Movement. <https://www.orderofthegooddeath.com/history-of-death-positive-movement/> (Zugriff: 15.6.2026).
- 7 Aubrey DeVeny Incorvaia: Inside American End-of-Life Doula Trainings through Analytic Autoethnography: A Social Movement for Death Positivity Manifests in a New Profession. In: Journal of Contemporary Ethnography 52, 5 (2023), S. 691–720.
- 8 Janina Hirsch: Pilz-Särge und Papierurnen: Wie eine Death Doula Bestattungen revolutionieren will. 7.7.2023, <https://www.watson.de/leben/interview/234630764-tod-und-sterben-wie-eine-death-doula-bestattungen-revolutionieren-will> (Zugriff: 27.7.2025).
- 9 Charlotte Wiedemann, zit. in: Hirsch 2023 (wie Anm. 8).
- 10 Inwieweit es sich dabei um ein Berufsbild, eine Selbstzuschreibung oder eine Zusatzqualifikation handelt, ist individuell verschieden. So entstehen offizielle Aus- und Fortbildungsinstitute, wobei Claudia Cardinals Akademie derzeit die größte ist. Ihre Bezeichnung ist zwar seit 2008 patentiert, Dienstleistungen als Death Doula anzubieten, ist allerdings ebenso wenig geschützt wie die Berufsbezeichnung *BestatterIn*.
- 11 Reiner Sörries: Leichenfrau. In: Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel (Hg.): Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Bd. 3. Frankfurt a. M. 2010, S. 283.

Der vorliegende Beitrag geht anhand zweier deutscher Praktizierender den Sorge-, Arbeits- und Todesverständnissen dieser Profession nach und möchte dabei die Vielfalt an Selbstverortungen sichtbar machen, die ein noch im Entstehen begriffenes Tätigkeitsfeld kennzeichnet. Welche Vorstellungen eines ‚guten Todes‘ begleitet ihre Tätigkeit und wo verorten sie ihr Wirken in einem Spektrum von individueller Care-Arbeit und intervenierendem Aktivismus? Neben Material aus zwei qualitativen Interviews finden Medienbeiträge Einzug in den Artikel, um das öffentlich erstarkende Interesse an der (vermeintlich) neuen Rolle abzubilden. Für eine historische Perspektivierung ist er durch die 1979 entstandene Ethnografie von Yvonne Verdier zur gesellschaftlichen Stellung der Frau im traditionell-ländlichen Frankreich angereichert: In der darin beschriebenen Figur der *Bademutter* (*femme-qui-aide*) vereinen sich die beiden symmetrisch gedachten Lebensbereiche, sie ‚macht die Babys‘ und ‚macht die Toten‘.¹² Verdiers Erkenntnisse über ihre symbolischen Zuschreibungen und Praktiken markieren somit den Übergang einer verschwundenen Funktionsträgerin zur postmodernen, urbanen Ausprägung der Gegenwart, wie sie im empirischen Material erscheint.

Die Auswahl der Gesprächspartnerinnen folgt keinem repräsentativen Anspruch, sondern dem Prinzip des kontrastiven Samplings. Claudia Cardinal gehört zu den frühen Praktizierenden in Deutschland und hat mit der Bezeichnung *Sterbeamme* ein eigenes Modell der Sterbebegleitung geprägt. Alessa Rhode kam im Rahmen einer Veranstaltung bei Cardinal mit deren Ansatz in Berührung, entschied sich später jedoch für ein anderes Ausbildungsformat aus dem US-amerikanischen Raum. Beide Perspektiven sind miteinander

12 Yvonne Verdier: *Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf*. Stuttgart 1982, S. 95. Die *Bademutter* ist hier nicht als allgemein verbreiteter historischer Berufstypus zu verstehen, sondern als ethnografische Beobachtung. Verdier beschreibt mit der *femme-qui-aide* eine weibliche dörfliche Akteurin im burgundischen Minot der 1970er Jahre. Für den deutschsprachigen Raum lässt sich *Bademutter* vor allem als ältere Bezeichnung der Hebamme belegen, vgl. Beitrag zu Stichwort „bademutter“, in: *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch*, https://fwb-online.de/go/bademutter.s.1f_1741359306 (Zugriff: 27.5.2026). Die Totenfürsorge wurde hingegen regional unter anderen Namen ausgeübt. Damit wird der Vergleich nicht genealogisch, sondern funktional geführt: Ihre Zuständigkeit verband Versorgung, rituelle Ordnung und soziale Vermittlung an den Schwellen von Geburt und Tod.

verbunden, weichen aber voneinander ab und erlauben deshalb einen Blick auf Kontinuitäten, Verschiebungen und Übersetzungsprozesse innerhalb des sich formierenden Praxisfeldes.

Wie Verdiers Darstellung sind auch Teile des Felds von einem Narrativ durchzogen: Traditionell feminines verkörpertes Wissen um Werden und Vergehen sei durch ein patriarchales, standardisiertes System verdrängt worden. Die anklingende Dichotomie zum Ausgang nehmend, möchte der Beitrag den Gegenstand differenziert beleuchten, wobei er das Material entlang dreier Achsen entfaltet: dem Verhältnis von individuellem Sorgehandeln und gesellschaftlichem Aktivismus; der Überlegung, inwiefern die Wiederaneignung von Totenfürsorge als feministisches Empowerment oder Retraditionalisierung aufscheint; und der Frage, wie diese Care-Arbeit (nicht?) in ökonomischen wie institutionellen Strukturen aufgeht. Wenngleich sich der Beitrag auf den ersten Blick durch oppositionell gedachte Sphären strukturieren ließe – Geburt und Tod, Reproduktion und Produktion, konventionelle Medizin und Erfahrungswissen –, so sollen die im Folgenden vorgestellten Praktizierenden nicht gegeneinandergestellt werden, sondern die Vielfalt kulturhistorischer Diffusions- und Adaptionsprozesse von Wissens- und Sorgepraktiken am Lebensende veranschaulichen.

Vom Wirken an Übergängen – Begriffsgenese

Die beiden Frauen, mit denen ich im Rahmen meiner Forschung gesprochen habe, üben dieselbe Profession aus, versehen diese aber mit verschiedenen Bezeichnungen, unterscheiden sich in Alter und beruflichen Hintergründen und praktizieren nach abweichenden Modellen. Sie kennen einander, die Interviews führte ich aber separat.

Claudia Cardinal, gelernte Goldschmiedin und Naturheilpraktikerin, ist seit 1989 als Sterbebegleiterin tätig und gründete im Jahr 2001 die Sterbeammenakademie. Von ihrem Lebensmittelpunkt Hamburg aus expandierte sie mit ihren Fortbildungsgruppen in Deutschland und hat mittlerweile über 1.000 Sterbeammen und -gefährten ausgebildet. Alessa Rhode, Jahrgang 1989, hat bei Claudia einmal einen Workshop besucht, steht aber in keinem Schülerinnenverhältnis zu ihr. Die Friedens- und Konfliktforscherin hat nach dem Erlernen des Bestattens ihre Weiterbildung zur Death Doula

am Institut *Going with Grace* absolviert.¹³ Am Konzept von Alua Arthur, US-amerikanische Pionierin der Death Doulas, schätzt sie, dass sie „Queerness und Rassismus [...] aktiv einbindet und das in Verhältnis zum Tod setzt“¹⁴, was ihr in deutschen Ausbildungsangeboten gefehlt habe. Seit 2024 bietet Alessa ihre Dienste freiberuflich in ihrem Unternehmen „Begleitung in Wandelzeiten“ in Berlin an,¹⁵ wobei sich ihre Tätigkeiten derzeit noch weniger auf direkte Betreuung als vielmehr auf Informationsarbeit erstrecken. Sie wählt als Selbstbezeichnung den englischen Terminus, der auch als *end-of-life doula* im Umlauf ist. Abgeleitet vom Altgriechischen *doule*, was so viel wie Magd, weibliche Dienerin bedeutet, wurde *doula* im Umkreis des Natural Childbirth Movement der 1970er zunächst als Begriff für nicht-medizinische GeburtshelferInnen eingeführt. Philip Olson sieht mit den Death Doulas ein gegenkulturelles Pendant, das womöglich von denselben AkteurInnen forciert wird.¹⁶ Die Parallelstellung zur Geburtsvorbereitung findet sich in der Legitimierung der neu entstandenen Rolle: Dem reichhaltigen Angebot an Unterstützung in der Phase der Entbindung stehe eine eklatante Leerstelle an Vorbereitung auf den Tod entgegen, angesichts dessen sowohl Sterbende als auch Trauernde auf sich allein gestellt seien. In besonderer Zuspitzung

13 An diesem renommierten Institut ließ sich auch die bereits zitierte Charlotte Wiedemann ausbilden. *Going with Grace* bezeichnet sich selbst als Ausbildungs- und Planungsorganisation für Death Doulas und End-of-Life-Planners; das Programm ist als zwölfmoduliger Onlinekurs angelegt und bereitet nach eigener Darstellung auf das Proficiency Assessment der National End-of-Life Doula Alliance (NEDA) vor. In medialen Darstellungen wird hervorgehoben, dass Alua Arthurs Unternehmen mehrere tausend Death Professionals in verschiedenen Ländern ausgebildet hat. Vgl. Kelly Mickle: Alua Arthur. In: *TIME100 Health*, 2.5.2024, <https://time.com/collections/time100-health/6968946/alua-arthur/> (Zugriff: 27.5.2026).

14 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

15 Schon an dieser Stelle wird sichtbar, dass sich die Tätigkeit nicht nur als Sorgepraxis, sondern auch als Dienstleistung formiert. Die Professionalisierung dieser Form von Sterbebegleitung ist von Beginn an mit Fragen nach Bezahlung und der Übersetzung relationaler Fürsorge in marktförmige Angebote verbunden, was beiden Forschungspartnerinnen bewusst ist.

16 Vgl. Philip O. Olson: Domesticating deathcare: The women of the US Natural Deathcare Movement. In: *Journal of Medical Humanities* 39 (2018), S. 195–215, hier S. 197.

stellt sich diese Frage bei Stillgeburten bzw. sogenannten Sternkindern. Hier treten beide Schwellenereignisse nicht nacheinander, sondern zugleich ein, wodurch die Parallelstellung von Geburts- und Sterbebegleitung nicht im Metaphorischen verbleibt.¹⁷

Ursprünglich hatte Claudia ihre Rolle als *Sterbehebamme* benannt, bis sie durch Hebammen erfuhr, dass dieser Begriff geschützt sei.¹⁸ Der Begriff *Sterbeamme* aber beschreibe ihr Wirken genauso: „Denn was macht eine Amme? Das geht ja nicht um irgendwelche reichen Leute und Herrscherhäuser, wo es heißt, die Frauen wollen nicht stillen [...]. Eine Amme ist dann da, wenn es nicht genügend Milch gibt, d. h., sie stillt Hunger. Und ich würde sagen, im übertragenen Sinne mache ich das auch.“¹⁹ Mit dem Begriff der *Amme* kann Alessa sich durch die damit assoziierte Genderrolle nicht identifizieren, präferiert im Deutschen das Wort Sterbegefährtin, das für sie beinhaltet: „Ich trage dich da nicht durch, bin auch nicht die Expertin, aber ich wäre da, um ein Stück des Weges zusammenzugehen.“²⁰

Aus ihrer Erfahrung als Ausbilderin beschreibt Claudia, dass die Weiterbildung zur Sterbeamme ähnlich wie die Inanspruchnahme ihrer Dienste meist durch eigene Grenzerfahrungen erfolge, in Phasen, in denen die Fragilität und Kostbarkeit des Lebens besonders offenliege.²¹ Dies passiere oft auch im Rahmen der Mutterschaft: „Ich

17 Vgl. Maureen Grimm, Anja Sommer: *Still geboren*. Berlin 2011. Indem das Buch Perspektiven betroffener Eltern sowie beruflich involvierter ÄrztInnen, Krankenschwestern, Hebammen, SeelsorgerInnen und BestatterInnen versammelt, nimmt es jene Schnittstellen in den Blick, an denen Geburt und Tod ineinander fallen und professionelle Begleitung in besonderer Weise erforderlich wird.

18 In diesem Rahmen nicht betrachtet werden die *Seelen-Hebammen* des mobilen Bestattungsinstituts Die Barke, die das Feld feministischer Totenfürsorge jedoch um die gleiche Zeit wie Claudia Cardinal betraten. Wie sie mit der geschützten Bezeichnung umgehen, ist der Verfasserin nicht bekannt. Vgl. Ajana Holz: Über die Notwendigkeit einer Totenkultur in Frauenhänden. Die Barke: Feministische Bestatterinnen und Hebammen für die andere Seite. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 59 (2001), S. 115–119.

19 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

20 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

21 Die als problematisch wahrgenommene Grenzerfahrung muss sich nicht nur auf das individuelle, sondern kann sich auch auf ein kollektives Krisenerlebnis beziehen: Die Zahl der Mitglieder der National End-of-Life Doula Alliance (NEDA) verdoppelte sich in Coronazeiten, seitdem

habe es oft bei Müttern erlebt, die die kleinen Säuglinge angeguckt haben und wussten, ihr Leben ist zu Ende, wenn dem was passiert.“²² Dass die Erfahrung von Geburt den Blick auf Verlust und Sterblichkeit schärfen kann, verdeutlicht die strukturelle Nähe beider Schwellenergebnisse, wie sie in der *Anthropology of the Beginnings and Ends of Life* analysiert wird: An beiden Rändern des Lebens treten Abhängigkeit, Verletzlichkeit und Kontingenz in existenzieller Deutlichkeit hervor.²³

Ein schmerzreiches biografisches Erlebnis ihres Mutterdaseins bildete auch den Ursprung für Claudias Berufseinstieg: Als sie ihre sechsjährige Tochter durch Leukämie verlor, hatte sie durch ihre Trauer Panikattacken und eine Herz-Kreislauf-Störung „geboren“. Sie erzählt von einem Gespräch mit einem aufgesuchten Kardiologen. Nachdem er keine organischen Anzeichen diagnostizieren konnte, fragte er, wie sie mir berichtet: „War denn was?“ Als Claudia ihm daraufhin vom Tod ihrer Tochter erzählte, reagierte er ihr zufolge mit den Worten: „Oh, das tut mir leid, ich schreibe Ihnen mal was auf.“²⁴ Derartige Hilflosigkeit und ein auf Substanzen gestütztes Therapieverständnis fand sie nicht nur bei der konventionellen westlichen Medizin, sondern auch in der Naturheilkunde vor. Sinn aber gebe es nicht in Flaschen. Um die Trauer zu verarbeiten, arbeitete sie an der Zusammenstellung eigener „Werkzeuge“, die sie nach etwa zehn Jahren durch ihre Bücher und in Curricula als kondensierten Erfahrungsschatz weitergeben wollte. Auch für Alessa bildete der Verlust eines engen Freundes den Beginn ihrer eingehenden Beschäftigung mit dem Tod, die sich durch das Ende ihres Studiums bis zum Quereinstieg in die Bestattungsbranche zog.

erzielen Death Doulas auch vermehrt mediale Öffentlichkeit. Vgl. Melissa Chan: Death Doulas Used to Be Rare. The COVID-19 Pandemic Changed That. 26.1.2025, <https://time.com/6128469/death-doulas-covid-19-pandemic/> (Zugriff: 26.5.2026).

22 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

23 Sharon R. Kaufman, Lynn M. Morgan: The Anthropology of the Beginnings and Ends of Life. In: Annual Review of Anthropology 34 (2005), S. 317–341, hier S. 317–320.

24 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

Mit Rat und Tat zur Seite – Tätigkeitsspektrum

Claudia fängt Hilfesuchende zu Zeitpunkten auf, für die sie formuliert: „Der Schwangerschaftstest angesichts des Abschieds ist positiv“, womit sie Momente meint, in denen Verlusterfahrung als konkrete Lebenswirklichkeit einsetzt.²⁵ Derartige Lebenskrisen sind nicht auf das Ende des Lebens beschränkt; auch die Unterscheidung ihrer KlientInnen in unmittelbar vom Tod Betroffene wie Zugehörige hebt sie auf. Sie wisse, dass sie sowieso nur Sterbende begleite, „andere gibt es nicht“.²⁶ Diese Haltung offenbart eines der Anliegen, das Leben durch die Sterblichkeit neu zu perspektivieren. Getreu dem Motto, Leben ist lernen zu sterben, stehen Sterbeammen/Death Doulas in verschiedenen Stadien des Sterbens ‚mit Rat und Tat‘ zur Seite: Ob bei einer akuten lebensbedrohlichen Diagnose oder um im Rahmen von dafür geschaffenen Gesprächsräumen eine proaktive Auseinandersetzung mit dem Tod zu ermöglichen.

Was Sterbeammen/Death Doulas tun, lässt sich weniger als fest umrissener Leistungskatalog denn als Bündel situativer Praktiken fassen, die an den Rändern etablierter Zuständigkeiten entstehen. Das Ausbildungsangebot der Sterbeammen-/Sterbegefährten-Akademie zeigt das Spektrum auf: Beratung und Begleitung Sterbender, Anleitung von Trauergruppen für Zugehörige sowie die Übersetzung und Umsetzung von „Sichtweisen und Methoden der Ursprungskulturen“ in „Märchen“ und „Brauchtum [...] in den modernen Großstadtag“.²⁷

Ihr Tätigkeitsfeld umfasst auch logistische Angelegenheiten angesichts des Lebensendes wie die Verwaltung des materiellen oder digitalen Nachlasses. Dieses *death planning* kann auch als entlastende Vorsorge wahrgenommen werden, um für das Lebensende alles geordnet zu haben. In der Scheu vor der Auseinandersetzung mit diesen

25 Ebd.

26 Ebd.

27 Die Fortbildung umfasst nach Selbstauskunft ca. zwei Jahre, 240 Unterrichtsstunden bzw. 180 Zeitstunden in 15 Blöcken. Vgl. Sterbeamme/Sterbegefährte – Akademie nach Claudia Cardinal®: Berufsbegleitende Fortbildung zur Sterbe- und Trauerbegleiterin / zum Sterbe- und Trauerbegleiter, <https://sterbeamme.de/fort-und-weiterbildung/sterbeamme-sterbegefaherte/> (Zugriff: 27.5.2026).

letzten Dingen empfindet Claudia eine Dissonanz der sich als aufgeklärt verstehenden, säkularen Gesellschaft: „Gott gibt es nicht mehr, aber den Verstand haben wir ganz hochgehalten. Und da sehe ich eine Form von magischem Denken, das passt überhaupt nicht zusammen, dass es heißt: ‚Nee, ich mache noch keine Patientenverfügung, dann muss ich sterben.‘“²⁸ Gleichzeitig weist Alessa dabei auf einen Trugschluss hin, der das normierte Bild eines ‚guten Sterbens‘ umgibt: „Wenn man sich nur genug damit beschäftigt, ist man mit sich im Reinen und geht in Frieden und Stille. Ich glaube, das ist Quatsch.“²⁹

In der Schwellenphase des konkreten Sterbevorgangs möchte Claudia durch die Zuwendung zu einer philosophisch-spirituellen Innerlichkeit unterstützen. Neben der persönlichen Betreuung soll auch das gemeinsame Thematisieren der Sinnfrage Trost spenden und zur medikamentenfreien Lösung der Angst angesichts des Todes beitragen. Hier berührt sich ihre Tätigkeit mit institutionalisierter kirchlicher Seelsorge, die ebenfalls an Schuld- und Sinnfragen arbeitet und Abschiede begleitet.

Auch Zugehörige empfinden Ängste und agieren oft überfordert, wie Verdier schildert: „Vor dem Neugeborenen wie vor dem Toten ergreift sie die gleiche Panik, die gleiche Aufregung, keiner weiß, was er machen soll [...]“³⁰ Um in solchen Momenten Orientierung zu geben, werden Verstorbene wie Neugeborene in Übergangsritualen in die Gemeinschaft eingegliedert bzw. aus ihr entlassen.³¹ Während die Bademutter auf das Waschen, Ankleiden und Salben in der „Hausarbeit um den Tod“³² traditionell christliche Trauerri-tuale folgen lässt, sind für viele von Alessas und Claudias KlientInnen konfessionell festgelegte Skripte nicht mehr verbindlich. Alessa bietet auch die zeremonielle Rahmung eines Abschieds an, wobei sie die Ritualgestaltung individuell auf die Wünsche der Sterbenden abstimmt.³³

28 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

29 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

30 Yvonne Verdier (wie Anm. 13), S. 109.

31 Vgl. Arnold van Gennep: Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt a. M. 1999.

32 Yvonne Verdier (wie Anm. 13), S. 107.

33 Donley und Fannin zeigen auf Grundlage qualitativer Interviews mit 23 End-of-Life Doulas in den USA, dass diese spirituelle Sorge (*Spiritual*

Beide meiner Forschungspartnerinnen arbeiten prozess- wie bedürfnisorientiert, in Einzelsitzungen ebenso wie über längere Zeiträume. Dabei beschreibt Alessa die von vielen Death Doulas geteilte Grundhaltung: „Die Menschen, die zu uns kommen, sind die eigenen ExpertInnen für ihren Prozess. Den gilt es zu begleiten.“³⁴ Claudia schildert mir: „Ich habe einen, den habe ich ganz lange Jahre begleitet, der hat gefragt: ‚Aber was mache ich, wenn es losgeht?‘ Da habe ich gesagt, ich weiß es nicht. Aber dann sagst du Bescheid, dann müssen wir was austüfteln.“³⁵ In der engmaschigen Betreuung geht es ihr darum, Selbstbestimmtheit zu priorisieren und bisweilen „das Denken auf den Kopf zu stellen“³⁶, denn wer weiter denken könne, könne auch weiter handeln. Konkret kann das bedeuten: Sterbende dabei zu unterstützen, ihre Wünsche für die eigene Beerdigung zu formulieren; im Sterbeprozess körperlich anwesend zu sein und eine vertraute Atmosphäre zu schaffen oder Zugehörigen in der Trauerphase beizustehen.

Wie gelingt ihnen jedoch die Abgrenzung, um selbst weiter handlungsfähig zu bleiben, welche Strategien der Selbstfürsorge³⁷ betreiben sie? Claudia macht dabei erneut eine Anleihe bei Hebammen: „Eine Hebamme, die Gebärende begleitet, muss wissen, dass die Wehen der Frau gehören. Und sie muss es der Frau zutrauen, sie anspornen. Nur Hände streicheln reicht nicht. Es ist beim Sterben das Gleiche, d. h., ich muss es meinem Gegenüber zutrauen. [...]

Care) als situative Begleitung verstehen, wobei es auch zu Differenzen zwischen eigenen und klientInnenseitigen Glaubens- und Sinnsystemen kommen kann. Vgl. Sarah Donley, Casey Fannin: „Death Bouncers” and “Spiritual Guides”. How End-of-Life Doulas Provide, Frame, and Navigate Spirituality and Spiritual Care. In: OMEGA – Journal of Death and Dying, doi:10.1177/00302228241274969.

34 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

35 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

36 Ebd.

37 Zur Abgrenzung von dem durch neoliberale Wellness-Diskurse trivialisierten ‚Self Care‘ wird hier auf den deutschen Begriff zurückgegriffen. Tatsächlich entstand das Konzept in den 1960er Jahren in Pflegekontexten: „The notion of feminist self-care emerged from the need for medical practitioners [...] to maintain a capacity to care for others and for patients to better care for themselves.“ Vgl. Hi’ilei Julia K. Hobart, Tamara Kneese: Radical Care. Survival Strategies for Uncertain Times. In: Social Text 38, 1 (2020), S. 1–16, hier S. 5.

Ich traue das allen Menschen zu und die kann ich anspornen. Aber bitte nicht so nah dran an mir.“³⁸ Sobald sie merke, dass sie selbst bei der Begleitung zu sehr belastet werde, müsse sie gegenregulieren. Dieses Austarieren beschreibt auch Alessa als einen kontinuierlichen Lernprozess. Zwar pflegt sie habitualisierte Abgrenzungspraktiken, wie eine abendliche Dusche, um nach Arbeitsende wieder „im anderen Alltag anzukommen“.³⁹ Als ihren „Nordstern“ aber nennt sie die Reflexion ihrer Lebensweise: „Ich glaube, es ist tatsächlich gar nicht, dass ich etwas Bestimmtes mache, sondern dass ein Teil, um in diesem Feld beruflich aktiv zu sein, für mich bedeutet, selber gut zu leben. Und das heißt, auch immer wieder zu gucken, wie viel Energie gebe ich in meine Arbeit, wie viel in die Dinge, die für mich jenseits davon wichtig sind.“⁴⁰

Who cares – oder: Wer darf/soll/kann sich um die Toten kümmern?

„The end of life doula role is not really new; it has existed for always [...] at the community level. It was the negative impact of the medical system that has [...] disempowered people to care for their own... it's connected to and emerging as a response to the medicalization of birth and death.“⁴¹

In den Vereinigten Staaten wie in Europa hatten weibliche Personen bis ins 19. Jahrhundert hinein das Monopol auf Totenfürsorge. Zunächst als karitativer Dienst durch christliche Frauenorden oder Bademütter vollzogen, wurde die Versorgung Verstorbener im Zuge der Kommunalisierung des Bestattungswesens zu geringfügig entlohnter Arbeit – dabei waren es meist Frauen aus unteren Bevölkerungsschichten, die sich als offizielle Totenfrauen im Dienst der Städte ein Zubrot verdienten. Die Genese dieses weiblichen Wissensmonopols ist allerdings wiederum Ausdruck einer Marginalisierung,

38 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

39 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

40 Ebd.

41 Marian Krawczyk, Emma Clare, Erin Collins u. a.: End-of-life doulas: international reflections on a transnational movement. In: Palliative Care and Social Practice 17 (2023), S. 1–14, hier S. 3.

da Tätigkeiten im Umfeld des sozial Tabuisierten, wie das Berühren von Toten, an sie delegiert wurden.⁴² Bis ins Spätmittelalter waren mit der Totenpflege umfassende Tätigkeiten verbunden, die von der Totenwaschung, Bestattungsorganisation wie Meldung bei Ämtern und bis hin zum Totengedenken weltliche und seelsorgerische Aspekte vereinten. Diese Handlungsfelder wurden durch fortschreitende Reglementierung und Professionalisierung der Bestattung sukzessive beschnitten.⁴³ In der sich etablierenden Wissenshierarchie rangierte das „tacit knowledge“⁴⁴ ‚erfahrener Frauen‘ weit unter der akademischen Ausbildung männlicher Ärzte. Mit dieser Überführung in patriarchale Strukturen ging eine Profanisierung einher, die nicht empirisch messbare, spirituelle Dimension rückte aus dem Fokus.

Heute befindet sich die Profession an einer Schnittstelle eines individualisierten Angebots alternativer Bestattungskultur und medizinischer Palliativpflege, was bisweilen zu (auch) rechtlichen Kämpfen um Deutungshoheit und Zuständigkeiten führt. Noch spielen Death Doulas in der deutschen Palliativlandschaft aufgrund der geringen Anzahl Praktizierender keine nennenswerte Rolle, fassen Christian Volbert u. a. die Ergebnisse einer Befragung von HospizmitarbeiterInnen zusammen.⁴⁵ Auf Widerstände sei Claudia in Hospizen schon gestoßen: „Viele in der Hospizbewegung sagen, das machen wir doch. Aber das machen sie nicht. Denn es wird, auch da in Hospizen, in allen Einrichtungen, in Krankenhäusern, Alteinrichtungen, Palliativstation, überall mit Medikamenten gearbeitet.“⁴⁶ Claudias Gründungserzählung trägt Distinktionsmomente gegenüber einem

42 Dies zeigt sich etwa an den sogenannten *searchers* im frühneuzeitlichen London, Frauen, die Tote untersuchten und Todesursachen für die Bills of Mortality meldeten. Vgl. Martin Christ: The London Bills of Mortality: State of the Art and Future Directions of Research. In: German Historical Institute London Bulletin 45, 1 (2023), S. 39–75, hier S. 48–49.

43 Vgl. Reiner Sörries: Seelnonne. In: Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel (Hg.): Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Bd. 1. Frankfurt a. M. 2002, S. 280.

44 Dieser Begriff für implizites Wissen wurde eingeführt in Michael Polanyi: Personal Knowledge. Towards a Post-Critical Philosophy. London 1958, S. 96.

45 Vgl. Christian Volberg, Aboud Makdsi, Jannis Eersink u. a.: ‘Death Doulas’ are not yet an Issue in German Palliative Care – A National Survey of Palliative Care Providers, European Journal of Cancer Care (2025).

46 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

medikalisierten Pflegeapparat in sich. Dennoch sehen sich die Death Doulas nicht in Konkurrenz zu bestehenden Angeboten, wollen vielmehr durch ihre umfassende Care-Arbeit die Lücken füllen, die in einem hochspezialisierten und oft überlasteten medizinischen Pflegenetzwerk entstehen. Während biomedizinische Settings terminale Phasen über Symptomkontrolle und institutionelle Abläufe bearbeiten, richten Sterbeammen/Death Doulas ihre Aufmerksamkeit auf Fragen und Ängste, die dadurch nicht notwendig behandelt werden. Alessa betont, dass ihre Dienste eine Ergänzung zu therapeutischen Angeboten darstellen; sie selbst hatte schon während ihres Masterstudiums eine Weiterbildung zur ehrenamtlichen Hospizbegleiterin absolviert.

Ein ‚guter Tod‘ für alle?

Claudia verweist auf die Realität der Hospizplatzvergabe in Deutschland. In über 90 Prozent stünden Krebserkrankungen im Hintergrund, woran allerdings nur ein Drittel der Bevölkerung sterbe. Doch auch die restlichen zwei Drittel stünden vor der Frage nach dem Tod, weshalb sie es *allen* Sterbenden ermöglichen möchte, sich bestmöglich auf den Abschied vorzubereiten. Dabei konturiert sich für sie die Vorstellung eines ‚guten Todes‘, „wenn jemand einverstanden ist mit dem Sterben und der Aufbruch vielleicht in einer Mischung aus Neugier und Mulmigkeit passiert“.⁴⁷ Alessa hält allgemeine Aussagen hier für schwierig, denn „Menschen sterben unterschiedlich. Davon ist nichts besser oder schlechter“⁴⁸, aber eine Minimaldefinition liegt für sie darin, dass es Menschen möglich sein solle, von dem umgeben, was ihnen wichtig ist, sterben zu können. Ihre Arbeit ist von ihrer queerfeministischen und Diversität berücksichtigenden Haltung getragen, indem sie etwa auch auf Diskriminierung im Tod aufmerksam macht: „Auf struktureller Ebene gibt es zu viel zu sagen. Wie sind Leute versorgt? Wozu haben sie Zugang? Wer begleitet sie?“⁴⁹ Die Definition eines ‚guten Todes‘ wird damit zur Frage nach den Bedingungen seiner Möglichkeit. Wenn er von individuell unbeeinflussbaren

47 Ebd.

48 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

49 Ebd.

Variablen wie sozialer Unterstützung, Diskriminierungserfahrungen und finanziellen Ressourcen abhängig ist, kann dieser nicht allein als persönlich zu erwerbende Haltung oder gelungene Vorbereitung verstanden werden, sondern richtet den Blick auf ungleich verteilte Sorginfrastrukturen.

Als eine der Tugenden der Bademutter benennt Verdier, „daß sie überall und zu jedermann hingeht“.⁵⁰ Dass auch im Tod nicht alle gleich sind, ist den Death Doulas bewusst, in intersektional sensiblen Ansätzen setzen sie sich für eine möglichst inklusive Abschiedskultur ein. Das bezieht Claudia auch auf Trauernde, die in der Gemeinschaft aufgefangen werden müssten, was allzu oft aufgrund eigener Sprach- oder Ratlosigkeit nicht erfolge. Diese müsse auch sie aushalten, so Alessa: „Es gibt ja schon öfter Momente, wo ich glaube, da gibt es nichts zu sagen. [...] Oft geht es darum, das auszuhalten zusammen. Dass ich dann einfach dableibe und irgendwie berührbar bin.“⁵¹

Reclaiming Care? Emanzipatorische Prozesse zwischen Reproduktion und Produktion

Wenngleich sie ihrer Akademie den Ausdruck *Sterbegefährte* für männliche Interessenten an die Seite gestellt hat, meint Claudia, sie habe das Gefühl, in einem reinen Frauenprojekt zu arbeiten: Bei ihr ließen sich über 90 Prozent Frauen ausbilden, was sie kein bisschen verwundere. Woran liegt das überwiegende Interesse von Frauen an dieser Form von Care-Arbeit? „Haben sie [...] die Aufgabe und die Macht, das in gewisser Weise biographische Wachstum der Menschen zu sichern, wie der Mond das Wachstum der biologischen Welt sichert?“⁵² Wie bei Verdier ist die durch den weiblichen Zyklus körperlich spürbare Verbundenheit mit einem großen Ganzen ein gängiges Erklärungsmodell für eine ‚natürlich‘ gegebene Kompetenz, derartige Vermittlerinnenrollen einzunehmen. Das hier aufgerufene Bild verweist auf Denkbewegungen eines esoterisch-spirituellen Feminismus, der spätestens seit den 1970er Jahren – teils in Anlehnung an naturmagische oder neopagane Traditionen – eine besondere

50 Yvonne Verdier (wie Anm. 13), S. 113.

51 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

52 Yvonne Verdier (wie Anm. 13), S. 88.

weibliche Verbundenheit mit Lebenszyklen, der Erde und dem Transitorischen imaginiert.⁵³ Der weibliche Körper erscheint darin als Resonanzraum des Kosmischen, der Übergänge nicht nur erfährt, sondern vermeintlich in besonderer Weise zu begleiten weiß. Diese Denkfigur findet sich nicht zufällig in Teilen der Geburtshilfe- und Hausgeburtbewegung wieder, aus der das Konzept der Death Doula hervorgegangen ist.⁵⁴

Auch die Versorgung am Lebensende ist gegendert und von polarisierten „Geschlechtscharaktere[n]“⁵⁵ durchzogen: Während aktiv kurative medizinische Fachgebiete mit männlichen *hard skills* konnotiert sind, den Ausübenden Fachexpertise zugeschrieben wird und ihnen gesellschaftliche Anerkennung zuteilwird, wird die auf Empathie und Kommunikation beruhende ‚passiv‘-terminale Pflege als typisch weiblich gedeutet und als ‚Händchenhalten‘ geringgeschätzt. Die Entstehung dieser Logiken liegt auch in den geschichtlich gewachsenen Abgrenzungsprozessen zwischen den Professionen Pflege und Medizin begründet – um ihre berufliche Stellung behalten zu können, betonte das mehrheitlich weibliche Pflegepersonal statt Intellekts und Fachkompetenz gemäß einem ‚Tugendskript‘ vermeintlich inhärent feminine Eigenschaften wie das Spenden von Geborgenheit und Aufopferung für andere.⁵⁶ Wenn dies auch von KritikerInnen als essentialistisch abgelehnt wird, wirken diese (Selbst-)Zuschreibungen fort; auch im Feld berufen sich manche Praktizierende auf mütterliche und damit genuin weibliche Verhaltensweisen. Eine ähnliche Ambivalenz arbeitet Charlotte Faircloth

53 Vgl. etwa Starhawk: *The Spiral Dance. A Rebirth of the Ancient Religion of the Great Goddess*. San Francisco 1979. Der Text gilt als einflussreiche Schrift feministischer Wicca- und Göttinnen-Spiritualität.

54 Klassens ethnografische Studie zeigt, wie Frauen Geburt als religiösen Akt und Widerstand gegen das medizinische Establishment deuten. Vgl. Pamela E. Klassen: *Blessed Events. Religion and Home Birth in America*. Princeton 2001, S. 63–96.

55 Vgl. Karin Hausen: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Neue Forschungen. Stuttgart 1976, S. 363–393.

56 Vgl. Julia Rehsmann, Birten Stetter, Corina Caduff: Sterben gendern. Wie Geschlechterverhältnisse das Lebensende prägen. In: Corina Caduff, Birten Stetter, Minou Afzali u. a. (Hg.): *Sterben gestalten*. Zürich 2024, S. 195–215, hier S. 204.

für Stillpraktiken im *intensive motherhood* heraus: Auch in ihrem Feld erscheint vermeintlich natürliches mütterliches Wissen zugleich als Ressource weiblicher Selbstermächtigung und als normativer Zugriff auf Frauen, deren Sorgekompetenz über Verfügbarkeit und körperliche Nähe bestimmt wird.⁵⁷

In dieser körperlichen Nähe an der Fragilität des Lebens sieht Claudia die Erklärung für das Patriarchat: „Mein Leben lang habe ich mich gefragt, wieso kriegen wir an allem Schuld? Wenn irgendwas ist, die Mütter sind an allem schuld, und die Frauen sind böse.“⁵⁸ Die Fähigkeit, Leben zu geben, geht einher mit der Macht, dieses auch wieder zu nehmen. In Rückbindung an die Erbsünde findet sich die Vorstellung, dass Frauen durch ihre Gebärfähigkeit auch an der Sterblichkeit Schuld tragen, ebenso bei Verdier: „Ohne sie gäbe es weder das Leiden – die Schmerzen der Entbindung – noch den Tod.“⁵⁹ Der Verweis auf eine als bedrohlich imaginierte weibliche Körpermacht berührt zugleich den ‚Hexenmythos‘. Wie Anne Kwaschik zeigt, erscheint die Hexe in feministischen Wiederaneignungen seit den 1970er Jahren einerseits als Opfer patriarchaler Verfolgung, andererseits als Chiffre für ein subversives weibliches Körper-, Heil- und Erfahrungswissen, das sich der Autorität von Kirche, Medizin und männlich codierter Expertise entzieht.⁶⁰ Für Sterbeammen/Death Doulas ist die Sorge um Sterbende aber gerade kein ‚Hexenwerk‘, sondern eine anspruchsvolle, aber erlernbare Form von Sorgearbeit.⁶¹

Die Wiederaneignung der Totenfürsorge zurück von einem institutionalisierten, männlich dominierten Bestattungs- und Medizinwesen kann als Akt feministischen Empowerments gesehen werden. Dies gilt jedoch nur, solange die historische Weiblichkeit dieser

57 Vgl. Charlotte Faircloth: *Militant Lactivism? Attachment Parenting and Intensive Motherhood in the UK and France*. Oxford 2013.

58 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

59 Yvonne Verdier (wie Anm. 13), S. 112.

60 Vgl. Anne Kwaschik: „We Witches.“ Knowledge Wars, Experience and Spirituality in the Women’s Movement During the 1970s. In: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 31 (2023), S. 171–199; Barbara Ehrenreich, Deirdre English: *Witches, Midwives, and Nurses. A History of Women Healers*. Old Westbury, NY 1973, 2., erw. Aufl. New York 2010.

61 Für diese wertvolle Anregung danke ich den GutachterInnen der Peer Review.

Praxis nicht vorschnell romantisiert wird, denn was als Aufwertung femininen Erfahrungswissens intendiert ist, birgt zugleich die Gefahr, den weiblichen Körper als ‚Schicksalsraum‘ festzuschreiben und Care-Arbeit als naturhafte Bestimmung von Frauen zu rahmen.⁶² So werden bisweilen auch in dieser historischen Überwindung Geschlechternormen reproduziert – im Sprechen von einer feminin-spirituellen Neigung zum Sorgetragen in häuslichen Kontexten und einer rationalen Männerdomäne der in Normarbeit tätigen Bestatter. Alessa, in Doppelfunktion Bestatterin und Death Doula, symbolisiert ein Aufbrechen dieser vergeschlechtlichten Stereotype, deren Unhaltbarkeit sich auch in den Entwicklungen des Bestattungshandwerks zeigt: Im Jahr 2023 lag die Anzahl weiblicher Auszubildender in Deutschland bei 57 Prozent.⁶³

Alessa bemerkt für das Feld: „Da gibt es zwei Strömungen, wie überall: Menschen, die sehr betonen, dass sie weiblich sind und sich in die weibliche Tradition stellen, und andere, die eher versuchen, Gender zu dekonstruieren und aufzulösen.“⁶⁴

Zwar gibt es Death Doulas, die ihre Dienste ehrenamtlich zur Verfügung stellen,⁶⁵ doch viele selbstständig Praktizierende verlassen durch ihren Eintritt in den Arbeitsmarkt die traditionelle Reproduktionssphäre unbezahlter Care, was sich als eine „potentially subversive, implicitly feminist campaign“⁶⁶ deuten lässt. Den Problematiken kommodifizierter Gefühlsarbeit entgehen sie damit nicht, wirken einer vollständigen Anpassung an die Zwänge des neoliberalen

62 Vgl. zur feministischen Kritik, wie matriarchatsmythische Narrative Frauen auf ihren Körper und ihre Mutterrolle reduzieren: Cynthia Eller: *The Myth of Matriarchal Prehistory. Why an Invented Past Won't Give Women a Future*. Boston 2000.

63 Statistisches Bundesamt: Zahl der Auszubildenden zur Bestattungsfachkraft binnen zehn Jahren verdoppelt, https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/11/PD24_No55_21.html (Zugriff: 26.12.2025).

64 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

65 Eine ökonomische Abgrenzung der Bademutter von der Hebamme wird in Verdiers Ethnografie deutlich, denn die Bademutter wird für ihre Dienste durch Geschenke oder durch Gegenleistungen entlohnt, niemals monetär. Vgl. Yvonne Verdier (wie Anm. 13), S. 105.

66 Ara A. Francis: Gender and Legitimacy in Personal Service Occupations: The Case of End-of-Life Doulas and Death Midwives. In: *Journal of Contemporary Ethnography*, 51, 3 (2022), S. 376–406, hier S. 377.

Wirtschaftssystems aber mit alternativen Bezahlmodellen entgegen. Alessa etwa referenziert Geld für prospektive KlientInnen als Energieausgleich: „Ich mache meine Arbeit nicht wegen des Geldes, aber ich brauche Geld, um sie machen zu können.“⁶⁷ Claudia nimmt einen ortsüblichen Handwerkerlohn nach Selbsteinschätzung ihrer KlientInnen. Gleichwohl werden die Kosten für die Fürsorgeleistungen nicht von Krankenkassen übernommen, weshalb sie trotz der Bemühungen der Praktizierenden tendenziell nur von privilegierten Gruppen in Anspruch genommen werden können.

Neuer Wein in alten Schläuchen? Eine Wiedergeburt

„Man hört Klagen, daß sich die Dinge geändert hätten [...]. Die Öffentlichkeit des Todes hat sich so in den letzten Jahren auf eine einzige und symbolische Figur reduziert, auf die Bademutter [...]. Man muß sich fragen, was geschieht, wenn es sie nicht mehr gibt“⁶⁸, schreibt Verdier Ende des 20. Jahrhunderts.

Es gibt sie wieder, unter anderem Namen, in anderen Zusammenhängen. Zur Ankunft von Death Doulas in Deutschland äußert sich die eingangs zitierte Charlotte Wiedemann: „Viele der herkömmlichen Trauerangebote in Deutschland klingen nach Käsekuchen und Staubigkeit. Wir brauchen meiner Meinung nach generell einen neuen Umgang mit dem Sterben, und deshalb finde ich auch einen neuen Begriff adäquat.“⁶⁹ Im Zitat klingt ein Selbstverständnis an, wie es auch die Diskussionsergebnisse eines Symposiums internationaler Death Doulas nahelegen, eine „identity of ‘doing things differently’ with the capacity to beneficially disrupt existing health systems and cultural norms in providing innovative end-of-life care“.⁷⁰ Die Übernahme der englischen Bezeichnung ermöglicht nicht nur Anschluss an eine transnationale Bewegung, sondern auch an eine mediale

67 Homepage von Alessa Rhode, <https://alessa-rhode.de/> (Zugriff: 26.5.2026).

68 Yvonne Verdier (wie Anm. 13), S. 108.

69 Charlotte Wiedemann, zit. in: Paulina Czienskowski: „Unser Umgang mit Emotionen ist definitiv ausbaufähig“. 18.8.2022. In: fluter, <https://www.fluter.de/death-doula-interview>. (Zugriff: 29.8.2025).

70 Krawczyk, Clare, Collins (wie Anm. 40).

Aufmerksamkeitsökonomie. Dazu befindet Claudia: „Bei ganz vielen Abschiedsgeschichten kommt immer wieder die Idee, dass ein neuer Zug da wäre. Und vielleicht ist das kein neuer.“⁷¹ Die unterschiedlichen Termini sind in einem kapitalistischen System mit der Ausbildung von Alleinstellungsmerkmalen ebenso wie mit Qualifikations- und Zertifizierungsmechanismen verbunden.⁷² Für Alessa sind verschiedene Richtungen nicht unvereinbar, auch in der Anerkennung der Traditionen sieht sie die Möglichkeit, „zurückzuschauen, was haben Leute damals in dem Feld schon gemacht, was wertvoll war, was verloren gegangen ist. Da ist ja was Spannendes drin. Ohne das dann zu wiederholen, das wieder in Schubladen zu packen“.⁷³

Sowohl für diejenigen, die Care-Arbeit leisten, als auch für die EmpfängerInnen ihrer Dienstleistungen liegt ein selbstermächtigender Prozess in der Wiederaneignung temporär verlorener Wissensbestände: In der individuellen Betreuung erhalten Sterbende und Trauernde ihre Handlungsfähigkeit (zurück), in der Ermutigung, auf eigene Bedürfnisse und Intuition zu vertrauen, statt Konventionen und Normen zu folgen. Auch dieses Infragestellen entspringt für Alessa einer aktivistischen Haltung. In einem überindividuellen Rahmen möchten Death Doulas als „cultural change agents“⁷⁴ zur kollektiven Steigerung von *death literacy* beitragen. Dazu zählt nicht nur die Verbreitung von Wissen über den Tod und Sterbeprozesse, sondern auch die Stärkung jener Fähigkeiten, die Menschen benötigen, um ihre Möglichkeiten im Rahmen der Sterbe- und Totenfürsorge zu verstehen und im konkreten Fall in Anspruch zu nehmen. Kerrie Noonan u. a. fassen diese Form von Wissen als „practice wisdom“⁷⁵ zusammen, die im jeweiligen Sorgezusammenhang erworben und handlungswirksam wird. Für eine gesellschaftlich veränderte Haltung zum Sterben hält Claudia es für wesentlich, eine Verbindung in

71 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

72 Etwa erkennbar in dem Gütesiegel *Graduate Going with Grace*, das Alessa auf ihrer Homepage trägt.

73 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

74 Krawczyk, Clare, Collins (wie Anm. 40).

75 Kerrie Noonan, Debbie Horsfall, Rosemary Leonard u. a.: Developing death literacy. In: *Progress in Palliative Care* 24, 1 (2016), S. 31–35, hier S. 32.

Form einer „Solidargemeinschaft der Lebenden mit den Toten“ aufrechtzuerhalten, die „uns total fehle“⁷⁶. Dazu benötige es allerdings Offenheit für eine transzendente Dimension statt eines rein materialistischen Weltbildes. Mit weiteren Büchern möchte sie in Analogie zur Geburtsheilkunde eine *Sterbeheilkunde* begründen und sieht sich dabei als Multiplikatorin, ihre Aufklärung gegen die für sie unerträgliche Tabuisierung des Todes als „ein Stückchen politische Arbeit“.⁷⁷ Auch für Alessa wohnt der geteilten Auseinandersetzung mit dem Tod „schon etwas sehr Politisches und Kraftvolles“⁷⁸ inne: „Wenn wir die geteilte Sterblichkeit ineinander anerkennen, hat das ein Momentum für Frieden oder Verbindung.“⁷⁹

Gesellschaftliche Unsichtbarkeit eint Care-Arbeit und den Tod. Sterbeammen/Death Doulas tragen durch ihre Verbindung aus Care und Aktivismus dazu bei, beide sichtbarer zu machen. Ihre holistischen Ansätze folgen dabei kulturhistorischen Kontinuitätslinien, scheinen aber von Herausforderungen der Gegenwart geprägt und sind damit auch von deren Ambivalenzen durchzogen. Die Lancet-Kommission rahmte Sterben im 21. Jahrhundert als eine „story of paradox“⁸⁰, in die sich die neue Rolle unweigerlich einschreibt und die sie navigieren muss: zwischen dem Anspruch, feministische Handlungsmacht zurückzugewinnen, und der Tendenz, Fürsorge am Lebensende als natürlich weiblich zu naturalisieren; zwischen dem Einsatz für einen selbstbestimmten, würdevollen Tod für alle und den ökonomischen Hürden, die Sterbebegleitung als kommerzielle Dienstleistung mit sich bringt; zwischen der Anknüpfung an eine anglophone Bewegung und dem Rückgriff auf historische Kontinuitäten. Die Anliegen der Death Doulas können als Neujustierung eines rationalisierten Systems gelesen werden, das in einer hochspezialisierten Segmentierung fürsorglichen Beistand aus dem Blick verloren oder abgewertet hat. Sie wenden sich gegen die kulturelle

76 Gespräch mit Claudia Cardinal, 21.7.2025.

77 Ebd.

78 Gespräch mit Alessa Rhode, 30.7.2025.

79 Ebd.

80 Libby Sallnow, Richard Smith, Sam H Ahmedzai u. a.: Report of the Lancet Commission on the Value of Death. Bringing Death Back into Life. In: The Lancet 399 (2022), S. 837–884, hier S. 837.

Tendenz, vor den letzten Fragen zu lange die Augen zu verschließen. Ihre Betrachtungen von Lebensbeginn und -ende erscheinen als „productive prism through which to understand society and culture“⁸¹ – ein Prisma, an dem Doulas mit ihrer aktivistischen Korrektur ansetzen und mit dessen Hilfe sie beleuchten, dass in ihrem Tätigkeitsfeld nicht nur Vorstellungen eines ‚guten‘ Sterbens und Todes, sondern größere Fragen von Lebensqualität, Sorgeteilung und Zugehörigkeit verhandelt werden. Ihre Arbeit mit der Endlichkeit ist kein randständiges Phänomen. Vielmehr zeigt sie, wie auch vom Ende betrachtet unser aller Leben neu perspektiviert werden kann.

Midwifing Death? On the Activist Care Work of Sterbeammen/End-of-Life Doulas

This article examines the work of Sterbeammen and end-of-life doulas as a novel form of intervening care within the context of contemporary funerary culture. Drawing on two qualitative interviews with practitioners of different ages and occupational trajectories working in Germany, as well as on media discourses, the article explores their care practices, professional self-understandings, and conceptions of a ‘good death’. From a historical perspective, these are related to premodern female figures who mediated death care. It becomes evident that Sterbeammen and end-of-life doulas operate between individualised end-of-life accompaniment and social activism, drawing on cultural continuities while critically addressing existing medical and institutional structures.

URN: urn:nbn:at:at-vkw-231978 bzw.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-vkw-231978>

81 Vgl. Julia Rehsmann, Veronika Siegl: The Beginnings and Ends of Life as a Magnifying Glass for Ethnographic Research. Introduction to the Special Issue. In: Curare. Journal of Medical Anthropology 45, 2 (2022), S. 7–16, hier S. 7.

***massiv unsichtbar* – Erinnerungsprojekt des Volks- kundemuseum Wien zum Luft- schutzbunker Schönbornpark im 8. Bezirk (Josefstadt)**

„Welcher Bunker?“ Diese Frage kommt immer wieder auf und begleitete uns bei der Arbeit am Forschungs- und Erinnerungsprojekt zum Luftschutzbunker im Schönbornpark in der Wiener Josefstadt. Obwohl der Bunker in der Museumsgeschichte seit vielen Jahren eine Rolle spielt, wurde dieses Projekt von außen angestoßen. Dieser Text fasst das Projekt *massiv unsichtbar*, dessen Entstehung, die Grundideen und Herangehensweise zusammen, gibt detaillierte Einsicht in die ‚Gebäudebiografie‘ von 1945 bis 2025 und wirft einen Blick auf historische wie aktuelle Zukunftspläne des Volkskundemuseum Wien mit diesem besonderen Gebäude (Abb. 1).

Projektgenese und Herangehensweise

Angeregt wurde das Projekt durch die Kulturkommission Josefstadt¹, die eine Gedenk- und Erinnerungstafel am Bunker anbringen wollte, wie man sie von anderen Bunkerbauten in Wien kennt. Dabei ging es um eine konkrete Bewusstmachung von NS- und Kriegszusammenhängen im Bezirk. Dieses Projekt entstand also nicht aus einem Bottom-up-Prozess, sondern wurde von der politischen Bezirksvertretung an jene Institution übergeben, die sich seit dessen Bau in

1 Untergeordnete Stelle der Bezirksvertretung des 8. Wiener Gemeindebezirkes; das Projekt wurde durch eine Finanzierung der Kulturkommission Josefstadt ermöglicht.



Abb. 1 Luftschutzbunker im Schönbornpark, 2025;
Foto: Johanna Amlinger © Volkskundemuseum Wien

unmittelbarer Nachbarschaft des Bunkers befindet und diesen seit über 50 Jahren selbst nutzt.

Im Projekt haben wir die Idee einer Gedenktafel schnell verworfen und das Konzept eines umfassenderen Erinnerungs- und Awareness-Projekts nahm Gestalt an. Dabei konzentrierten wir uns auf die beiden für uns wesentlichen Merkmale dieses speziellen Gebäudes: Es ist sehr massiv gebaut und trotzdem mehr oder weniger unsichtbar. Das Nicht-Wahrnehmen des Bunkers durch Parkbesucher*innen oder Kolleg*innen von anderen Institutionen zeigte uns immer wieder, dass dieser ambivalente Bau zwischen Schutzversprechen und Krieg- bzw. Gewaltkontext hinter dem Museumsgebäude unbekannt war. Selbst in administrativen Plänen der Stadtverwaltung war/ist das Gebäude bisher nicht als Luftschutzbunker gekennzeichnet, sondern – entsprechend seiner langjährigen Oberflächennutzung – als Spielplatz eingetragen.

Unsere Herangehensweise wurde vom Konzept der sogenannten *Hauntology*² ebenso inspiriert wie durch Ansätze von *Memory Activism* und kritischen Praktiken des *Museum Activism*. Dabei war es uns ein Anliegen, über die Tatsache der gemeinsamen Geschichte der Institution Volkskundemuseum und dieses Gebäudes eine besondere Erzähl- und Forschungsweise zu wählen, die der vielschichtigen Vergangenheit Rechnung trägt und gleichzeitig auch museumsspezifische Ansätze für die aktuelle Situation und für zukünftige Nutzungen integriert.

Zunächst versuchten wir, uns über die spezielle Anmutung des Luftschutzbunkers im Schönbornpark dem Gebäude zu nähern. Diese lässt ihn beinahe gespenstisch erscheinen: Er ist da, aber von außen nicht wirklich fassbar, seine Präsenz tritt durch intendiertes Unsichtbar-Werden wie auch durch Bewuchs und Graffiti in den Hintergrund. Innen wirkt das vergangene Abwesende mit dem gegenwärtigen Anwesenden zusammen. Das Bewusstsein für die vergangene

2 Oder Hauntologie (frz. „Lehre von der Heimsuchung/des Spuks“), zurückgehend auf Jacques Derridas Buch *Marx' Gespenster* (im Originaltitel *Spectres de Marx*, 1993), das sich (auch) mit der unbefragten und oft staats- und erinnerungspolitisch unhinterfragten Anwesenheit von Ideen, Theorien und Modellen aus der Vergangenheit befasst. Jacques Derrida: *Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Frankfurt am Main 2022.

physische und seelische Bedrohung im Krieg wird durch die Enge und die Atmosphäre des Innenraumes mit Relikten wie ‚gasdichten‘ Stahltüren, den kleinen Kojen und speziellen Sinneseindrücken (Geruch, Kälte, ...) verstärkt (Abb. 2, Abb. 3, Abb. 4). Es entsteht das Gefühl, als hätte sich der Bunker beinahe die gesamte Zeit seines Bestehens mit Geschichte und Erfahrungen, mit fassbaren Dingen wie unfassbaren Nach-Wirkungen gefüllt. Mit der Idee, uns von diesem Gebäude „heimsuchen“ zu lassen und damit die strenge Trennung zwischen An- und Abwesenheiten (von Menschen, Dingen, Geschichten, Erfahrungen, Ideen) aufzuheben, sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbunden. ‚Heimsuchenlassen‘ und sich dem ‚Spuk‘ stellen schlossen für uns dingliche, sinnes- und gefühlsbezogene sowie ethische Aspekte ein, um eine dichte Beschreibung zu erzielen.³

Zum Zeitpunkt der Forschungen zu diesem Projekt war noch nicht klar, wie die gemeinsame Geschichte zwischen VKM und Bunker im Schönbornpark weitergehen würde, also ob bzw. wann und wie der Bunker für Museumszwecke auch innen wieder genutzt würde. Deshalb haben wir unser Projekt vor Ort für das Außen konzipiert und die Erzählung bzw. Erfahrung des Innen in den digitalen Raum, auf die Projektwebsite, verlegt. Inzwischen ist klar geworden, dass der Bunker durch bauliche Baumaßnahmen ertüchtigt werden wird und auch in Zukunft für diverse museale, vermittlerische sowie erinnerungs- und demokratiepolitische Formate genutzt werden kann und soll.

Ein Impuls für diese Planungen ist dabei eine der Kernaussagen von Memory Activism – „the past is not the past“⁴. Die Vergangenheit ist gegenwärtig und wirkt – auf uns, unsere Weltsicht und Handlungsweisen. Im Sinne eines Erinnerungs-Aktivismus wird die offizielle Geschichtsschreibung hinterfragt und mit zivilgesellschaftlichen Bewegungen und Ansätzen, mit vielstimmigen Fragen und Perspektiven konfrontiert und gegengelesen, um dem Museumspublikum und allen Partner*innen in der Museumsarbeit differenzierte und vertiefte Einblicke anzubieten. Die ursprüngliche Funktion des

3 Vgl. Jessica Aughter: *The Politics of Haunting and Memory in International Relations*. London 2014.

4 Vgl. etwa Yifat Gutman, Jenny Wüstenberg (Hg.): *The Routledge Handbook of Memory Activism*. London, New York 2023.

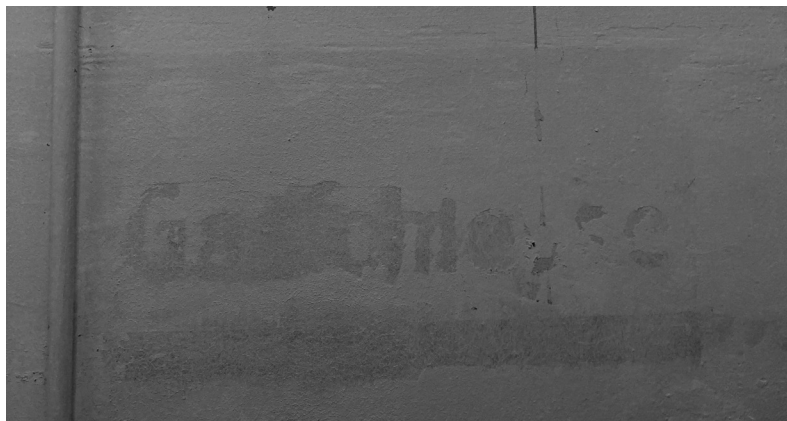


Abb. 2 Messgerät „Raum-Ueberdruck“ im Luftschutzbunker Schönbornpark, 2024;
Foto: Magdalena Puchberger © Volkskundemuseum Wien

Abb. 3 Aufschrift in Auflösung „Gasschleuse“ an einer Wand im Luftschutzbunker
Schönbornpark, 2024; Foto: Magdalena Puchberger © Volkskundemuseum Wien

Bunkers im Spannungsfeld zwischen NS- und Kriegsgewalt und zivilen Schutzmaßnahmen eröffnet hier eine bedeutende Dimension. Es gilt, die gesamte Spanne der letzten 80 Jahre einzubeziehen und damit über Geschichtsbilder und Erinnerungspolitik zu reflektieren.

Der Leitsatz von Museum Activism, „Museums are not neutral“⁵, setzt einen anderen Impuls für die (zukünftige) Arbeit mit bzw. im Bunker. Er beinhaltet zwei grundlegende Ansätze: zum einen das Anerkennen der Tatsache, dass Museen (auch das VKM) – obwohl vielfach als ‚vertrauenswürdig‘, weil unparteiisch, angesehen – niemals neutral (gewesen) sind. Sie waren und sind vielmehr absichtsvoll und mit – wie auch immer ausgerichteten weltanschaulichen und (kultur) politischen – Zielsetzungen ausgestattet. Das hat Auswirkungen auf die Weise, wie im und über das Museum geforscht wird und welche Erkenntnisse man erzielen möchte. „Museums are not neutral“ ist zum anderen ein Appell, aktiv zu werden und sich als demokratiestärkende, wissensbasierte, (selbst)kritische, dialog- und lernbereite Institution zu positionieren und in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Museen haben eine bestimmte Öffentlichkeit und Reichweite, die nicht nur ausgeweitet, sondern auch durch anregende und einladende Austausch-, Ausstellungs- und Vermittlungsformate bedient werden.

Projektgrundlagen

Mit dem Forschungs- und Erinnerungsprojekt *massiv unsichtbar* stellen wir uns die Aufgabe, das Gebäude in seiner baulichen und seiner geschichtlichen Dimension sowie in seiner Gegenwartswirksamkeit und seinen Zukunftsmöglichkeiten (wieder) sichtbar zu machen. Ersteres durch visuelle⁶ wie akustische⁷ Dauerinterventionen vor und am Bunker im Schönbornpark; und Zweiteres vor allem durch die eigens

- 5 Vgl. #museumsarenotneutral; Mike Murawski: *Museums as Agents of Change: A Guide to Becoming a Changemaker* (American Alliance of Museums). Lanham 2021.
- 6 Die Elemente der visuellen Interventionen sind auf der Projektwebsite fotografisch dokumentiert. Vgl. <https://www.massivunsichtbar.at/de/das-projekt/>
- 7 Um auf den Bunker und die historischen Zusammenhänge täglich aufmerksam zu machen, ist im Schönbornpark ein eigens für das Projekt kreierter Kuckucksruf zu hören. Der Kuckuck ist auch über die Projektwebsite abrufbar.

angelegte Projektwebseite⁸, auf der in vier Kapiteln die Geschichte dieses Gebäudes nachgezeichnet wird. Diese vier Kapitel umfassen die gesamte bisherige ‚Gebäudebiografie‘ des Bunkers – von der faktischen Errichtung während des Zweiten Weltkrieges bis zur Herstellung des baurechtlichen Konsenses im Oktober 2025.

Wir erzählen die Geschichte des Bunkers vorwiegend aus der Perspektive des VKM. Dabei versuchen wir, möglichst nahe am Gebäude und der andauernden Verbindung mit dem VKM zu bleiben. Aus diesem Anliegen hat sich ergeben, dass vor allem Dokumente und Materialien aus dem Archiv des VKM Ausgangs- und gleichzeitig Mittelpunkt unserer Aufarbeitung der inzwischen über 80 Jahre umfassenden ‚Gebäudebiografie‘ sind. Ergänzt und erweitert werden diese durch Materialien aus der Fotosammlung des VKM. Vereinzelt haben wir auf Materialien aus anderen Institutionen zurückgegriffen, Expert*innen⁹ befragt und Stimmen von Zeitzeug*innen¹⁰ zu Wort kommen lassen sowie stellenweise thematische wie auch methodische Fachliteratur herangezogen.

Wie einen Bunker erinnern?

Grundlegend haben wir uns überlegt, wie man denn am besten – in so einem speziellen Erinnerungsjahr wie 2025 – ein Gebäude erinnern könnte, wie man es als Erinnerungsort aktivieren könnte. Wie man ein Gebäude dazu bringt, seine Geschichte zu offenbaren, und wie man sich am besten annähert. Mit Geduld, Einfallsreichtum und indem man etwas ums Eck denkt.

In den letzten Jahren sind ‚kontaminierte‘ Gebäude zunehmend in den Fokus der Geschichtswissenschaften gerückt.¹¹ Das

⁸ www.massivunsichtbar.at

⁹ Herzlichen Dank an Nicole-Melanie Goll, Georg Hoffmann und Lukas Schretter für die Bereitschaft, ihr Wissen mit uns zu teilen und in Videointerviews zur Verfügung zu stellen. Nicole-Melanie Goll hat darüber hinaus den Text im Kapitel *Krieg und Luftschutz in Wien* verfasst.

¹⁰ Diese Stimmen entstammen der Sammlung MenschenLeben der Österreichischen Mediathek. Wir bedanken uns an dieser Stelle für die Kooperation und bei den Mitarbeiter*innen der Sammlung MenschenLeben für die Bereitstellung und Aufbereitung der ausgesuchten Materialien.

¹¹ Vgl. etwa Richard Hufschmied et al. (Hg.): *ErinnerungsORTE* weiter denken. In *Memoriam* Heidemarie Uhl. Wien, 2023; Ingrid Böhler

mag daran liegen, dass heute – mehr als 80 Jahre nach dem Ende der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkrieges – nur mehr wenige Menschen selbst von ihren Erlebnissen berichten können (Ende der Zeitzeug*innenschaft). Die Forschung hat seit den 1980er Jahren die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit vorangebracht, die viele Aspekte und die langen Wirkungen der Jahre 1938 bis 1945 untersucht hat. Die veränderten Bedingungen mögen zu der Erkenntnis beigetragen haben, dass auch in der NS-Zeit gebaute Infrastrukturen sowie andere von Menschen gemachte Eingriffe in die Landschaft Zeugnis geben können. Massive Bauten, wie der Bunker im Schönbornpark, eröffnen einen anderen Zeithorizont – denn sie überdauern ein Menschenleben, sie bleiben und begleiten mehrere Generationen. Die Vergangenheit wirkt bis in die Gegenwart, auch durch den Luftschutzbunker im Schönbornpark.

Die Bunkerfaszination, die in den letzten Jahren zur Erforschung einiger Wiener Bunkerbauten und zu Führungen in den Gebäuden geführt haben, bezog sich weitgehend auf die Zeit des Zweiten Weltkrieges, obwohl darüber hinaus noch viel mehr als (Luft-)Krieg und Zivilschutz erzählt werden könnte, was wir grundsätzlich als ungenütztes Potential verstehen. Die ausschließliche Fokussierung auf diese Zeit hat uns in diversen Gesprächen, vor allem aber auch bei unseren Projektführungen im Schönbornpark¹², immer wieder irritiert. Eine übergeordnete Perspektive, wie wir sie in *massiv unsichtbar* anvisiert haben, erschließt sich nicht allen. Gerade weil wir keine Zeit- oder Kriegshistoriker*innen sind, beschäftigten uns spezifische Fragen zur baulichen Umsetzung und der notwendigen Infrastruktur im Inneren des Gebäudes weniger stark. Außerdem verlor der Bunker mit Kriegsende – wie viele andere Kriegsgebäude – für immer seine ursprüngliche Funktion. Nach 1945 war er zunächst offensichtliche und manifeste Erinnerung an die unmittelbare, gewaltvolle Vergangenheit in einer kriegsversehrten Umgebung.

et al. (Hg.): *Ver/störende Orte. Zum Umgang mit NS-kontaminierten Gebäuden*. Berlin, 2024.

- 12 Nach Eröffnung der Dauerinterventionen und dem Launch der Projektwebsite haben wir im Herbst und Winter 2025 zwei Kuratorinnenführungen angeboten. Weiters wurde das Gebäude auch durch die Kulturvermittlung bis Jänner 2026 regelmäßig öffentlich zugänglich gemacht.

Im Unterschied zu anderen Bauten wie etwa Verwaltungs- oder Regierungsgebäuden, die relativ nahtlos weiterverwendet wurden, entzog sich dieser Bunker als ziviler Schutzraum vor Luftangriffen einer pragmatischen Weiternutzung. Er wurde nicht ‚absichtlich‘ weitergenutzt und für bestimmte Zwecke gewidmet oder definiert. Das Gebäude blieb aber auch nicht ‚absichtlich‘ ungenutzt, weil etwa die ideologisch-propagandistische Einschreibung des NS-Regimes oder deren Kriegsverbrechen eine weitere Nutzung erschwert hätten. Statt einer gezielten Weiternutzung zugeführt zu werden, diente der Bunker ab 1945 vor allem als Lagerraum – eine Funktion, die er bis 2023 behielt. Getrennt davon wurde das Außen, vor allem die Dachfläche, verwendet und war in den 1980er Jahren sogar Anlass einer heftigen Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen Interessensgruppen.

Unsere Untersuchungen konzentrierten sich auf die gemeinsame Geschichte des Luftschutzbunkers mit dem VKM. Dadurch liegt der Schwerpunkt in diesem Beitrag auch auf der Zeit nach 1945. Das bedeutet nicht, dass die Kriegs- und Gewaltgeschichte – die auch als Geschichte des Schutzes gelesen werden kann – unwichtig ist. Im Gegenteil: Beide Aspekte sind zentral. Allerdings existiert bereits umfassende Literatur zu Wiener Bunkeranlagen¹³, die im Rahmen des *Führer-Sofort-Programms* errichtet wurden. Um unserem Anspruch gerecht zu werden, die vollständige Gebäudebiografie zu erzählen, war es selbstverständlich, auf der Projektwebseite auch auf den Ursprung des Baus und das Thema Luftschutz einzugehen. Eine Aufgabe, die wir erfreulicherweise an eine Expertin übergeben konnten. Die Historikerin Nicole-Melanie Goll analysiert in ihrem Beitrag *Krieg und Luftschutz in Wien*¹⁴, wie Luftschutz im Nationalsozialismus zur Disziplinierung diente und in Wien ab 1943 Bunker wie im Schönbornpark Schutz, Propaganda und Kontrolle verbanden. Gleichzeitig wurde bei uns das Interesse daran geweckt,

13 Vgl. Marcello La Speranza: Wiener Untergrund. 50 Highlights aus der Geschichte: Katakomben, Gruften und Bunker. Zahlreiche Fotografien dokumentieren das unterirdische Wien. Wien 2022. Zu Erinnerungsarbeit und Bunker in Wien s. etwa auch Michael Podgorac, Anne Wiederhold-Daryanavard (Hg.): *Erinnern in Zukunft. Aufrufe für plurales Erinnern*. Wien 2025.

14 Vgl. <https://massivunsichtbar.at/de/die-kapitel/zweiter-weltkrieg-und-luftschutz/krieg-und-luftschutz-in-wien/>.

welche Luftschutzvorkehrungen im VKM getroffen worden waren. Das führte dazu, dass dieser Teil der Museumsgeschichte im Zuge des Projektes ebenfalls erforscht wurde und im Text *Luftschutz im Volkskundemuseum Wien*¹⁵ auf der Website aufbereitet zur Verfügung steht. Die Geschehnisse in der Zeitspanne von 1945 bis 2025 zeichnen wir hier nun ausführlich und basierend auf unseren auf der Projektwebsite veröffentlichten Texten nach.

Bunker und Museum

In den folgenden Abschnitten schildern wir anhand von Korrespondenzen und weiteren Materialien die vielfachen Verwebungen des Museums mit dem Bunker und dem Schönbornpark. Hier werden nicht nur administrative Verläufe vorgestellt, sondern auch Gegenwarts- und Zukunftsentwürfe, die sich in den Korrespondenzen und in den im Museumsarchiv aufbewahrten Zeitungsausschnitten widerspiegeln – sowohl gesamtgesellschaftliche als auch museale.

Into the Bunker

Bei unseren Recherchen ist aufgefallen, dass in den Archivalien und den Publikationen des VKM bzw. des Vereins für Volkskunde in Wien immer wieder vom „ehemaligen Bunker“ zu lesen ist. Doch ein Bunker bleibt ein Bunker. Auch wenn er seit langem nicht mehr aktiv als das wahrgenommen wird, was er ursprünglich einmal war: ein Kriegs- und Gewaltgebäude, welches unter dem NS-Regime vermutlich ab 1941 gebaut und 1943, kurz vor den ersten alliierten Luftangriffen auf Wien, fertiggestellt wurde.¹⁶ Das massive Kriegsmal wurde danach in seiner Funktion hinfällig. Obwohl die Widmung des Gebäudes noch viele Jahre unklar blieb und sich die Verwaltungszuständigkeiten erst noch erweisen mussten, setzt das

15 Vgl. <https://www.massivunsichtbar.at/de/die-kapitel/zweiter-weltkrieg-und-luftschutz/luftschutz-im-volkskundemuseum-wien/>.

16 Vgl. Interview mit Nicole-Melanie Goll zur Frage „Welche Spuren finden sich zum Luftschutzbunker im Schönbornpark – z. B. in Akten, Plänen oder im Stadtbild?“ auf der Projektwebsite <https://www.massivunsichtbar.at/de/die-kapitel/zweiter-weltkrieg-und-luftschutz/krieg-und-luftschutz-in-wien/#gallerysliderf12-1>.

Interesse unterschiedlicher Protagonist*innen an diesem unvermeidbaren Gebäude im dicht bebauten 8. Bezirk ein. Unterschiedliche Institutionen meldeten Raumansprüche und Lagerbedürfnisse an. Auch das nahegelegene VKM, das unter dem NS-Regime auf einen Umzug in ein anderes, größeres Gebäude gehofft hatte, beobachtet das nahegelegene Gebäude und seine Nutzungen sehr genau.

Das VKM besteht seit seiner Gründung 1895 ununterbrochen und auch sein Trägerverein – der Verein für Volkskunde – wurde niemals (auch nicht unter dem NS-Regime) aufgelöst. 1945 wurden wegen vielfältiger Einbindungen und wissenschaftlicher wie ideologischer Engagements mehrere Menschen entnazifiziert und aus dem Dienst entlassen. Der damalige Direktor Arthur Haberlandt (1889–1964) musste ebenso wie andere NS-belastete Mitarbeitende gehen. Mit dem neuen Direktor Leopold Schmidt (1912–1981) benannte sich das Museum in „Österreichisches Museum für Volkskunde“ um.¹⁷ Mit der nunmehrigen Betonung auf dem „Österreichischen“ kam man den Vorstellungen und Vorgaben der Alliierten entgegen, die nicht nur auf die Neutralität Österreichs drängten, sondern auch die Narrative und Dogmen des Nationalsozialismus durch ein gestärktes Österreich-Bewusstsein zurückgedrängt sehen wollten. Die Betonung eines ‚harmlosen‘ Österreich (legitimiert durch die Moskauer Deklaration von 1943, die Österreich als „erstes Opfer“ des nationalsozialistischen Deutschen Reiches beschrieben hatte) zeigt sich auch darin, dass sich das Land von nun an vorwiegend als Kulturnation verstand und präsentierte.

Allgemein wurden Kriegs- und Schutzbauten in Wien nach dem Zweiten Weltkrieg als Depot für Kunst- und Kulturgüter herangezogen. Zum Beispiel nutzen das Museum für Angewandte Kunst (MAK) und die Österreichische Galerie Belvedere bis heute je einen solchen Bau als Objektdepot: Das MAK unterhält ein Depot im Geschützturm im Arenbergpark (3. Bezirk) und das Belvedere lagert in einem unter der Parkanlage zwischen Unterem und Oberen Belvedere gelegenen Tiefbunker (3. Bezirk) Objekte ein.

17 Vgl. Birgit Johler, Magdalena Puchberger: „... das schöne Museum endlich der Zukunft zu erschließen“. Kontexte und Positionierungen im österreichischen volkskundlichen Feld nach 1945. In: Johannes Moser (Hg.): Zur Situation der Volkskunde 1945–1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. Münster 2015, S. 205–226.

Es ist also nicht besonders außergewöhnlich, dass das VKM ab 1969 Anspruch auf den Luftschutzbunker im Schönbornpark anmeldete und ihn als zusätzlichen Ausstellungs- und Lagerraum nutzen wollte. Jahrelang standen diesem Wunsch bürokratische Hindernisse von Seiten der Stadt Wien und des Bundes entgegen. Um 1970 begann eine fast zwei Jahrzehnte dauernde intensive Phase, in der das VKM versuchte, gegen die Widerstände und Tatenlosigkeit der städtischen sowie der staatlichen Verwaltung in den Bunker zu kommen.

Diese wendungsreiche Intensivphase startete Ende 1969, als der damalige Direktor Leopold Schmidt eine sanfte Annäherung an den (vermeintlich) zuständigen Magistrat der Stadt Wien wagte, um drängende Anliegen des Museums voranzutreiben. In einem Schreiben an die für Kultur, Schulverwaltung und Sport zuständige Stadträtin Gertrude (Fröhlich-)Sandner (1926–2008) erinnerte er „wieder“ daran, dass das Gartenpalais Schönborn, in welchem das Museum seit 1917 Platz gefunden hatte, „längst zu klein geworden“ sei. Es platze mit seinen zusehends größer werdenden Sammlungen aus allen Nähten. Schmidt wies auf eine „verhältnismäßig leicht“ umzusetzende Abhilfe des Raumproblems hin, indem er etwas zynisch den „Bunker“, mit dem der an das Museumsgebäude angrenzende Schönborn-Park im letzten Krieg verziert wurde¹⁸, ins Spiel brachte. Neben der großen Fläche des Bunkers zählte er noch weitere Vorteile auf, mit denen sich aufgestaute Probleme lösen lassen würden: Durch einen Aufbau sei etwa eine Ausstellungshalle möglich, in der man endlich die bis dahin in den gleichzeitig für Ausstellungs- und Depotzwecke genutzten Räumen des Gartenpalais Schönborn untergebrachten Sammlungsobjekte öffentlich präsentieren könne. Zusatzeffekt sei, so Schmidt, die „Nutzbarmachung des heute völlig unnötigen Bunkers“. Neben einem für mögliche Subventionsgeber*innen kostengünstigen Museumsbau und einer damit einhergehenden kulturellen Aufwertung des 8. Bezirks sah Schmidt auch noch einen ästhetischen Vorteil: Der Hallenaufbau würde nämlich „die unansehnlichen Rückfronten

18 Schreiben Leopold Schmidt an Magistrat der Stadt Wien, Geschäftsgruppe III, Kultur und Volksbildung, VBM Sandner: „Betr. Wiener Stadtforschung – Wiener Großstadtvölkunde“. 4 Seiten, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

der Zinshäuser etwas verdecken, die unschön in den Schönbornpark hineinschauen“.¹⁹ Die Beantwortung des Schreibens – adressiert an das „österreichische Museum für Völkerkunde“ [sic!] – ließ seitens der Stadt wenig Interesse an dem Vorschlag erkennen und stellte fest, dass „der Bund Eigentümer des Bunkers im Schönborn-Park“ sei und ohnehin die wissenschaftlichen Museen in die Zuständigkeit des Bundesministeriums für Unterricht ressortieren würden.²⁰

Bunker-Resolution

Diese Stellungnahme leitete eine bislang wohl einzigartige Kampagne (die sogenannte *Bunker-Resolution*) ein, mit der sich das Museum und der Verein für Volkskunde nun an ein neues, erhofft konstruktiveres Gegenüber, nämlich Ministerium und Bund, wandten. Für eine breitere fachliche wie öffentliche Wahrnehmung wurde die *Resolution über Museumserweiterung* zum einen 1971 in der vom Verein für Volkskunde herausgegebenen Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde (ÖZV) abgedruckt²¹ und zum anderen mit einem Begleitschreiben an 300 „verehrte Freunde der österreichischen Volkskunde“ zur Kenntnisnahme und Unterstützung verschickt²². Darin ist zu lesen, dass die Museumsdirektion sofort nach der neuen Zuständigkeitsklärung an das Ministerium für Wissenschaft und Forschung mit der Bitte herangetreten sei, „eine Museumserweiterung durch Ausbau und Adaptierung des Bunkers“ in Betracht zu ziehen. Als Beispiel für ein bereits gelungenes Bunkerprojekt wurde die Volkshochschule Favoriten am Arthaberplatz erwähnt. In den „unterirdischen Räumen“ des Bunkers im Schönbornpark waren die Einrichtung eines Museumsdepots und einer Studiensammlung vorgesehen. In der Resolution wurde das Kostenargument, dass eine „Wiederverwendung“ eines solchen Bunkers durch Aufbau „doch viel Baukosten sparen“ würde, erneut stark gemacht. Besonders überzeugt zeigte sich die Museumsdirektion davon, „daß durch diese Erweiterung und Modernisierung des

19 Ebd.

20 Vgl. Schreiben Abteilungsleiter Foltinek (MA 7) an ÖMV und Leopold Schmidt, 2.6.1970, 1 Seite, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

21 Vgl. Klaus Beitzl: Resolution über Museumserweiterung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 74/1971, S. 173–174.

22 Ebd.

Museums der 8. Wiener Gemeindebezirk, der in den letzten Jahren durch die Verlegung von Universitätsinstituten und durch die Errichtung des Hauses des Buches stärker in den inneren Kreis des Wiener Kulturlebens gerückt worden [ist], einen weiteren bedeutenden Akzent erhalten würde“.²³

Das Ministerium zeigte sich zurückhaltend und wollte sich nicht auf einen Aufbau festlegen lassen, stünde doch die Stadt Wien solchen Plänen mit dem Argument entgegen, „daß damit eine weitere Zerstörung des Erholungsraumes und der Umweltsbedingungen [sic!]) (Besonnung, Beschattung etc.) verbunden wäre“²⁴. Aus dem gleichen Grund hätte man sich auch bereits vor Jahren gegen einen solchen Aufbau im Rahmen des „gemeindeeigenen Projektes“ eines „Haus[es] des Buches“ entschieden. Man könne sich aber vorstellen, dass das Innere des Bunkers in Schauräume umgewandelt und durch einen Gang mit dem Museum verbunden werde.

Bemerkenswert scheint eine Zuschrift aus dem Joanneum in Graz in Folge der *Bunker-Resolution* an die Kolleg*innenschaft, die die musealen Bunkerpläne eigenwillig deutete. Für die dortige Kollegin klang es „wunderlich“, „daß ein Volkskundemuseum in einem vom Krieg geschaffenen Gebäude, also in dem Bunker am Schönbornpark, Platz finden soll“²⁵. Sie wollte das als „Symbol einer friedlichen Entwicklung Europas nehmen!“ und wünschte sich, dass „wir auch in Graz wenigstens einen Bunker (hätten), in den wir ausweichen könnten“²⁶.

Ein Jahr später war dann aber wieder alles anders: Das Bundesministerium teilte dem Verein für Volkskunde mit, dass der Bunker doch im Eigentum der Stadt Wien stehe und in die Kompetenz der Magistratsabteilung 42 (MA 42, Wiener Stadtgärten) falle. Darüber hinaus habe man festgestellt, dass „der Innenraum des Bunkers

23 Vgl. Schreiben ÖMV an BM für Wissenschaft und Forschung: „Resolution über Erweiterung“. 26.3.1971, 3 Seiten, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

24 Siehe: Schreiben BM für Wissenschaft und Forschung an ÖMV, 2.2.1971, 1 Seite, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

25 Siehe: Schreiben G. Smola Landesmuseum Joanneum an Leopold Schmidt, 24.3.1972, 1 Seite, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

26 Ebd.

verschiedenen magistratischen Dienststellen als Lager und Depot (z. B. auch als Bücherspeicher für die städtische Zentralbibliothek)²⁷ diene und dafür auch in Hinkunft benötigt werde. „Eine Freimachung für Zwecke des Österreichischen Museums für Volkskunde dürfte daher in absehbarer Zeit wahrscheinlich nicht möglich sein.“²⁸

Bunkerideen – Verschwinden und Wiederauftauchen

Auch wenn in den Archivalien des Museums nicht allzu viel über die weitere Korrespondenz zu finden ist, so scheint doch ab Mitte der 1970er Jahre eine Veränderung stattgefunden zu haben. 1976 erschien in der Bezirkszeitung *westend* unter dem Titel *Betonbunker für Museum* ein Beitrag, der nicht nur auf den schlechten Zustand des Kriegs- und Schutzbaus verweist, sondern auch auf das Interesse der „sozialistischen Partei“ daran, das Museum zu unterstützen und damit „einen der hässlichsten Punkte des Bezirkes“ verschwinden zu lassen.²⁹

Der Bunker trat in den folgenden Jahren als Gebäude und Verhandlungsobjekt wieder ins Bewusstsein, wo er doch davor über Jahrzehnte sukzessive zum Verschwinden gebracht worden war – seine Funktion und seine Bezeichnung wurden hinter Infrastruktur versteckt: Bereits 1947 war das Flachdach des Bunkers als Kinderspielfeld eingerichtet worden und, wie sich in den von uns gesichteten Plänen zeigt, die Fläche von da an zumeist als „Spielplatz“ ausgewiesen. Laut Hauptplan von 1954 befanden sich damals 16 Sitzbänke, zwei Sandkisten sowie ein Trinkbrunnen auf dem Gebäude und drei der vier Außenmauern waren begrünt. Im Hauptplan der MA 42 von 1973 wird das Flachdach des Bunkers erneut als „Terrasse Kinderspielfeld“ betitelt. Die 16 Bänke und die zwei Sandkisten sind wie bereits 1954 eingezeichnet. Vor, neben und zwischen den Stiegen wurden zwischenzeitlich großflächige gemauerte Pflanzbeete angelegt, die es

27 Schreiben BM Firnberg an Verein für Volkskunde Wien, 8. Februar 1972, 2 Seiten, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

28 Vgl. dazu auch Bericht zum ehemaligen Luftschutzbunker im Schönborpark, Wien 8. Eine Bestandsaufnahme des Interdisziplinären Forschungszentrums Architektur und Geschichte – iFAG im Auftrag des Volkskundemuseum Wien. Wien 2024. S. 19.

29 Vgl. N. N.: Betonbunker für Museum. In: *westend*. Bezirkszeitung für Neubau, Josefstadt und Rudolfsheim-Fünfhaus. 2/76, S. 12, Ordner Presse MusfVK Bunker, Archiv Volkskundemuseum Wien.

bis heute gibt. Die Außenmauern dürften Anfang der 1970er Jahre nicht (mehr) vollständig begrünt gewesen sein. Nach 1973 wurden die Außenmauern schließlich verputzt, 1978 präsentierte sich der Bunker kahl und weitgehend trostlos, was ausschlaggebend für die neuen Pläne gewesen sein könnte.

Mit 1978 wurde Klaus Beitzl (*1929) der neue Direktor des VKM und nahm die Korrespondenz und die Initiative rund um den Bunker wieder auf. In einem Schreiben an diverse potentiell zuständige Personen legte er die allgemeine Situation des Museums in Bezug auf Gebäuderestaurierung und Platzbeschaffung dar und forderte erneut die Klärung der Eigentumsrechte und die Überlassung des Bunkers für Museumszwecke.³⁰ In einem Schreiben an den zuständigen Stadtrat Peter Schieder (1941–2013) führte Beitzl veränderte Bedingungen und den schlechten Zustand des Gebäudes an, die inzwischen auch das Museumsgebäude betreffen würden: „Dieses aus dem letzten Krieg stammende Bauwerk hat seit der Übersiedlung der Städtischen Bücherei in ihr neues Gebäude in der Laudongasse keine regelmäßige Verwendung mehr.“ Der Zustand des Bauwerkes biete einen „keineswegs erfreulichen Anblick“, die mangelnde Beaufsichtigung hätte sogar zu „Devastierungen an der seitlichen Gartenfront des Museumsgebäudes geführt“³¹ (Abb. 5).

Ebenfalls 1978 hegte auch die Stadt Wien eigene Pläne für die Bunkernutzung. In einer Bezirksbroschüre wird erwähnt, dass im Schönbornpark ein „Kultur- und Freizeitzentrum mit Schwimmbad errichtet werden“³² solle. Die ÖVP präsentierte im Juni 1978 konkrete Pläne, die ein Hallenbad auf dem Bunker vorsahen.

In einer undatierten Aktennotiz hielt der Museumsmitarbeiter und spätere Museumsdirektor Franz Grieshofer (*1940) fest, dass er an der Präsentation des „ÖVP-Modells für ein Freizeit- und Badezentrum im Schönbornpark“ teilgenommen habe. Dort habe er auch die Befürchtungen des Museums geäußert, dass diese Pläne

30 Vgl. z. B. Schreiben Klaus Beitzl an Kulturstadtrat der Stadt Wien, 12.1.1978, 2 Seiten, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

31 Ebd.

32 Broschüre wien. 8. Bezirk Josefstadt. Hg. vom Presse- und Informationsdienst der Stadt Wien, April 1978, Ordner Presse MusVK Bunker, Archiv Volkskundemuseum Wien.



Abb. 5 Bunkerdach, 1984; pos/68487/o15 © Volkskundemuseum Wien

den Bunker- und Depotplänen des VKM entgegenstehen könnten.³³ Der ÖVP-Bezirksvorstand gab daraufhin an, dass dem Museum im Rahmen des Projektes eine wichtige Rolle zukomme, indem es „in den Hallenbadbau integriert werden und für die Freizeitzone kulturelle Aktivitäten anbieten“ solle. Auch wenn sich Grieshofer prinzipiell eine Beteiligung der Kulturvermittlung des Museums vorstellen konnte, hielt er dennoch fest, dass das Museum andere Pläne verfolge.

Womöglich zeigten die Bemühungen und mannigfaltigen Korrespondenzen Beitls letztlich Wirkung – jedenfalls erfolgte Ende der 1970er Jahre eine veränderte Strategie der Stadt und der betreffenden Magistratsabteilungen (MA 42, MA 7 (Kultur), MA 52 (zwischen 1920 und 1996 Verwaltung der städtischen Wohnhäuser). Im Juli 1978 kam es zu einer Übereinkunft mit der Stadt Wien. Im August verzichtet zunächst die MA 7 auf die vorher als Bücherlager genutzten Räume zugunsten des Museums und es folgt eine offizielle Raumanforderung. Im Oktober wurden die Schlüssel für einen Teil des Bunkers übergeben und erste Kostenvoranschläge für

33 Vgl. Aktennotiz von Franz Grieshofer, undatiert (1978), 1 Seite, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

Elektroinstallationen, Tischlerarbeiten und – besonders drängend – Luftentfeuchtungssysteme eingeholt.

In einem Schreiben an das Bundesministerium vom November 1979 berichtete Klaus Beitzl, dass die bezogenen Räume im Bunker die bisher „in den beengten Räumen in Kisten, Truhen und Schränken vom konservatorischen und wissenschaftlichen Standpunkt her gesehen gänzlich unzulänglich und letzten Endes unverantwortlich gelagerten Depotbestände in eine [...] mustergültige und systematische Studiensammlung“³⁴ überführt werden konnten. Das Museum könne damit den damals aktuellen Museumsstandards endlich nachkommen und hätte mit der Lösung des unmittelbaren Raumproblems, die „präparatorisch-konservatorische Behandlung“ der Objekte ebenso in Angriff genommen wie die „systematisch-photographische und inventar- sowie karteimäßige Neuerfassung“.³⁵ Um all diese Vorhaben weiterverfolgen zu können, plädierte Beitzl dafür, auch die restlichen Räume des Bunkers endgültig zu räumen und dem Museum zur Verfügung zu stellen. Mitte des Jahres 1980 kam es zur Verständigung darüber, den gesamten Bunker dem VKM zu überlassen. Im Oktober 1980 gewährte das Ministerium eine Sonderdotations von 270.000 Schilling für die „Adaptierung des ehemaligen Luftschutzbunkers Schönbornpark als Studiensammlung“³⁶. Mit 1. Jänner 1981 wurde der Bestandsvertrag zum Bunker zwischen der MA 42 (Stadt Wien) und dem VKM gültig – das Museum konnte von nun an alle Innenräume des Bunkers adaptieren und nutzen.

Mit diesem Einzug wurden die umfangreichen Aus- und Umbaupläne des VKM für den Bunker konkreter. Im Archiv des VKM finden sich zahllose Pläne und Modelle, wie sich das Museum – konkret Klaus Beitzl – Erweiterungen des Museums im Schönbornpark, über den Bunker bis hin zum Tröpferlbad in der Florianigasse, vorstellte. Es sollte ein ganzer „Museumskomplex“ entstehen: Das Hauptgebäude (zuständig für „historische Volkskunde des 17. und

34 Siehe: Schreiben an BM Firnberg, BMWF: „Erweiterung der Studiensammlung im Bunker Schönbornpark“. 2.11.1979, 2 Seiten, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

35 Siehe ebd.

36 Siehe: Schreiben BMWF an Direktion ÖMV: „Gewährung der Sonderdotations“. 13.10.1980, Ordner Bunker 1969, Archiv Volkskundemuseum Wien.

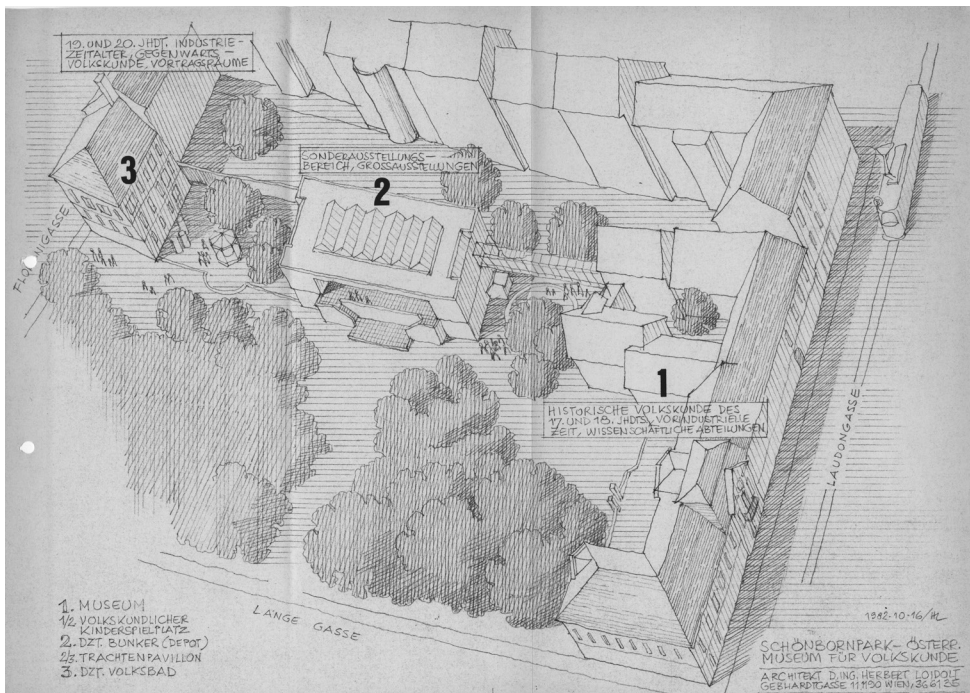


Abb. 6 Plan Museumskomplex Schönbornpark des Architekten Herbert Loidolt, 1982;
Museumsarchiv © Volkskundemuseum Wien

18. Jhdts., vorindustrielle Zeit“ und wissenschaftliche Abteilungen) sollte über einen Steg mit der auf dem Bunker aufgebauten Ausstellungshalle für Sonderausstellungen verbunden werden. Darunter war ein „volkskundlicher Kinderspielplatz“ geplant, neben dem Bunker ein „Trachtenpavillon“. Im „Volksbad“ sollten in einer Dauerausstellung das „19. und 20. Jhd., Industriezeitalter, Gegenwartsvolkskunde“ sowie Vortragsräume Platz finden.³⁷ (Abb. 6)

„Josefstädter Bunkerkrieg“³⁸ – die Welt ändert sich

In den Jahren 1983 bis 1986 zeichneten sich rund um den Luftschutzbunker und den Schönbornpark grundlegende politische und gesellschaftliche Veränderungen und Verschiebungen ab. Gebäude und Park kamen in diesen Jahren ins Kreuzfeuer parteipolitischer Querelen, ebenso brachten sich neue zivilgesellschaftliche Bewegungen und Diskurse in Stellung – die letztlich die großen Pläne des Volkskundemuseum Wien platzen ließen.

1983 begann sich die Nachkriegsordnung aufzulösen, was sich auch an den Ereignissen rund um die Nationalratswahl, die gleichzeitig mit der Wiener Landtags- und Gemeinderatswahl am 24. April 1983 abgehalten worden war, ablesen lässt. Die SPÖ hatte auf Bundesebene die absolute Mehrheit verloren und Bruno Kreisky (1911–1990) trat als Bundeskanzler zurück. Sein Nachfolger wurde Parteikollege Fred Sinowatz (1929–2008). Mit dem Wirtschaftsliberalen Norbert Steger (*1944) fuhr die FPÖ ihr bis dahin schlechtestes Wahlergebnis ein. Diverse Skandale rund um den Bau des Allgemeinen Krankenhauses (AKH) in Wien oder den Bau des Konferenzzentrums (Austria Center Vienna, ACV) hatten den Wahlkampf auf Bundes- und Stadtebene gekennzeichnet. Das alte System der beiden ‚Volksparteien‘ SPÖ und ÖVP bröckelte, neue Protestbewegungen und Formen der Bürger*innenbeteiligung entstanden.

Im Anschluss an die Protestbewegungen rund um das Kernkraftwerk Zwentendorf waren zwei umweltbewusste Parteien entstanden – die linksorientierte Alternative Liste Österreich (ALÖ)

37 Mehr zu diesen Plänen unter <https://massivunsichtbar.at/de/die-kapitel/wem-gehoert-der-bunker/plaene-und-modelle/>.

38 Vgl. dazu Peter Zehrer: Josefstädter Bunkerkrieg. Das Museum für Volkskunde kämpft um seinen Lebensraum. Die Presse, 8.9.1986, S. 3.

und die bürgerlich-konservative Vereinte Grüne Österreichs (VGÖ) –, die gegeneinander im Wahlkampf angetreten waren. Das von der ÖVP initiierte Volksbegehren gegen das ACV ist bis heute das erfolgreichste Österreichs.

Global gesehen gilt 1983 als das gefährlichste Jahr des Kalten Krieges. Die Stationierung von Pershing-II-Raketen in Deutschland brachte die Welt an den Rand eines Atomkrieges. Das Wett-rüsten der beiden Supermächte USA und UdSSR hatte in Österreich bereits 1982 zu einer Demonstration mit dem Motto *Den Atomkrieg verhindern! Abrüsten!* geführt, die mit 70.000 Teilnehmenden die bis dahin größte Kundgebung des Landes war.

Wie so oft lässt sich auch auf unterer Ebene das große Ganze nachvollziehen: Im Juni 1983 gab der stellvertretende Bezirksvorsteher des 8. Bezirks, Kurt Blümel (1921–2008) von der SPÖ, in der Bezirkszeitschrift *westend* bekannt, dass nun der Wahlkampf vorbei sei – „die Wahlen sind geschlagen und alle wenden sich wieder den alltäglichen Problemen zu“³⁹. Im Wahlkampf hatte man sich im 8. Bezirk, Josefstadt, in „vielen Sitzungen“ getroffen, in denen ein Programm „Für eine schönere Josefstadt“ entwickelt worden war, das nun umgesetzt werden sollte. Auch wenn der Bezirksvorsteher der Josefstadt weiterhin Walter Kasperek (1929–1912) von der ÖVP blieb, war doch klar, dass bei dieser Wahl auch auf Bezirksebene neue, andere Kräfte und Thematiken zum Zug kamen.

Neue Interessensgruppen wollten sich nun aktiv an der Gestaltung des Schönbornparks beteiligen und diese sollten – gemäß dem im Wahlkampf ausgerufenen Willen der politischen Parteien–Mitsprache bekommen.

Wie sich bald zeigte, wurde das für die umfassenden Ausbaupläne des VKM zum Problem – war doch im Februar 1983 noch geplant, dass neben der Fassaden-Restaurierung am Palais Schönborn auch der Luftschutzbunker Schönbornpark und das „Tröpferlbad“ in der Florianigasse als Teile eines neuen Museumskomplexes adaptiert werden sollten. (Abb. 7)

39 Zeitungsausschnitt „Bürgerversammlung in der Josefstadt. Von Bezirksvorsteher-Stellvertreter Kurt Blümel“. In: *westend* Josefstadt, Nr. 5/Juni 1983, Ordner Presse Mus f. VK Bunker, Archiv Volkskundemuseum Wien, S. 3.



- Vogelschau mit den baulichen Objekten des Schönbornparks. Wunsch-
programm des Museums für seine langfristige Entwicklung.
1. Palais Schönborn: Historische Volkskunde des 17. und 18. Jahrhunderts
Vorindustrielle Zeit, Wissenschaftliche Abteilungen u. Bibliothek
 2. Ehemaliger Luftschutzbunker: Ausstellungs- und Mehrzweckhalle für
Sonder- und Großausstellungen, sowie Bezirksveranstaltungen.
 3. Städtisches Volksbad (Tröpferbad): Industriezeitalter des 19. und
20. Jahrhunderts, Gegenwartsvolkskunde, Vortagsräume.

Abb. 7 Auf DIN-A4-Papier aufgeklebtes Foto von kolorierter Entwurfsvariante zum Umbau des Luftschutzbunkers, 1985; Archivordner *Ausstellungshalle Bunker 1982–1987*, Museumsarchiv © Volkskundemuseum Wien

Nach dem Wahltermin nahmen die Ansprüche an die Parkgestaltung neue Dynamiken auf, wie sich in einigen Zeitungsberichten vom Mai 1983 nachlesen lässt. Während der damalige Museumsdirektor Klaus Beitzl in der Zeitung *Die Presse* von einer „Perspektive 2000“ und den großen Plänen berichtete, wurde in der *Kronenzeitung* kurz darauf ein in diesem Zusammenhang überraschend martialischer „Kampf um Josefstädter Schönbornpark“ ausgerufen, dessen „Stein des Anstoßes“ der Luftschutzbunker war. Der „grünarme Bezirk Josefstadt“ sollte, so Vertreter*innen der „Bürgerinitiative zur Rettung des Schönbornparks“, nicht dem Ausbau des VKM „geopfert“ und der Bunker als Kinderspielplatz erhalten bleiben.

Trotz aller Konflikte und unterschiedlicher Interessen war man sich doch so weit einig, dass eine Neugestaltung des Parks nach knapp 20 Jahren ohne relevante Änderungen notwendig war. Ende September 1983 wurde deshalb von der Bezirksvertretung „einstimmig“ beschlossen, dass im Schönbornpark für „eine bessere Ausgestaltung“ zu sorgen sei. Den Auftakt zu mehreren Bürgerbeteiligungsformaten bildete eine „Bürgerversammlung“ im September 1983, die vom zuständigen Umweltstadtrat Peter Schieder (1941–2013) einberufen worden war und an der auch Museumsdirektor Klaus Beitzl teilnahm. Hier wurden diverse Vorschläge gesammelt.

Vom 5. bis 7. Mai 1984 wurde „eine große Freiluftausstellung“ im Schönbornpark durchgeführt, bei der der Stadtrat versicherte, dass es „selbstverständlich“ auch möglich sein werde, „Meinungen und Vorschläge zur Parkgestaltung zu deponieren“ – der Park solle „einfach, zweckmäßig, kindergerecht und benützergerecht“ werden.⁴⁰ Bei dieser Freiluftausstellung präsentierte auch das VKM auf vier Schautafeln seine Ausbaupläne. In einem Interview für die Zeitung *westend* gab der Wiener Landtagsabgeordnete Herbert Zima (1933–2018) Auskunft über die Ergebnisse der 120 bei der Ausstellung abgegebenen schriftlichen Stellungnahmen. Er zeichnete dabei ein recht buntes Bild unterschiedlicher „Wunschvorstellungen“ je nach Altersgruppe: „Kinder und Jugendliche etwa wollen unter anderem eine Rutsche, verbesserte Ballspielplätze und ein Schwimm- oder Planschbecken,

40 Zeitungsausschnitt „Schönbornpark – Neugestaltung“. In: *westend* Josefstadt, Nr. 2/1984, Ordner Presse Mus f. VK Bunker, Archiv Volkskundemuseum Wien, S. 16.

20- bis 40-jährige eine Verbesserung des Babyspielplatzes und für die Verbauung des Bunkers, wie sie vom Volkskundemuseum vorgeschlagen wird, sprechen sich vor allem Vertreter der Altersgruppe über 40 aus.⁴¹ Nach der Ausstellung wurden weiterhin Ideen entgegengenommen. Als größtes Problem im Schönbornpark wurde überwiegend der Bunker genannt: „Obwohl er nicht zu den riesigen Monstren aus Kriegstagen zählt, sorgt er hier für ein schlechtes Gesamtbild.“⁴² Weil der Bunker nicht entfernt werden könne, solle man doch aus „der Not eine Tugend machen“, auf der Oberfläche „eine Spielfläche nach den Wünschen der Kinder errichten“ und alles unternehmen, um aus dem Schönbornpark „eine Oase der Erholung, Entspannung und des Spiels zu machen“.⁴³

Wie sich das Geschehen ab Frühjahr 1985 genau zugetragen hat, lässt sich aus den im Archiv des VKM liegenden Materialien nicht mehr genau rekonstruieren. Es scheint aber so, als hätten hier zumindest zwei Prozesse stattgefunden: Zum einen trieb das VKM seine Ausbaupläne voran und stellte in Dienstbesprechungen mit den zuständigen Stellen der Stadt und des Ministeriums⁴⁴ nicht nur die Adaptierung des Museumsgebäudes in der Laudongasse vor, sondern präsentierte in diesem Zusammenhang auch die Pläne für die „Bunkeraufstockung“. Zum anderen dürften diese Projektpläne, die Ende Mai 1985 dem Bezirkspräsidium und „den Mandataren der politischen Parteien“ gezeigt worden waren, den Weg in die Öffentlichkeit gefunden haben. Medien berichteten über den im Bezirk sehr offensiv vorgebrachten Widerstand gegen diese Bauvorhaben. In den

41 Zeitungsausschnitt „Lenaugasse und Schönbornpark“. In: westend Josefstadt, Nr. 3/1984, Ordner Presse Mus f. VK Bunker, Archiv Volkskundemuseum Wien, S. 4. [Die Ergebnisse dieser Umfrage wurden niemals im Detail veröffentlicht.]

42 Zeitungsausschnitt „Neugestaltung eines Parks: Ideen sind vorhanden“. In: unabhängiges Journal, September 1984, Ordner Presse Mus f. VK Bunker, Archiv Volkskundemuseum Wien, S. 2.

43 Ebd.

44 In einem Dokument im Archiv hat das VKM (wsl. Klaus Beitzl) eine „Chronologie der Ereignisse aus der Sicht des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien“ ab 1983 erstellt. Hier ist zu lesen, dass es am 26. März 1985 eine Dienstbesprechung mit dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, der Magistratsdirektion, den MA 25, 26, 42 und 52 sowie dem Bundesdenkmalamt und der Bezirksvorstehung gegeben hat. Ordner Ausstellungshalle Bunker 1982–1987.

Schlagzeilen der Bezirks- und anderer Zeitungen zeigten sich nun die vorher erwähnten neuen Thematiken und Interessensgruppen, die beispielsweise „Grün statt Beton“, „Grün statt Kultur“, „Grün und Kultur“ oder nicht zuletzt „Mütter gegen Museum“ lauteten.

Das *Bezirksjournal* kolportierte im Juni 1986, dass es in der Bezirksvertretung Josefstadt bereits Mitte Mai eine „einstimmige Entscheidung gegen eine Verbauung und für eine Ausgestaltung der Bunkeroberfläche“⁴⁵ gegeben hatte. Grund für diesen Entschluss seien auch die Bürgerinitiativen gewesen, die diese Bebauung verhindern wollten. Dem VKM wurde in den Zeitungen teilweise – in Bezugnahme auf Argumente der Bezirksvorstehung – vorgeworfen, keinen offiziellen Antrag auf eine Baugenehmigung eingereicht zu haben und nur eine ungesicherte Finanzierung für das Bauvorhaben vorzuweisen zu können. In den Unterlagen des VKM wird diesen Behauptungen entschieden widersprochen. Die Museumsleitung beschwerte sich über die sich nach dem Wind drehende Haltung der Bezirksvorstehung und fand, dass auch die Interessen einer modernen Kultur- und Museumspolitik ausschlaggebend hätten sein müssen oder können.⁴⁶

Tatsache war, dass der Bunker nach dem Beschluss der Bezirksvertretung weiterhin ein bauliches und ästhetisches Problem darstellte. Im Juni berechnete etwa die MA 42 die Kosten für weitere Pläne für dieses Gebäude: Eine Sanierung des bestehenden Gebäudes samt gärtnerischer Gestaltung wurde mit 1,6 Mio. Schilling veranschlagt, eine „Demolierung des bestehenden Bauwerkes bis 90 cm unter Parkniveau“ mit 1,8 Mio. Schilling. Aufgrund der hohen Kosten für Sanierung und Gestaltung sowie der Folgekosten schien zu diesem Zeitpunkt nur mehr die Demolierung ohne Folgekosten der richtige Ausweg zu sein.

Dass der Bunker heute noch immer steht, geht auf ein weiteres Einwirken globaler oder zumindest europäischer Ereignisse zurück: Der verheerende Reaktorunfall im Atomkraftwerk Tschernobyl in der heutigen Ukraine befeuerte 1986 allgemein die Anti-Atom-Bewegung und die Angst vor weiteren Katastrophen. Die mit

45 Zeitungsausschnitt „Schönbornpark: Der Bunker wird nun nicht verbaut!“. In: *Bezirksjournal* Nr. 6/1986, S. 3.

46 Dokument des VKM „Einige Argumente zum Ablauf der Ereignisse und zu irreführenden Pressemeldungen“, 1986-06-15/HL, Ordner Ausstellungshalle Bunker 1982–1987.

dem Unfall einhergehende Nuklearkatastrophe entfachte Diskussionen, wie und vor allem auch wo denn die Zivilbevölkerung geschützt werden könne – wie das zufällige Aufeinandertreffen von Schönbornpark-Gestaltung und Flakturm-Nutzung in einem Zeitungsausschnitt vor Augen führt.⁴⁷

Für das VKM bedeutete der aus dem Reaktorunfall resultierende Erhalt des Bunkers zumindest eine kleine Genugtuung im „Josefstädter Bunkerkrieg“⁴⁸: 650 m² Depotfläche blieben und auch die bisher aufgewendeten Investitionen verfielen nicht mit dem Weiterbestehen des Bunkers. Seitens des Museums wurde argumentiert, dass es eine „sachlich und wohl auch politisch nicht vertretbare Maßnahme“ [sei], den einzigen vorhandenen Schutzraum des 8. Bezirkes zu demolieren“. Dies stünde „im Widerspruch zu den nach Tschernobyl aktualisierten Erfordernissen des öffentlichen Kulturgüter- und Zivilschutzes“.⁴⁹

Zu einem letzten Versuch seitens des VKM kam es im September 1986. Das Museum und sein damaliger Direktor Klaus Beitz wollten – unterstützt von Teilen der Presse und Politik, z. B. von dem damaligen Wissenschaftsminister Heinz Fischer (*1938) oder dem ‚Mitteleuropa-Aktivistin‘ Erhard Busek (1941–2022)⁵⁰ – die großen Pläne für ein erweitertes und auf den neuesten Stand gehobenes Volkskundemuseum, auch gegen den Widerstand des Bezirkes, nicht aufgeben. Das Museum startete eine Flugschriftenaktion im Bezirk und bat auch Kolleg*innen aus „Fachkreisen“ um Unterstützung und Stellungnahmen. Darüber hinaus nützte man die Fertigstellung der Restaurierarbeiten des Innenhofes und des neuen Vortragssaales im Museumsgebäude in der Laudongasse für ein Fest und eine „Bürgerdiskussion“ mit dem Titel *Treffpunkt Volkskundemuseum* am 15. September, um noch einmal auf das Thema aufmerksam zu machen. Neben einer Lesung und Liedvorträgen kam es zu einer

47 Zeitungsausschnitt „Jetzt werden Wiens Flaktürme als strahlensichere Bunker ausgebaut“. Kronenzeitung ohne Datum. Ordner Ausstellungshalle Bunker 1982–1987.

48 Vgl. Peter Zehrer: Josefstädter Bunkerkrieg. Das Museum für Volkskunde kämpft um seinen Lebensraum. Die Presse, 8.9.1986, S. 3.

49 Siehe: Dokument „Chronologie der Ereignisse aus der Sicht des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien“, wsl. 2. Hälfte 1986, Ordner Ausstellungshalle Bunker 1982–1987.

50 Vgl. Martin Schweighofer: Reif für die Insel. In: Wochenpresse, 22.7.1986, S. 44 f.

Pressekonferenz über *Museumskonzepte des Österreichischen Museums für Volkskunde*. Darüber hinaus hatte man sich auf unterschiedlichen Kanälen an die „Mitglieder des Vereins und Freunde des Museums“ gewandt, um den Sachverhalt darzulegen und die „Jahrhundertchance“ Bunkeraufbau für das Museum hervorzuheben.⁵¹

Drei Tage später, am 18. September 1986, wurden die Hoffnungen des VKM dann endgültig zunichtegemacht. Bei einer von der Bezirksvorstehung einberufenen Bürgerversammlung wurde das Bauprojekt abgelehnt. Am Rande sei erwähnt, dass der für die Pressekonferenz im Museum als Unterstützer des Aufbauprojektes angekündigte Wissenschaftsminister Heinz Fischer wegen „der aktuellen innenpolitischen Vorgänge“ nicht teilnahm. Das Jahr 1986 war allgemein von den Vorkommnissen und Richtungsentscheidungen rund um die Wahl von Kurt Waldheim (1918–2007) zum österreichischen Bundespräsidenten geprägt („Waldheimaffäre“). Waldheim stellte sich als ehemaliger UNO-Generalsekretär als Garant für den Frieden und Wahrer österreichischer Interessen dar, was in der österreichischen Öffentlichkeit nicht (mehr) ohne Widerspruch hingenommen wurde. Vielmehr löste Waldheims Kriegs- und NS-Vergangenheit heftige politische Diskussionen rund um die Verbrechen und die österreichische Beteiligung am NS-System aus. Dass er trotzdem zum Bundespräsidenten gewählt wurde, war auch für ein Umdenken in der österreichischen Geschichts- und Erinnerungspolitik bedeutend. Ebenfalls entscheidend für eine politische und ideologische Wende war sicher auch der ‚Putsch‘ Jörg Haider an die Spitze der FPÖ am 13. September 1986. Dieser Rechtsruck der FPÖ war Anlass für Bundeskanzler Franz Vranitzky, die kleine Koalition aus SPÖ und FPÖ zu beenden. Damit begann der Aufstieg der FPÖ zur heute stimmenstärksten Partei in Österreich.

Wasserschaden und Wellnessoase

1987 wurde der bis heute vorhandene Trinkbrunnen mit einem Mosaik des Künstlerehepaars Johannes (1947–2021) und Charlotte Seidl (*1948) auf der Bunkerfassade zwischen den Stiegen installiert und trug so zu einer weiteren Veränderung des Gebäudes und seiner Wahrnehmung bei. Durch die andauernde Bezeichnung als Terrasse

51 Vgl. Franz Grieshofer: Jahresbericht des Vereins und Österreichischen Museums für Volkskunde für 1986. ÖZV 90/1987, S. 144 f.



Abb. 8 Luftschutzbunker im Schönbornpark, 1992; pos/68487/048
© Volkskundemuseum Wien

Abb. 9 Einblick in eine vom Volkskundemuseum Wien als Depot genutzte Koj
im Luftschutzbunker Schönbornpark, 2023; Foto: Kollektiv Fischka/Kramar
© Volkskundemuseum Wien

und Spielplatz in offiziellen Plänen der Parkanlage sowie die kleinen Eingriffe an der und um die Fassade verschwand der Luftschutzbunker über die Jahrzehnte immer mehr und fügte sich beinahe übergangslos in die Parklandschaft ein. 1988 wurde der neugestaltete Schönbornpark durch den damaligen Umweltstadtrat Michael Häupl (*1949) eröffnet. Neben dem Trinkbrunnen am Gebäude wurde im Zuge des Projektes auch das Dach des Luftschutzbunkers von einem Spielplatz mit zwei Sandkisten zu einer „Spielfläche für Jugendliche“ umgestaltet.⁵² (Abb. 8)

2003 wurde vom VKM im Inneren des Luftschutzbunkers, das dem Museum nun seit 1979 als Depot diente, aufgrund von erheblichen Wasserschäden und daraus folgendem Schimmel- und Schädlingsbefall eine umfassende Sanierung durchgeführt, die zu beträchtlichen Änderungen in der Innenausstattung führten. Bei starkem Regen war durch die nicht mehr dichten, bis dahin verbauten zweiflügligen Stahltüren bei beiden Eingängen Wasser eingetreten. Daraufhin wurden diese Türen entfernt, entsorgt, Brandschutztüren eingesetzt und Vordächer über diesen montiert. Bei den Sanierungsarbeiten wurde ein Teil der vorhandenen Belüftungsanlage gereinigt und wieder in Betrieb genommen, die restlichen Teile der Anlage deinstalliert. Ebenso wurden die historischen Toiletten und Kabinen abmontiert und sämtliche Abflussrohre verschlossen. Dazu wurde großflächig der Putz abgeschlagen, neu verputzt, gestrichen, neue Stromkabel verlegt sowie eine Alarm- und Brandmeldeanlage installiert.⁵³

2011 wurde der Spielplatz auf dem Bunkerdach modernisiert und eine – laut Presseaussendung –,„Wohlfühloase für Kinder und Jugendliche“ mit einem Klettergerüst, Tischtennistischen und Wellenbänken geschaffen, welche bis heute besteht.⁵⁴ Der Errichtung der neuen Spielplatzanlage 2011 ging ein Schreiben der damaligen Museumsdirektorin Margot Schindler (*1952) voraus, die die MA 42 (Wiener Stadtgärten) darauf hinwies, dass diesem Gestaltungsplan am

52 Vgl. Rathauskorrespondenz, Mittwoch, 19.4.1988, Blatt 718, <https://www.digital.wienbibliothek.at/wbrobv/periodical/pageview/3482221?query=%22Sch%C3%B6nbornpark%22>.

53 Vgl. Ordner Bunkersanierung, Archiv Volkskundemuseum Wien.

54 Vgl. Presseaussendung Bezirksvorstehung Josefstadt, 10.11.2011, Originaltext-Service der Austria Presse Agentur (APA), https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20111110_OTS0255/bv-josefstadt-neuer-spielplatz-im-schoenbornpark-eroeffnet.

Dach eine Sanierung von ebendiesem vorausgehen müsse. Die für das Museum recht beträchtlichen Investitionen der letzten Jahre wären durch die undichten Stellen beeinträchtigt, manche Räume konnten gar nicht mehr genutzt werden.⁵⁵ Das Dach wurde nicht saniert. Die Probleme mit der Feuchtigkeit blieben Jahre bestehen. Ein weiterer Wassereintrich 2020 führte dazu, dass der Auszug der Objekte forciert wurde. 2023 und 2024 wurden die dort gelagerten Objekte schließlich abgesiedelt und im Hauptdepot des Museums mit allen anderen Beständen (Sammlungen, Archiv und Bibliothek) zusammengeführt. (Abb. 9)

Danach wurde der Bunker im Rahmen des Programms *before it gets better ... Abschied und Aufbruch aus einer bröckelnden Gegenwart* im April und Mai 2024 erstmals zum Austragungsort einer performativen Installation unter der künstlerischen Leitung des Theaterkollektivs *toxic dreams*. Der Bau wurde zur *Festung Österreich* und als solcher mit seinen 44 – unterschiedlich gestalteten und ausgestatteten – Kojen zur Szenerie von *Warten auf die Barbaren*. Teile der Kulissen sind bis Frühjahr 2026 in den Kojen geblieben und wurden bis dahin bei Gebäudeführungen durch die Kulturvermittlung des VKM thematisiert. (Abb. 10)

Plot-Twist

Die Geschichte des VKM mit dem Bunker im Schönbornpark hat mit dem Auszug der Sammlungsobjekte kein Ende gefunden. Vielmehr geht es nun einmal mehr darum, darüber nachzudenken, welche Gesellschafts- und Museumsentwürfe sich hier umsetzen lassen.

Der derzeit geplante Innenausbau des Luftschutzbunkers soll – entgegen der Ursprungsfunktion als abgeschlossenes Kriegs- und Zivilschutzgebäude – das Gebäude öffnen und so endlich einem breiteren Publikum und neuen Zielgruppen zur Verfügung stellen. Er wird nach Umbauten innerhalb des EU-Interreg-Projektes *Turning Points – Museum for a Democratic Future*⁵⁶ im Zentrum eines

55 Vgl. Schreiben Margot Schindler an MA 42/Wiener Stadtgärten vom 10.5.2011, Ordner Bunker 1969.

56 Das Projekt findet zusammen mit dem Museum der Stadt Bratislava/Múzeum Mesta Bratislavy statt. Vgl. <https://www.volkskundemuseum.at/projekte/turningpoints>; <https://muzeumbratislava.sk/udalost/turning-points-o>.



Abb. 10 Einblick in eine als Kulisse eingerichtete Kojе im Luftschutzbunker Schönbornpark, 2024; Foto: Kollektiv Fischka/Kramar © Volkskundemuseum Wien

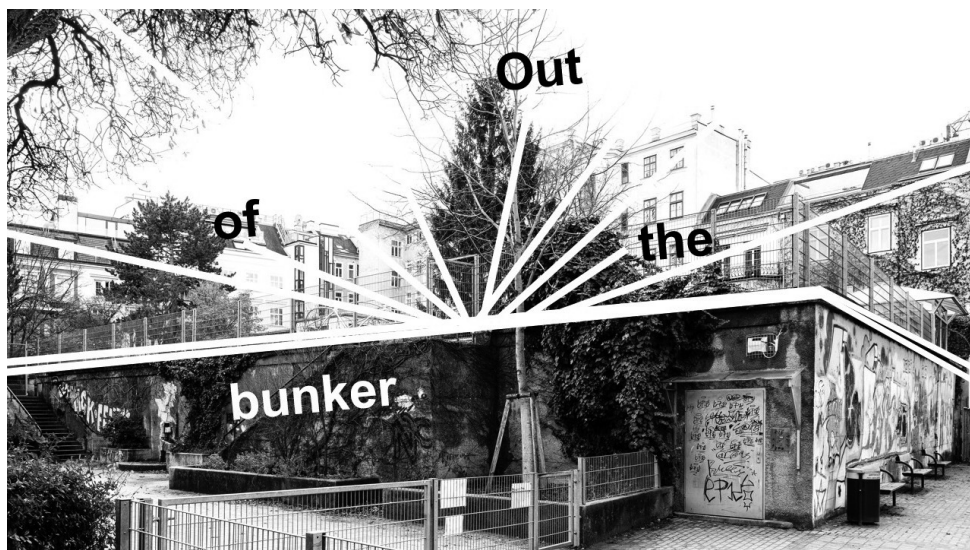


Abb. 11 Grafische Veranschaulichung *Out of the bunker* für eine Präsentation auf dem Kongress der Société Internationale d’Ethnologie et de Folklore (SIEF) Anfang Juni 2024 in Schottland, 2024; Foto: Kollektiv Fischka/Kramar; Grafischer Eingriff: Maria Raid und Magdalena Puchberger © Volkskundemuseum Wien

umfassenden Vermittlungsprogramms zu Demokratie in Zeiten von Illiberalismen und antidemokratischen Strömungen stehen und auch verschiedenen anderen Gruppen und Personen einen Ort bieten, die im oftmals geschlossenen (Stadt-)Raum keinen Platz für ihre Anliegen und Formate finden. Hier werden wir – das Volkskundemuseum Wien –, die besonderen baulichen und historischen Gegebenheiten des Bunkers berücksichtigend, gemeinsam mit unseren Partner*innen und Nutzer*innen nicht mehr nur *out of the box*, sondern viel mehr *out of the bunker* denken. (Abb. 11)

Dieser Plot-Twist wurde erst durch die Herstellung des baurechtlichen Konsenses im Herbst 2025 möglich. Somit ist der Bunker – über 80 Jahre nach seiner faktischen Erbauung – nun auch behördlich genehmigt errichtet und damit ausbaufähig. Damit schließt sich der Kreis in der gemeinsamen Geschichte des Bunkers mit dem VKM: Zeitgleich mit der offiziellen Eröffnung der Dauerinterventionen (s. u.) im Schönbornpark trat der Luftschutzbunker in eine neue Ära seiner ‚Gebäudebiografie‘ – nämlich jene einer doppelten Anerkennung. Zum einen mit der vom VKM – im Rahmen der Neuplanungen und Sanierung des Hauptgebäudes – vorangetriebenen offiziellen ‚Errichtung‘ des bis dahin administrativ nicht existenten Gebäudes.⁵⁷ Und zum anderen erkennen wir mit der Umsetzung des Forschungs- und Erinnerungsprojekts die über 80-jährige Geschichte der Unsichtbarkeit an, welche Phasen der Gewalt und des Krieges beinhaltet, Zeiten der unsicheren Nutzung und des Verfalls ebenso wie die Verwendung als Museumsdepot von 1979 bis 2024.

URN: urn:nbn:at:at-vkw-231984 bzw.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-vkw-231984>

57 Mit der Einreichung eines Bestandsplans zur „Herstellung des baurechtlichen Konsens“, datiert auf den 7.10.2025, gilt der Bunker als offiziell errichtet.

„Lasst uns solche Widersprüche aushalten!“¹ Zur Würdigung von Martin Scharfe

Am 26. Februar 2025 verstarb Martin Scharfe im Alter von 88 Jahren. Er war eine zentrale Figur der kritischen Facherneuerung der Nachkriegs-Volkskunde hin zu einer quellenkritischen und an gesellschaftlichen Relevanzen orientierten empirischen Kulturwissenschaft. Dabei war er stets auf eigenen und daher nicht für alle sichtbaren Fachwegen unterwegs. Seine Beiträge zur Neukonzeption des Faches, insbesondere die *Kritik des Kanons*² und die *Notizen zur Volkskunde*³ waren richtungsweisend.

Die sogenannte Falkensteiner Formel, jene Fachdefinition, die Gegenstand und Methode kulturwissenschaftlichen Arbeitens recht eigentlich festgelegt hat, geht auf ihn zurück.⁴ Eine Formel, die, so Hermann Bausinger 1986, „ein Wechselspiel von Destrukturierung und Strukturierung, von systematischem Bedarf und Ungenügen aller Systematik“ ausdrückt.⁵ Wenige wissen von dieser Urheberschaft

- 1 Zitat aus einem Brief Martin Scharfes vom 3. Januar 2024 an Johanna Rolshoven.
- 2 Martin Scharfe: *Kritik des Kanons*. In: *Abschied vom Volksleben*. Tübingen 1970, S. 74–84.
- 3 Martin Scharfe: *Notizen zur Volkskunde*. Versuch der Begründung eines Standpunktes. In: *Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde* 1970, S. 124–139.
- 4 „Sie analysiert kulturelle Werte und die Vermittlung (und die Ursachen und Begleitprozesse von Vermittlung) von kulturellen Werten in Objektivationen und Subjektivationen: Ausgangspunkte der Analyse sind Probleme; Ziel der Forschung sind eine kritische Gesellschaftsanalyse, Beiträge zu Problemlösungsversuchen und damit Versuche der Entwicklung einer emanzipatorischen Praxis.“ In: *Notizen zur Volkskunde* (wie. Anm. 3), S. 139.
- 5 Hermann Bausinger: *Rekonstruktionsversuche*. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr. 30, März 1986: Martin Scharfe zur „Hälfte des Lebens“. Geburtstag – Abschied – Ankunft, S. 1–4.

Scharfes, um die er ebenso wenig Aufhebens machte, wie er einen prominenten oder exponierten Platz in der Fachgeschichte reklamiert hätte. Auch in seinen späteren Arbeiten nahm er nie direkten Bezug auf die innovative Fachdefinition.

In der streitbaren Zeit der Rehabilitierung des Faches von seinen nationalistischen und völkischen Epistemen seit Ende der 1960er Jahre bescheinigte Lenz Kriss-Rettenbeck Martin Scharfe, der wohl „beste und interessanteste marxistisch-leninistisch orientierte Volkskundler deutscher Zunge“ (1979) zu sein⁶; unter den damaligen Dialektikern, so Bausinger, einer der seltenen, die „Dialektik nicht stillstellen“⁷. Der marxistische Ansatz, der unser Fach als emanzipatorische Praxis versteht, ist Martin Scharfe immer geblieben. Es wäre aber zu kurz gedacht, würde man den Anspruch jeder Wissenschaft auf Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse kategorisch als ‚links‘ (sprich: bedrohlich) klassifizieren. Überholt ist dieser Anspruch jedenfalls nicht, ganz im Gegenteil. Und noch etwas ist in diesem Zusammenhang zentral für Martin Scharfes Denken: Es gibt keine Trennung zwischen Wissenschaft und der Welt da draußen. Das betrifft die Frage der Verantwortung und die Schimäre der Werturteilsfreiheit, über die Scharfe in dem *Notizen*-Text klare Aussagen trifft.⁸

Werdegang

1936 im schwäbischen Waiblingen in eine Handwerkerfamilie geboren, war für Martin Scharfe die seiner Generation inhärente Kriegseinsatzerfahrung prägend für Bewusstsein und Werdegang. Nach dem Abitur beginnt er eine (für ihn leistbare) Ausbildung zum Volks- und Realschullehrer. Den Lehrerberuf und dann auch die Position des Grundschulleiters übt er vier Jahre aus. Während des Studiums am „Pädagogischen Institut“ in Stuttgart macht er Bekanntschaft mit

6 Zitiert nach Wolfgang Kaschuba: Scharfe Impressionen, Tübinger Korrespondenzblatt, S. 5–10, hier S. 9.

7 Bausinger: Rekonstruktionsversuche (wie Anm.5), S. 4.

8 Martin Scharfe, *Notizen*, 132; siehe auch Ingo Schneider: Verantwortung. In: Manfred Seifert, Martina Röthl und Peter Hinrichs (Hg.): Theoretische Reflexionen – Perspektiven der Europäischen Ethnologie. Berlin 2021, S. 35–50.

dem Fach Volkskunde, dessen Alltagsnähe seine Entdeckungsfreude weckt. Nach einem Gespräch mit Hermann Bausinger 1961 am damaligen „Institut für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung“ der Eberhard-Karls-Universität Tübingen nimmt er – damals 25 Jahre alt – ein Hochschulstudium auf, in dem er sich mit einem breiten Fächerreigen vertraut macht und in dessen Zentrum die Volkskunde steht. Finanziell bereits für eine vierköpfige Familie verantwortlich, ermöglichen ihm dies Ersparnisse und ein Studiendarlehen. Nach dem Abschluss 1965 tritt er seine erste Stelle an der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde an, wo sich ihm neben dem sicheren Arbeitsplatz, Einsicht und Studium von Quellen zu dörflichen Lebensverhältnissen und regionaler Kultur die Arbeit an seiner Dissertation⁹ sowie zahlreiche Publikationsmöglichkeiten in den regionalen wissenschaftlichen Organen boten. 1968 nimmt er das Angebot einer Assistentenstelle am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut an. Die nächste Etappe seiner akademischen Karriere in Tübingen führt ihn in die Position eines Akademischen Rates am seit 1971 umbenannten „Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft“. 1981 habilitiert er sich und erwirbt die *venia legendi* für das Fach Empirische Kulturwissenschaft (Volkskunde), das er hier künftig zunächst als Privatdozent, dann als apl. Professor vertritt.

Nach einer Bewerbung nach Marburg/L. wird er 1985 an das dortige Institut für Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaft der Philipps-Universität berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2001 tätig ist.¹⁰ Von Marburg wäre Martin Scharfe, der Zeit seines Lebens Österreich, seinen Bergen und zahlreichen Fachkolleg_innen dort eng verbunden war, gerne nach Graz gegangen, wo er an der Spitze der Berufungsliste um die Nachfolge von Oskar Moser stand. Daraus sei nichts geworden, stellte er oft mit großem Bedauern fest, und Jahrzehnte später erfuhr er durch Zufall, dass von „höherer

9 Martin Scharfe: Evangelische Andachtsbilder. Stuttgart 1968.

10 Dazu sagte er damals in einem Vortrag: „Das Klima für Häresie ist dort ganz vorzüglich [...], ein äußerst subjektiver Satz, weil das Vergnügen der Häresie, das ja pädagogisch verantwortungslos sein mag, zu meinem Leben gehört [...]. In: Martin Scharfe: Von Tübingen nach Marburg. Fort-Schritt? (Ms.) Vortrag beim Institutskolloquium des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft am 14. November 1991, S. 3.

Stelle“ gegen seine Berufung interveniert worden war. Die fortschrittlichen Tübinger und Marburger Hochschulstandorte haben zu jener Zeit wohl mancherorts, insbesondere in Bayern und Österreich, Angst und Schrecken hervorgerufen. In den folgenden Jahrzehnten wirkte Martin Scharfe umso nachhaltiger in Marburg, auf einer C4-Stelle, wie sie seiner Vorgängerin Ingeborg Weber-Kellermann Zeit ihres Lebens skandalöserweise (so Scharfe“) versagt geblieben war.

Pensionierung und glückliche Vertretungsjahre in Innsbruck

Nach seiner Pensionierung lehrte Martin Scharfe vom Wintersemester 2002/03 bis zum Wintersemester 2008/09 mit Unterbrechungen insgesamt acht Semester lang in Innsbruck. Es war dies – wenn man so etwas überhaupt sagen kann – für beide Seiten, das Fach in Innsbruck und Martin Scharfe, eine glückliche Fügung und wunderbare Zeit. Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends verlief für das Innsbrucker Institut schwierig und zugleich turbulent. Im Kontext der neuen Teilautonomie der österreichischen Universitäten sollten kleine Institute zusammengelegt und Studienrichtungen abgeschafft werden. Obwohl der Standort Innsbruck in Fachkreisen bereits totgesagt worden war – ein Kollege charakterisierte die Situation damals wenig schmeichelhaft mit den Worten „Die Leiche zuckt noch“ –, gelang es dem damals kleinen Team am Institut, die Abwicklung des Faches zu verhindern.

Auch wenn Martin Scharfe sich in seinen Innsbrucker Jahren nie in Fragen der Universitätspolitik einmischte, hat er das letztlich erfolgreiche „Zucken“ wortlos gewichtig verstärkt. Indem er sich auf die Lehre konzentrierte, prägte und inspirierte er eine ganze Generation von Student_innen. Das war und ist auch mit dem Abstand einiger Jahre alles andere als selbstverständlich, klangen die Titel der von ihm angebotenen Lehrveranstaltungen weder nach leichter Kost noch besonders aktuell. Seine Seminare, Übungen und Vorlesungen waren dennoch oder vielleicht gerade deshalb außerordentlich gut besucht. Martin Scharfe verstand es, mit seiner originellen und nie festgefahrenen Art zu denken, Kulturgebärden zu betrachten und zu

11 Martin Scharfe: Ingeborg Weber-Kellermann †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 96. Jg. (1993), S. 328 f.

analysieren schnell die Studierenden in seinen Bann zu ziehen. Daneben trug er mehrfach zu wissenschaftlichen Aktivitäten wie Studienprojekten¹² oder Tagungen¹³ am Institut bei oder lud wiederholte Male zu Werkstattgesprächen über laufende Buchprojekte. Dort berichtete er ebenso offen, unterhaltsam wie inspirierend über seine Arbeitsweise und seinen gut strukturierten Arbeitstag in den intensiven Schreibphasen, der ihn dennoch nicht vor einem ständigen Ringen um die Gewichtung einzelner Kapitel innerhalb großer Buchprojekte bewahrte und zu Kompromissen zwang.

Martin Scharfes Wirken in Innsbruck blieb aber nicht auf die Universität beschränkt. So war er etwa im Projektteam der Neuaufstellung des Tiroler Volkskunstmuseums und nach Aussage des jetzigen Leiters Karl Berger der Wegbereiter für die gesamte Neuausrichtung des Museums. Zudem bot ihm die Zeit in Innsbruck Gelegenheit, seiner eigenen „unverständlichen Leidenschaft“, der Kulturgeschichte des Alpinismus, nachzugehen. Er arbeitete an der erfolgreichen Ausstellung *Berge, eine unverständliche Leidenschaft* mit¹⁴ und verfasste zahlreiche, auf akribischer Beobachtung fußende Beschreibungen alpiner Szenen für die Alpenvereinszeitschrift, aus denen dann der Band *Bilder aus den Alpen*¹⁵ entstand.

Zugänge und Abwege: Akzente der kulturtheoretischen Arbeit

Bei der Lektüre von Scharfes wissenschaftlichem Werk durchlaufen Leser_innen eine Schule des Denkens. Seine Aufsätze stehen in Titel, inhaltlichem Aufbau und sprachlicher Formulierung für ungewohnte

- 12 Z. B. Martin Scharfe: Heiliger Müll. Tastversuche im kulturellen Souterrain. In: Reinhard Bodner, Kathrin Sohm (Redaktion): Müll, Abfall (= bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 2) Innsbruck 2004, S. 27–39.
- 13 Z.B. Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl Berger, Margot Schindler und Ingo Schneider (Hg.): erb.gut. Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. (= Buchreihe der Österr. Zeitschrift für Volkskunde, N.S. 23) Wien 2009, S. 15–33.
- 14 So der Name der von ihm mitkuratierten Ausstellung. Philipp Felsch, Beat Gugger, Gabriele Rath: (Hg.): *Berge, eine unverständliche Leidenschaft*. Buch zur Ausstellung des Alpenverein-Museums in der Hofburg Innsbruck. Wien, Bozen 2007.
- 15 Martin Scharfe: *Bilder aus den Alpen*. Eine andere Geschichte des Bergsteigens. Wien, Köln, Weimar 2013.

Denkfiguren. Bei der ebenso anstrengenden wie lustvollen Lektüre führt er uns – obwohl in (oftmals historisch situierten) Thematiken abseits von Mainstreams versteckt – mitten ins Herz zentraler Gegenwartsfragen und lässt uns schonungslos Blicke auf Kultur im Allgemeinen werfen, auf Schrecken, Lust und Schwindel, verpackt in das Nebensächliche, das Dezentrale und alles mit Vorliebe – unter sympathischer Missachtung aller ‚Impaktfaktoren‘ – in entlegenen Publikationsorganen versteckt.¹⁶ Es geht um Bagatell, Missverständnis, Unfall, Verlust, Irrweg oder Ironie. Indem er vermeintlich Marginales, Unbedeutendes in größere kulturtheoretische Zusammenhänge stellt, schält er auf immer wieder überraschende, aber auch verstörende Art an scheinbar unscheinbarem Stoff zentrale kulturwissenschaftlichen Episteme heraus.

Wer sich auf seine eloquenten Sprachfiguren und verschlungenen Argumentationen einlässt, dem tut sich ein Universum an überraschenden, tiefgründigen und originellen Ideen auf. Eine Kulturkritik im besten Sinne des Wortes, die aus der Tiefe von Quellenkenntnis, von zugewandter Lebens- und Denkerfahrung schöpft, und die heute in der in vielerlei Hinsicht an ökonomisierten Effizienzen orientierten Hochschullandschaft so nicht mehr möglich ist. An Kritik der neoliberalen Universität und ihren Blüten hat er selbst nie gespart.¹⁷ Seine zahlreichen Schüler_innen hat er ermutigt, sich auf ihren eigenen Wegen von behindernden Strukturen nicht ablenken zu lassen.

„Martin Scharfe verdanken wir die Herausarbeitung der Tiefen und Untiefen von Kultur-Feldern, erschlossen über analytische Denkfiguren, die aus Volkskunde, Philosophie und Philologie schöpfen, aus Bildwissenschaft und Historischer Volkskulturforschung, aus

16 Vgl. hierzu Johanna Rolshoven: Kultur – ein Theater der Komplikationen. Unfertige Gedanken zum Selbstmordattentat (Martin Scharfe zum 80. Geburtstag). In: Makufée. Online-Schriften aus der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie. Band 7 (2016), 22 S., hier S. 1, makufée-7.pdf (571 KB).

17 Vgl. u. a. Martin Scharfe: Denkmäler des Irrtums. Kritik einer gläubigen Wissenschaft. In: Beate Binder, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie europäischer Moderne. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster u. a. 2005, S. 329–335.

Psychoanalyse und Kritischer Theorie.“¹⁸ Dabei geht es ihm weniger um den befriedigenden Furor des lustvollen Deutens und damit die Pazifizierung des Stoffes, sondern darum, der Welt ihre Unberechenbarkeit und Kontingenz zu belassen. Kultur, unser Fachgegenstand, stellt sich hier als „Theater der Komplikationen“ dar und ähnelt kaum mehr dem als strukturiert, sinnhaft, sogar regelmäßig imaginierten Muster jenes „Kulturgewebes“, von dem Clifford Geertz gesprochen hatte¹⁹. Scharfe zwingt uns, den Oberflächen und dem Antlitz der Erscheinungen, aber auch den Denkgewohnheiten und Konventionen zu misstrauen und die Dinge auf den Kopf zu stellen, um schließlich – nach einem Bad in konzisen Wortfindungen – Ambivalenzen zum Ausgangspunkt der Kulturanalyse zu machen.“²⁰

„Stets“ und „unterwegs“ sind bezeichnende Attribute seines gesamten Schaffens. So ist die thematische Breite seines Werkes – sie muss hier nicht im Detail aufgezählt werden – nicht nur für sich beeindruckend. Einerseits finden sich hier seine innovativen Skizzen und Erschließungen neuer Felder im Fach, wie etwa zu Technik, Ökologie und Mobilität.²¹ Andererseits zeugt sein Werk von der ständigen Weiterentwicklung seines Denkens, das sich – das sei hier vor allem betont für das umfangreiche Alterswerk – meist nicht um gerade aktuelle thematische oder theoretische Strömungen im Fach scherte. Scharfe verfolgte bestimmte Ideen über lange Zeit und in unterschiedlichen kulturellen bzw. kulturhistorischen Feldern wie – in seinen späteren Schriften – dem Alpinismus, der Religion oder dem Museum. Wer sich in seine Texte vertieft, erkennt, dass er seine gesellschafts- und kulturkritische Grundhaltung, wie wir sie

18 Rolshoven, Kultur – ein Theater der Komplikationen (wie Anm. 16).

19 Vgl. Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zu einer verstehenden Theorie der Kultur 1991 [1985], S. 9.

20 Vgl. Rolshoven: Kultur, S. 1.

21 Vgl. u. a. Martin Scharfe: Technik und Volkskultur. In: Wolfgang König, Marlene Landsch (Hg.): Kultur und Technik. zu ihrer Theorie und Praxis in der modernen Lebenswelt. Frankfurt/M. u. a. 1993, S. 43–69; ders.: Wie die Lemminge. Kulturwissenschaft, Ökologie-Problematik, Todes-triebdebatte. In: Rolf W. Brednich, Walter Hartinger (Hg.): Gewalt in der Kultur. Vorträge des 29. Deutschen Volkskundekongresses in Passau 1993. 2 Bde. Passau 1994, S. 271–295; ders.: Straße. Ein Grund-Riß. In: Zeitschrift für Volkskunde 79. Jg. (1983), S. 171–191.

aus frühen Texten (*Kritik des Kanons, Geschichtlichkeit*²²) kennen, an diesem Stoff kontinuierlich weiterentwickelte.

Seine Betrachtungen zwischen Kulturtheorie, Kulturgeschichte und Psychoanalyse führen ihn etwa zu der These, „dass die vom Menschen gemachten Dinge ihrem Macher entgleiten oder ihm über den Kopf wachsen“²³, was ein Gefühl der „prometheischen Scham“ auslösen kann – ein Konzept, das auf Günther Anders zurückgeht.²⁴ Hier wird die Marx'sche Entfremdungsthese vom Arbeiter auf wissenschaftliche Autor_innen, Künstler_innen und andere kulturelle Akteur_innen erweitert. Wer kennt nicht das Gefühl der Erleichterung, wenn man einen länger erarbeiteten Text in Druck gibt. Begleitet wird dieser befreiende Moment aber auch von der Einsicht, dass man nun keinen Einfluss mehr auf das Werk hat. Dieses Phänomen der Entäußerung oder Entfremdung, „nämlich: daß uns unser ureigenstes fremd wird“, bezeichnet Scharfe als „die Paradoxie des kulturellen Produktionsprozesses“²⁵ und bezieht sich dabei auf Poppers Welt 3. Dort führen die Erzeugnisse des Menschen, führt die Kultur schlechthin ihr Eigenleben.²⁶ Ein solchermassen entfremdetes Kulturprodukt kann Bedeutungen annehmen, die der/die Schöpfer_in bzw. Autor_in nicht bedacht/gedacht hat. Es kann sich – so Scharfe – im äußersten Fall auch gegen den bzw. die Schöpfer_in richten.

Hieran knüpfen sich auch Scharfes Überlegungen zum im Fach einst zentralen Gebiet des Museums. Die Dinge bedürfen der Loslassung, um ins Museum zu kommen. Ein Teil der Lust an ihrer Betrachtung speist sich aus der Vorstellung, wir hätten etwas nicht nur los-, sondern auch hinter uns gelassen, sozusagen „vom Leibe

22 Martin Scharfe: *Geschichtlichkeit*. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe: *Grundzüge der Volkskunde*. Darmstadt 1978, S. 127–203.

23 Martin Scharfe: *Schlangenhaut am Wege. Über einige Gründe unseres Vergnügens an musealen Objekten*. In: Martin Scharfe: *Signaturen der Kultur. Studien zum Alltag & zu seiner Erforschung*. Hg. von Karl Braun et. al. Marburg 2011, S. 193.

24 Günther Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen. Band 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*. Nachdruck der 7. unveränd. Auflage. München 1988, S. 23–25.

25 Ebd., S. 186.

26 Ebd., S. 187.

geschafft“, um Neues zu schaffen: „[D]ie Lust am Untergegangenen“ steht für die „Vergewisserung des Fortschritts“²⁷. Wir betrachten museale Objekte aber nicht nur als „Trophäen des Überwundenen“, wir empfinden – so Scharfe – auch schlicht ein „Behagen am Untergegangenen und am Untergang“²⁸. Das ist aber noch nicht alles: Mit Bezug auf Nietzsches *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* erkannte Martin Scharfe in der menschlichen Kultur allgemein das „Abwerfen, Abstoßen, Vergessen“ als „Voraussetzung der Entstehung des Neuen“²⁹.

Viel zu wenig Beachtung fand Martin Scharfes über viele Jahre entwickeltes kulturtheoretisches Konzept. Wer sich damit befassen will, kommt nicht an seinem 2002 erschienenen *Menschenwerk. Erkundungen über Kultur* vorbei, das – so Wolfgang Jacobeit in einer Rezension – „alles, was ‚Kultur‘ ausmacht, in ihrer ganzen Differenziertheit darlegt“³⁰ –und dies in einer Stofffülle und Tiefe, die in wenigen Worten zusammenzufassen unmöglich ist. Grundlegend für Scharfes Kulturtheorie ist der Bezug auf Karl Poppers Welt-3-Theorie. Welt 3 ist für Popper und Scharfe „der Bereich dessen, was objektiv aus den geistigen Tätigkeiten des Menschen hervorgeht, und was sich dann von den Menschen trennt und fürderhin losgelöst von ihnen existiert: also das gesprochene und geschriebene Wort, Geschichten, Bilder, Gedanken, gedankliche Pläne, Vorhaben, Theorien (richtige wie falsche betont Popper), Vermutungen und Probleme, das Wissen, Kunstwerke, Mythen, Wissenschaft, Argumente, Überlieferungen, Regeln, Gesellschaftskonstruktionen“.³¹ Auch wenn es im ersten Moment verwundern mag: Verbunden mit diesem Konzept von Kultur ist, dass uns all dies letztlich nur in materialisierter Form zugänglich ist. Scharfe argumentiert also gegen die Vorstellung, es gebe „das Geistige oder die Kultur jenseits des Materiell-Stofflichen“. Er tritt

27 Ebd., S. 197.

28 Ebd., S. 195 ff.

29 Ebd., S. 197.

30 Martin Scharfe: *Menschenwerk. Erkundungen über Kultur*. Rezensiert von Wolfgang Jacobeit, <https://www.hsozkult.de/searching/id/reb-5488?title=m-scharfe-menschenwerk&recno=2&q=Martin+Scharfe+Menschenwerk&sort=&fq=&total=2> (Zugriff: 1. 9.2026).

31 Martin Scharfe: *Menschenwerk, Erkundungen über Kultur*. Köln 2002, S. 17.

mithin für die Materialität aller Kultur ein: „Es gibt Kultur nicht ohne Materialität; mithin ist alle Kultur materiell.“³² Diese These ist nicht zuletzt auch mit Blick auf die UNESCO-Bemühungen um das immaterielle Kulturerbe bemerkens- und beachtenswert. Scharfe hat sie vor dem Hype darum formuliert, blieb aber auch später dabei.³³

In den schreibintensiven Jahrzehnten seit der Pensionierung hat Scharfe ein beachtliches Alterswerk geschaffen. Die Herz- und Magenthemen seiner wissenschaftlichen und persönlichen Biografie: Das große Thema der Religion³⁴, das seiner Biografie und Herkunft verpflichtet war, sowie das der Berge, dem seine alpinistische Leidenschaft galt, wusste er in gewichtigen Publikationen zu verknüpfen.³⁵ Seine ironisierende Aufmerksamkeit galt u. a. der „kulturellen Figur“ des Gipfelkreuzes („ein kultureller Wechselbalg“). Mit ihm sei „die Konfession auf die Gipfel geschleppt“ worden, wo sie volkskulturell nie zuhause war („die seit jeher latent vorhandene Gottlosigkeit der Volkskultur“³⁶): eine „Deck-Erinnerung“, das heißt, eine „fälschende Erinnerung, der die Aufgabe zukommt, die nun für verderblich erklärte Erinnerung [...] zu verdecken und die Außenhaut der Seele reinzuwaschen“.³⁷ Und weiter: „Es gibt keinen schönen freien Alpengipfel mehr, seit der kulturelle Wahn der Bekreuzigung sich lähmend auf die Spitzen gelegt hat.“³⁸ Ein nächster Band der Berg-Reihe war in Arbeit; er sollte den Titel *Gelächter über den Bergen* tragen. „Ironie

32 Martin Scharfe: Signatur der Dinge. Anmerkungen zu Körperwelt und objektiver Kultur. In: Gudrun M. König (Hg.): Alltagsdinge Erkundungen der materiellen Kultur. Tübingen 2005 (Studien und Materialien, Bd. 27), S. 93–116, hier S. 94.

33 Martin Scharfe: Kulturelle Materialität. In: Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider (Hg.): erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. (Buchreihe der österr. Zeitschrift für Volkskunde; N. S. Bd. 23). Wien 2009, S. 15–24.

34 Martin Scharfe: Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur. Köln 2004.

35 Martin Scharfe: Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850. Köln u. a. 2007. Ders.: Das Herz der Höhe. Eine Kultur- und Seelengeschichte des Bergsteigens. Berlin 2021.

36 Martin Scharfe: Das schein-heilige Kreuz. Zur Geschichte unseres prominentesten Gipfelzeichens. In: Anna-Katharina Höpflinger, Daria Pezzoli-Olgianti, Boris Previšić (Hg.): Grenzgänge. Religion und die Alpen. Zürich 2024, S. 103–139, hier S. 111.

37 Ebd., S. 111.

38 Ebd., S. 2.

und Groteske“ sind es, so schrieb er in einem seiner letzten Briefe, „die mich vorzugsweise interessieren, als sonderliche (und sonderlich freche) Emanzipationen vom gewohnten kulturellen Tun.“³⁹

Eloquenz und Quellenkritik

In dieser Würdigung sollen zwei Aspekte besonders hervorgehoben werden, die für Martin Scharfes Denken und Arbeiten wesentlich sind. Zum einen ist dies seine – manchen antiquiert erscheinende – Ausdrucksweise: eine Schreibkunst und Formulierungslust, die sich in vielen Titeln, Untertiteln und Kapitelüberschriften seiner Texte zeigt⁴⁰, die aber auch sicht- und erfahrbar wird in zahlreichen Formulierungen und Sätzen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Er beginnt die Einleitung zu einem Band mit eigenen theoretischen und methodologischen Texten, erschienen anlässlich seines 75. Geburtstags, mit dem Satz:

„Es ist ein alter, ein alter kluger (oder sollte ich doch besser sagen: ein altkluger?) Gedanke, daß es keine neuen Gedanken gebe; [...]“⁴¹

Auch wenn es keine neuen Gedanken geben sollte – das will er uns sagen –, können wir dennoch zu neuen Erkenntnissen gelangen.

Seine Formulierungskunst ist keineswegs äußerliche Stilfrage, sondern zentraler Aspekt des kreativen Denkens des Kulturtheoretikers und vor allem Kulturkritikers. Schon früh – in einer Zeit der intensiven Rechts-links-Auseinandersetzungen im Fach – wurde Scharfe für manch ‚flotte Formulierung‘ kritisiert, wie „geistliche Innereien“, „Überbaupartikel“, „ideologisches Krisenmanagement“.⁴² Originelle Begriffsschöpfungen wie jene prominente von

39 Brief von Martin Scharfe an Johanna Rolshoven vom 6. Dezember 2024.

40 Siehe dazu exemplarisch die in dieser Würdigung zitierten Titel von Aufsätzen von Martin Scharfe.

41 Martin Scharfe: Kulturgebärden. Vorläufige und einleitende Anmerkungen. In: Signaturen der Kultur (wie Anm. 23), S. 9.

42 Vgl. Gertrud Angermann in ihrer Rezension von Martin Scharfes Buch Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh 1980. In: Zeitschrift für Volkskunde 77. Jg. (1981), S. 156 f., hier S. 157.

der „Pathognomik der Kultur“⁴³ mögen provokativ anmuten, tragen in sich jedoch die intensive, tiefgehende Auseinandersetzung mit Volkskultur vor dem Hintergrund von frühen Aufklärungstheorien und Freuds Kulturtheorie. Wenn die Rede vom „Popanz“ kultureller Erscheinungen ist, vom „Nebelbegriff“ der Heiligkeit (der Berge) als romantischem Geplauder, das sich der katholischen Missionierungskampagne verdanke, „die sich mit dem nüchternen historischen Tatbestand einer einst christentumslosen Bergwelt nicht abfinden mochte und möchte“⁴⁴, dann geht es ihm um Ideologiekritik an vermeintlich Selbstverständlichem und – gerade auch im Fach Volkskunde – an unantastbaren Epistemen.

Zum zweiten beeindruckt Scharfes Umgang mit Quellen. Er greift auf eine große Vielfalt und Heterogenität an Quellen zurück, die sich einem klassischen Quellenbegriff entziehen und ein breites Spektrum an Materialem, Bildlichem und Schriftlichem umfassen. Seine minutiöse Kunst der Quellenkritik, die er nicht zuletzt ‚von der Pike auf‘ im Unterricht vermittelt hat, berücksichtigte nicht nur Zeit- und Raumgebundenheiten, Status und Geschlecht, Religionszugehörigkeiten, sondern insbesondere auch subjektive Wahrnehmung, Zeitgenossenschaft und beide subkutane Lagen wie unbewusste Affekte oder selbstverständliche Positionierungen als Übertragungen, die er bisweilen „kulturelle Selbsttäuschung“ nannte.

Mit Scharfe gerät Quellenkritik zu einer Einübung in unabhängiges Denken, das sich als unabdingbar erweist für die Lektüren des Ideologisierten und Befangenen und daher fundamental politisch ist. Sie erscheint heute wichtiger denn je in einem alltagsdurchdringenden KI-Universum und der trügerischen Überfülle zur Verfügung gestellten Wissens und Informationen. Wissenschaft bedarf solcher Quellenkritik als ‚langsame Verfahren‘ zur Analyse der schnellen Welt: zur Entzifferung der bildlichen, sprachlichen und taktisch strukturellen Argumentationsweisen des Hegemonialen und Macht-ausübenden, des noch immer allgegenwärtig Kolonialen, Patriarchalen, Ausgrenzenden und Unterdrückenden. Solche ‚zeitraubende‘

43 Vgl. Martin Scharfe: Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur. In: Zeitschrift für Volkskunde 91. Jg. (1995) S. 126.

44 Martin Scharfe: Der missionierte Berg, Manuskript. Briefbeigabe an Johanna Rolshoven vom 12.12.23.

Wissenschaft ist ins Hintertreffen geraten, dabei nicht einmal bewusst als ‚systemgefährdend‘ erkannt, sondern schlicht altmodisch, zeitintensiv in Quellenrecherche, Lektüre, Nachdenken und Auseinandersetzung mit anderen, bevor ein Gedanke – reiflich überlegt und ‚auseinander gesetzt‘ und vor dem Hintergrund intensiver Spracharbeit – zu Papier gebracht wird.

Martin Scharfe war bis zuletzt, im 89. Lebensjahr, präsent: aktiv, in umfangreichen Briefwechseln interaktiv, interessiert, mitfühlend, engagiert, ja anstößig und provozierend, was ihm – selbstverständlich, möchte man sagen – auch Zurückweisungen von zur Publikation vorgesehenen Texten eingebracht hat. Integer, kollegial, fördernd und zugewandt, auf Augenhöhe mit seinen Schüler_innen und Kolleg_innen, wird er sehr fehlen. Sein Vermächtnis jedoch bleibt: das umfangreiche wissenschaftliche Werk ebenso wie die Lust zur Auseinandersetzung, Streitbarkeit als Kunst des Argumentierens⁴⁵, Neugier, Wachsamkeit, die wissenschaftliche Beharrlichkeit, bereits einmal Durchdachtes durch den Wechsel der Perspektive neu zu betrachten, und nicht zuletzt Offenheit und das hieraus erwachsende kritische Interesse an der Ambivalenz der Kultur.⁴⁶

URN: urn:nbn:at:at-vkw-231990 bzw.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-vkw-231990>

45 Als „Waagscheisserlesmethode“ bezeichnete er es, wenn „das Sowohl-als-auch und das Zwar-Aber als höchstes Gut“ die Grundfigur des Argumentierens darstelle. Vgl. Martin Scharfe: Von Tübingen nach Marburg (wie Anm. 10) S. 5.

46 Zuletzt erschienen bzw. in Vorbereitung: Martin Scharfe: Gottesbild-Attacken. Erzählungen von Versuchen, Bilder Gottes, Jesu Christi und der Heiligen Dreifaltigkeit mit Gewalt zu zerstören. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2025, S. 15–35. Martin Scharfe: Die Verteidigung des Absurden: Erdbeeren im Winter. In: Fabula, vol. 66, no. 1–2, 2025, S. 133–151. <https://doi.org/10.1515/fabula-2025-0009>. Martin Scharfe: Rückblick auf Joseph Kyselak (1798–1831). Ein Kommentar des Jahres 2025 zu einer Alpenwanderung im Jahr 1825 (= Bayerische Schriften zur Volkskunde, Band 13). München 2026.

Die Lamarr-Krippe – eine spezielle Heilige Familie in einer Bauruine

Im Februar 2026 wurde eine Krippe¹ in die Sammlungen des Volkskundemuseum Wien aufgenommen, die sowohl gesellschaftspolitische Relevanz hat, indem sie das Zeitgeschehen aufnimmt und kritisch beleuchtet, als auch handwerklich herausragend ist. Das Museum erhält mit dieser Krippe eine aktuelle Erweiterung seiner bedeutenden und umfangreichen Krippensammlung, die hilft, Perspektiven zu verschieben und gegenwärtige Fragestellungen anzulegen. Darüber hinaus ist der Vorgang der Akquise dieses Objekts ungewöhnlich und unmittelbar mit dem Thema dieser speziellen Krippe verknüpft.

Die beiden Krippenbauer*innen Leo-Constantin Scheichenost und Pia-Elisabeth Tomberger wollten mit dem Verkauf Geld für die Obdachloseneinrichtung Gruft der Caritas in Wien erzielen. Dazu wurde die Krippe von Dezember 2025 bis Februar 2026 im Schaufenster der Markenagentur HFA–Studio in der Wiener Burggasse ausgestellt und in Absprache mit der Caritas mit einer weihnachtlichen Botschaft geframt: Mit großen Klebebuchstaben wurde „Spenden statt spekulieren! Deine Spende für einen sicheren Zufluchtsort für obdachlose Menschen.“ oberhalb der Krippe und „Lamarr-Weihnachtskrippe“ mit QR-Code und einem deutlichen Hinweis auf Spendenmöglichkeiten für die Gruft und die Caritas unterhalb der Krippe angebracht. Daneben waren auf einem A3-Blatt nochmals ein Spendenaufruf und eine ausführliche Erläuterung der Krippe zu lesen. Zur Spendenaktion gehörten außerdem Presseaussendungen und Social-Media-Beiträge, die zu einem großen Medienecho führten. Auf diese Weise wurde auch der Direktor des Volkskundemuseum Wien Matthias Beitzl auf die Krippe aufmerksam.

Die Gesellschaftskritik, die einen Nerv der Zeit traf und die dafür sorgte, dass diese besondere Krippe mehr als jede andere als Aufhänger für eine Spendenaktion taugte, steckt in der Ausgestaltung des Krippenberges, kombiniert mit jener der Figuren. Der Krippenberg ist in Form eines modernen Rohbaus aus Beton und Ziegeln gestaltet, der – besonders deutlich mit der abgerundeten vorderen

1 Im Folgenden ist mit „Krippe“ immer eine „Weihnachtskrippe“ gemeint.



Abb. 1 Die Lamarr-Krippe warb in der Weihnachtszeit 2025/2026 in der Auslage des HFA-Studios für Spenden zu Gunsten der Caritas; Foto: Kathrin Pallesstrang © Volkskundemuseum Wien

Ecke – den Rohbau des Kaufhauses Lamarr in der Wiener Mariahilfer Straße nachahmt. Im Jahr 2017 hatte der Kika/Leiner-Eigentümer Steinhoff den Flagshipstore, der an dieser Stelle stand, an die Signa-Gruppe von Rene Benko verkauft.² 2021 begann der Abriss des Gebäudes und der Neubau eines vom Architekturbüro OMA (Office for Metropolitan Architecture)³ geplanten Komplexes mit Luxuskaufhaus nach Vorbild des Berliner KaDeWe einschließlich Hotel und Dachterrasse. Im Oktober 2022 wurde bekannt gegeben, dass das neue Kaufhaus nach der Schauspielerin und Erfinderin Hedy Lamarr (1914–2000) benannt werden sollte.⁴

Nach der Insolvenz der Signa-Gruppe im Herbst 2023 stoppten die Arbeiten und der Rohbau blieb „als stummer Zeuge der Signa-Pleite“⁵, als „Bauruine“⁶ oder „Mahü-Monster“⁷ über eineinhalb Jahre unverändert stehen, in unmittelbarer Nähe des Caritas-Betreuungszentrums Gruft. In der Presseaussendung von HFA–Studio wird „die Ruine an der Mariahilfer Straße als Symbol für Größenwahn, Macht und den Verlust an sozialem Bewusstsein“ bezeichnet.

- 2 Leiner-Flagshipstore in Wien an Benko verkauft. In: Salzburger Nachrichten, 5.1.2018, unter: [https://www.sn.at/wirtschaft/oesterreich/leiner-flagshipstore-in-wien-an-benko-verkauft-art-235984#:~:text=Der%20Bilanzskandal%20beim%20Kika/Leiner-Eigent%C3%BCmer%20Steinhoff%20hat%20bereits,Rene%20Benko%20verkauft,%20um%20zu%20Geld%20zu\(abgerufen am: 26.3.2026\).](https://www.sn.at/wirtschaft/oesterreich/leiner-flagshipstore-in-wien-an-benko-verkauft-art-235984#:~:text=Der%20Bilanzskandal%20beim%20Kika/Leiner-Eigent%C3%BCmer%20Steinhoff%20hat%20bereits,Rene%20Benko%20verkauft,%20um%20zu%20Geld%20zu(abgerufen am: 26.3.2026).)
- 3 Lamarr. In: OMA Office Work Search, o. J., unter: <https://www.oma.com/projects/lamarr> (abgerufen am: 26.3.2026).
- 4 Name für Signa-Kaufhaus fixiert: Wiener KaDeWe wird Lamarr heißen. In: Der Standard, 20.10.2022, unter: <https://www.derstandard.at/story/2000140152873/name-fuer-signa-kaufhaus-fixiert-wiener-kadewe-wird-lamarr-heissen> (abgerufen am: 26.3.2026).
- 5 Pia Rotter: Rohbau für Lamarr-Kaufhaus wird teilweise abgerissen. In: Mein Bezirk, 26.6.2025, https://www.meinbezirk.at/neubau/c-wirtschaft/rohbau-fuer-lamarr-kaufhaus-wird-teilweise-abgerissen_a7407686 (abgerufen am: 26.3.2026).
- 6 Katharina Kropshofer: René Benkos „Lamarr“ / Eine Bauruine als Symbol für Österreichs Klimapolitik. In: Falter.natur, 27.6.2025, <https://www.falter.at/natur/20250627/haeuschen-bauen> (abgerufen am 26.3.2026).
- 7 Mahü-Monster: Verhandlung für Lamarr-Rohbau startet im Jänner. In: oe24, 19.12.2025, unter: [https://www.oe24.at/oesterreich/chronik/wien/mahue-monster-verhandlung-fuer-lamarr-rohbau-startet-im-jaenner/661785976#:~:text=Die%20Bauverhandlung%20of%C3%BCr%20das%20neu%20konzipierte%20%22Lamarr%22-Geb%C3%A4ude,Gaal%20\(SP%C3%96\)%20am%20Freitag%20oder%20APA%20mit\(abgerufen am: 26.3.2026\).](https://www.oe24.at/oesterreich/chronik/wien/mahue-monster-verhandlung-fuer-lamarr-rohbau-startet-im-jaenner/661785976#:~:text=Die%20Bauverhandlung%20of%C3%BCr%20das%20neu%20konzipierte%20%22Lamarr%22-Geb%C3%A4ude,Gaal%20(SP%C3%96)%20am%20Freitag%20oder%20APA%20mit(abgerufen am: 26.3.2026).)

Der Gedanke, dass diese Bauruine als Vorlage für einen sogenannten Krippenberg dienen könnte, ergab sich in Zusammenhang damit, dass Scheichenost und Tomberger ab Dezember 2024 in Reminiszenz gemeinsamer Erlebnisse einen Krippenbalkurs beim Krippenverein Wien besuchten.⁸ Im Interview mit dem Volkskundemuseum Wien erzählte Scheichenost: „Die Idee, die Ruine des Lamarr als Krippe darzustellen, kristallisierte sich schnell heraus. Das Gebäude stand für uns symbolisch für die Verschwendung öffentlicher Gelder, politische Intransparenz und strukturelles Versagen.“⁹

Es handelte sich um die erste Krippe der beiden, deren Familien keine besonderen Krippentraditionen praktizieren. Der Krippenverein Wien unterstützte die Idee und den Bau, vor allem die Installation der Elektrik, im Wissen, „dass Krippen historisch nicht immer traditionell gestaltet waren“¹⁰. Die Errichtung des Krippenberges, also der Umgebung, in die die zentralen Szenen einer Weihnachtskrippe eingebettet sind – in diesem Fall die Darstellung der Bauruine –, war in etwa drei Tagen vollbracht. Er besteht aus Styrodur, Holz- und Metallelementen. Scheichenost betonte im Interview: „Entscheidend war [...], den unfertigen Charakter der Baustelle zu bewahren.“ Die detailreiche Ausgestaltung in diesem Sinne und die Erstellung der Figuren nahmen hingegen zwei Wochen ein: „Die Oberflächen wurden durch Schichtmalerei, Waschungen und Pigmente bearbeitet, um unterschiedliche Texturen zu erzeugen.“¹¹ So blieb der Eindruck einer Baustelle überzeugend erhalten. Über die Figuren erzählte der Krippenbauer:

„Was als spontane Idee begann, entwickelte sich zu einem umfangreichen Vorhaben. Die Detailarbeit – insbesondere an den Figuren – nahm immer mehr Raum ein. Ursprünglich planten wir, abstrakte Charaktere zu gestalten, die von realen Persönlichkeiten inspiriert waren. Die Umsetzung erwies sich jedoch als komplex: Jeder Kopf wurde in Handarbeit

8 Interview mit Leo-Constantin Scheichenost, geführt am 19.1.2026, 13–14 Uhr, von Kathrin Pallesstrang und Johanna Amlinger (beide Volkskundemuseum Wien).

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.



Abb. 2 Im ersten Stock der Krippe ist die „Heilige Familie“ untergebracht, die äußerlich an Rene Benko und seine Frau erinnert; Foto: Monika Maislinger
© Volkskundemuseum Wien



Abb. 3 Die Bauruine der Krippe, für die das Lamarr-Kaufhaus Vorbild war, steht für soziale Ungerechtigkeit, Geldverschwendung und Korruption;
Foto: Monika Maislinger © Volkskundemuseum Wien

modelliert, wobei wir verschiedene Versionen testeten, um den richtigen Stil zu finden.“¹²

Im Zentrum steht – wie bei jeder Weihnachtskrippe – das Jesuskind, untergebracht im ersten Stock des Gebäudes. Es ist hier die einzige Figur, die nicht selbst modelliert, sondern gekauft wurde. Es handelt sich um die in traditionellem Design gestaltete, industriell gefertigte Kunststofffigur eines mit einer Windel bedeckten Kleinkindes in einer Holzkrippe auf Stroh und ein Tuch gebettet. Matthias Beitzl sagt dazu in der Presseaussendung des Volkskundemuseums: „Aus den Ruinen des Schneeballkapitalismus heraus mahnt uns das Neugeborene zu Solidarität sowie zur Achtsamkeit gegenüber unseren gesellschaftlichen und demokratischen Werten.“¹³ Laut Weihnachtsgeschichte im Lukas-Evangelium des Neuen Testament der Bibel waren die schwangere Maria und ihr Ehemann Josef nach ihrer Ankunft aus Nazareth in Bethlehem auf der Suche nach einer Unterkunft, also – wenn auch nur zeitweilig – obdachlos. Leo-Constantin Scheichenost betonte im Interview, dass sich „die Diskrepanz zwischen öffentlicher Verschwendung und sozialer Not [...] ideal in der Krippe widerspiegelt“¹⁴.

Diesen Bedeutungsinhalt der biblischen Erzählung verlässt hingegen die Darstellungsweise der weiteren Figuren in der Lamarr-Krippe: Josef und Maria erinnern an Rene Benko selbst und an seine Ehefrau. Die Figur der Maria sitzt auf einem Stapel Geldkoffer, Josef hingegen auf einem Bett, das an ein Betonbett in einer Gefängniszelle¹⁵ gemahnt. Auf dem Boden liegen Geldscheine verstreut. Zwei der Heiligen Drei Könige sehen aus wie die beiden Altbundeskanzler

12 Ebd.

13 Spenden statt (An)kaufen: Lamarr-Weihnachtskrippe von HFA-Studio kommt ins Volkskundemuseum Wien, Presseaussendung Volkskundemuseum Wien, 17.12.2025 (Volkskundemuseum Wien, Archiv).

14 Siehe Anmerkung 8.

15 Rene Benko wurde am 23.1.2025 festgenommen, am 24.1.2025 wurde Untersuchungshaft über ihn verhängt. Am 15.10.2025 wurde er „wegen Schenkung von 300.000 Euro an Angehörige“ (Betrügerische Krida) im Zuge des Insolvenzverfahrens der Signa-Gruppe in erster Instanz verurteilt und am 10. Dezember 2025, „weil er wertvolle Uhren aus seinem Besitz dem Insolvenzverwalter verheimlicht und somit den Gläubigern entzogen hatte“. Beide Urteile sind nicht rechtskräftig. Wegen weiterer Delikte wird gegen ihn ermittelt. [Stichwort „René Benko“. In: Wikipedia, de.wikipedia.org/wiki/René_Benko (abgerufen am: 26.3.2026)].

Sebastian Kurz und Alfred Gusenbauer. Der dritte trägt als Kopfbedeckung eine Ghutra und erinnert als stereotype Darstellung eines ‚Ölscheichs‘ an einen Investor und nunmehrigen Gläubiger im Insolvenzverfahren Benkos, nämlich an den Staatsfonds der Vereinigten Arabischen Emirate Mubadala¹⁶. Im Erdgeschoß spielen zwei Kinder¹⁷, und eine Frau mit grauen Haaren¹⁸, die als Benkos Mutter gelesen werden kann, blickt in die Ferne, vielleicht in eine ungewisse Zukunft. Auch hier liegen Geldscheine verstreut, eine Ratte sitzt am Boden und beobachtet die Szene.

Der Lamarr-Rohbau des Krippenbergs ist mit gebastelten Baustellenscheinwerfern bestückt, die über verlegte Stromkabel tatsächlich mittels LEDs leuchten können. Baustellenzäune umgeben das Gebäude, auf die Plakate geklebt sind, von denen einige auf die Signa-Insolvenz und auf den Bauskandal Bezug nehmen. Beispielsweise ist ein Rendering des Lamarr-Kaufhauses mit „Lamarr“ betitelt, bei dem das „m“ durch ein „n“ sichtbar überschrieben wurde und somit „LaNarr“ zu lesen ist. Andere Plakate stellen der Hybris die Not von vielen Menschen und Tieren gegenüber, indem sie für das Kältetelefon der Caritas oder die Tierschutzorganisation „Tierherzen in Not“ werben – beides tatsächlich existierende karitative Einrichtungen.

In ihren kreativen Details bietet die Lamarr-Krippe komplexe und vielschichtige Bedeutungsinhalte, die weit über die Darstellung der biblischen Erzählung hinausgehen. Scheichenost betont im Interview, dass der Bau der Krippe keinesfalls als Provokation gedacht war. Aber „durch externe Reaktionen“ sei ihm bewusst geworden, „wie polarisierend das Projekt wirken kann [...] – doch genau diese Brüche zwischen Tradition, Kapitalismuskritik und Weihnachten machten die Krippe so wirkungsvoll“¹⁹.

16 Renate Graber: Mubadala gegen Signa: Schiedsspruch könnte weitreichende Folgen haben. In: Der Standard, 2.2.2026, <https://www.derstandard.at/story/3000000306724/mubadala-gegen-signa-schiedsspruch-koennte-weitreichende-folgen-haben> (abgerufen am: 26.3.2026).

17 Rene und Natalie Benko haben insgesamt drei gemeinsame Kinder (siehe Fußnote 13).

18 Rene Benko erklärte im Konkursverfahren, auf die finanzielle Unterstützung seiner Mutter angewiesen zu sein. Nachzulesen in: Bericht: Benko will nach Pleite auf Mutter angewiesen sein. In: News ORF.at, 23.3.2024, <https://orf.at/stories/3352433/> (abgerufen am: 26.3.2026).

19 Siehe Anmerkung 8.

Dabei steht die Lamarr-Krippe auch mit ihren gesellschafts-politischen Zusammenhängen in einer langen Tradition. Krippen waren und sind – so wie ‚Volkskultur‘ insgesamt – mit verschiedenen Bedeutungsebenen aufgeladen und dabei auch stets politisch bzw. ideologisch positioniert. Ihr Zweck war es von Anfang an, den christlichen Glauben durch das Vor-Augen-Führen von Glaubensinhalten zu propagieren. In der Gegenreformation dienten Kirchenkrippen der Durchsetzung der katholischen Konfession, von Jesuiten aus Italien mitgebracht, um sie in ihrem „Volkserziehungsprogramm“²⁰ einzusetzen. Eine politische Entscheidung brachte in der Habsburger Monarchie Krippen aus den Kirchen in Privathaushalte, nämlich das Verbot ihrer Aufstellung durch Kaiser Joseph II., wodurch sich neue Gestaltungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten ergaben.²¹ Wie sehr die Popularisierung im privaten Bereich von der Strömung des Historismus und vor allem von der Förderung durch die frühe Volkskunde abhing, die das Absatzmarketing von Vertriebsfirmen und Produktionsbetrieben beeinflusste, belegte 2011 Markus Walz durch die Analyse von Warenkatalogen, Marktarealen und Bilanzen²². Zu dieser Popularisierung und Wertschätzungssteigerung von Krippen als Sammelobjekt, Kunsthandwerksprodukt, Bastelprojekt und Ausdruck von – interkonfessioneller – christlicher Frömmigkeit sowie regionaler Identität trugen der Verein für Volkskunde und sein Museum in Wien maßgeblich bei, wie unter anderem in der Ausstellung *heimat:machen*²³, die von 16. Oktober 2017 bis 3. März 2018

- 20 Ingeborg Weber-Kellermann: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. München, Luzern 1987 (2), S. 132.
- 21 Franz Grieshofer: Weihnachtskrippen. Spiegelbilder vergangener Lebenswelten. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde 30. November 2008 bis 1. Februar 2009 (= Kataloge des Österreichischen Museum für Volkskunde, Bd. 90). Wien 2008.
- 22 Markus Walz: „Nicht zum Geld Verdienen, sondern zu Ehren des Christkindleins“? Absatzmarketing als Ursache der Krippenverbreitung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 114, Heft 4, 2011, S. 445–475.
- 23 Informationen dazu unter anderem in: Vorschau. In: Nachrichten, Volkskundemuseum Wien, H 9+10/51, 2016, S. 158, digital erhältlich unter: <https://sammlung.volkskundemuseum.at/vkmwnachrichten/periodical/zoom/110024?query=Krippe%20Puchberger>; Ausstellungsankündigung. In: Nachrichten, Volkskundemuseum Wien, Nr. 5/52,

im Volkskundemuseum Wien zu sehen war, von den Kuratorinnen Magdalena Puchberger und Birgit Johler gezeigt wurde.

Bereits ein Jahr nach Gründung des Vereins für Volkskunde wurde neben der großen Papierkrippe aus der Kirche des Tiroler Orts Sistrans²⁴ die bis heute ob ihrer Größe, ihres Alters und ihres Detailreichtums eindrucksvolle²⁵ Jaufenthaler Krippe aus Vill, ebenfalls in Tirol gelegen, erworben. Der spätere Direktor des Museums Leopold Schmidt unterstellt dem damaligen Direktor Michael Haberlandt jene Krippe vor allem wegen ihres Schauwertes erworben zu haben, da sie das traditionell volkskundliche Kanonthema „Volksfrömmigkeit“ eindrucksvoller zum Ausdruck bringen könne als zum Beispiel die in der alltäglichen Glaubenspraxis wichtigeren, aber unscheinbareren Andachtsbildchen: „Die riesige Kirchen- Wechselkrippe mit ihren neunhundert Einzelobjekten mußte in Wien eine Sensation werden. Sie wurde auch eine solche, jahrzehntelang blieb sie eines der beim Publikum beliebtesten Schauobjekte des Museums.“²⁶ In Zusammenhang mit der Erwerbung dieser Krippe rief Haberlandt 1896 die Vereinsmitglieder dazu auf, der Redaktion der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ (heute Österreichische Zeitschrift für Volkskunde) „[...] über die Existenz solcher volksthümlicher Krippen – ganz kleine Privatkrippen aus Papier oder Pappe selbstredend ausgenommen – freundlichst Auskunft geben zu wollen. Namentlich ältere Krippen mit holzgeschnitzten Figuren in alterthümlichen Trachten, ferner Krippen mit beweglichen Figuren [...]“²⁷. Ob dieser Aufruf fruchtete, ist heute nicht mehr bekannt. Jedenfalls nahm der

2017, S. 88, digital erhältlich unter: <https://sammlung.volkskundemuseum.at/vkmwnachrichten/periodical/zoom/111579?query=Krippe%20Puchberger>.

24 Inv.-Nr.n: ÖMV/7937-8052.

25 Von Herbst 2017 bis Frühling 2018 wurden rund 100 Objekte aus der Krippe gestohlen; dennoch bleibt sie ein wertvolles Beispiel einer barocken Gewandkrippe – Inv.-Nr. ÖMV/9121-10018; siehe Kathrin Pallestrang: Schwerer Diebstahl aus der Jaufenthaler Krippe und weiterer Objekte. In: Nachrichten, Volkskundemuseum Wien, Nr. 54, 2019, S. 8–9.

26 Leopold Schmidt: Das österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien 1960, S. 37.

27 Krippen. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 2, 1896, S. 381.

Verein in den kommenden Jahren viele Krippen, Krippenszenen und -figuren in die Sammlungen auf, darunter inzwischen international namentlich bekannte wie die beiden Landschaftskrippen Kieninger²⁸ und Inzinger Krippe²⁹ und Teile des mechanischen Steyrer Krippenspiels³⁰, des Vorläufers des heutigen Steyrer Kripperl, das vom Steyrer Heimatpflegeverein ‚bewahrt‘ und seit 1923 im Innerberger Stadel betrieben wird³¹.

Dass sich die ursprünglich politisch diverse Heimatbewegung im Fahrwasser der Volkskunde auch um die Erhaltung und Verbreitung von Krippen in öffentlichen Gebäuden und in Privathaushalten bemühte, ist wenig überraschend, zumal ein Schwerpunkt auf den Schutz der „Volkskultur“ neben „Ortsbild- und Landschaftspflege, Denkmal- und Naturschutz“ gesetzt wurde³². Der Verein für Volkskunde mit seinem Museum engagierte sich nicht nur über seine Sammlungen, Publikationen und Veranstaltungen in dieser Richtung, sondern förderte auch organisatorisch und personell die Österreichische Heimat-Gesellschaft, die ab 1934 am Museum ansässig war³³. Jene hatte bereits davor die Museumsräumlichkeiten für Veranstaltungen genutzt. Beispielsweise wurde im Rahmen einer der zahlreichen Krippenausstellungen des Museums im Jahr 1931 das „St. Pöltener Krippenspiel“ von der Heimat-Gesellschaft im Museum aufgeführt, womit „der Wiener Bevölkerung [...] im Sinne des Heimatgedankens gewiß willkommene Anregung und Erbauung“³⁴

28 Inv.-Nr. ÖMV/11529/a, erworben 1899.

29 Inv.-Nr. ÖMV/61858, erworben zwischen 1906 und 1910.

30 Inv.-Nr.n ÖMV/20521-20624, erworben 1908 und 1919.

31 Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 65). Wien 1995, S. 120.

32 Herbert Nikitsch: Heimatschutz in Österreich. In: Schönes Österreich. Heimatschutz zwischen Ästhetik und Ideologie (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 65). Wien 1995, S. 19–29, hier: S. 23.

33 Magdalena Puchberger: Urbane Heimatkultur als ideologische und soziale Schnittstelle in der Ersten österreichischen Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 115, 2012, Heft 3+4, S. 293–323.

34 Tätigkeitsbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1931. In: Wiener Zeitschrift für Volkskunde (vormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde), Jg. 37, 1932, S. 26.

geboten werden sollte. Die Aufführungen (immer mehrere an unterschiedlichen Tagen) wurden in den Jahren darauf wiederholt und zu einem weihnachtlichen Fixpunkt im Museum bis 1938. Bei einer Aufführung wurden vor einer Kulisse in Art eines Papier- oder Kasperltheaters Szenen aus der biblischen Heilsgeschichte und „Szenen aus dem Volksleben“ anhand bekleideter, über Schnüre beweglicher Holzfiguren³⁵, die 1908 in die Sammlungen des Vereins vor Volkskunde eingegangen waren, dargestellt³⁶.

Mit der Stärkung der quellenbasierten Forschung, der Entflechtung von volkskundlicher Wissenschaft und Anwendung und letztendlich der Neuausrichtung des Faches als empirischer Kulturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg ließ das Interesse an Krippen nicht nach. Sie blieben weiterhin Thema im Rahmen der Volksfrömmigkeits- und der Volkskunsthforschung. Im Jahr 1960 wurde zum Beispiel die sogenannte Rinnerkrippe³⁷, eine Kastenkrippe mit Wechselszenen, ins Volkskundemuseum Wien aufgenommen, deren Figuren vermutlich von einem der beiden Johann Giner im 18. Jahrhundert geschnitzt worden waren. Im selben Jahr folgte die Kern-Krippe³⁸ aus Ebensee und 1979 die Enichlmayr-Krippe³⁹ aus Traunkirchen im Salzkammergut.

Derzeit sind rund 2.000 Objekte mit dem Schlagwort „Weihnachtskrippe“ in der Sammlungsdatenbank des Museums eingegeben. Es handelt sich um so unterschiedliche Stücke wie komplette Landschafts- und Kastenkrippen sowie mechanische Krippen einerseits und einzelne Szenen (Verkündigung, Geburt, Flucht nach Ägypten etc.) und nicht zusammengehörige Figuren und Requisiten andererseits neben bildlichen Darstellungen von Krippen-Themen auf Grafiken oder Fotos. Auch alle ‚typischen‘ Krippenmaterialien sind in der Sammlung abgedeckt – Holz, Gips, Papier, Tragant, Wachs, Keramik, Maisstroh etc. – sowie verschiedene Herstellungszeiten und unterschiedliche ästhetische Qualitäten. Der Schwerpunkt liegt

35 Inv.-Nr.n ÖMV/20521-20623.

36 Fotos von Aufführungen finden sich in der Fotosammlung des Volkskundemuseum Wien: Inv.-Nr.n pos/9292-pos/9296.

37 Inv.-Nr. ÖMV/53670.

38 Inv.-Nr.n ÖMV/53742-54089.

39 Inv.-Nr. ÖMV/67300.

auf dem österreichischen Alpengebiet, daneben gibt es einige beeindruckende Stücke aus Tschechien wie zwei Kastenkrippen aus dem Riesengebirge⁴⁰ und drei Szopkas⁴¹ aus Südpolen.

Diese große Krippensammlung ist nun um ein weiteres Stück reicher. Am 19. Dezember 2025 wurde Leo-Constantin Scheichenost ein Scheck in Höhe von 3.330 Euro zur Spende an die Gruft übergeben. Der Betrag setzte sich aus dem vom Kurator*innenteam vorgeschlagenen Ankaufsangebot von 3.000 Euro und dem Erlös einer privaten Spendensammelaktion während der betrieblichen Weihnachtsfeier des Museums zusammen. Die Scheckübergabe wurde wieder von zahlreichen Berichten in traditionellen und neuen Medien begleitet, die – so ist zu hoffen – zu noch mehr Spenden für die Caritas führten. In der Presseaussendung zur Scheckübergabe wird Scheichenost wie folgt zitiert: „Dass die Krippe nun im Museum landet, ist etwas ganz Besonderes. Hoffentlich trägt sie dazu bei, dass man sich auch künftig daran erinnert, mit welcher Gier und welchem Größenwahn rund um Benko dieses Desaster entstanden ist.“⁴² Die Lamarr-Krippe trägt nun die Inventarnummer ÖMV/90488. Ihre Geschichte und ihr Bedeutungszusammenhang sind in der Museumsdatenbank digital sowie im Archiv analog dauerhaft verwahrt. Sie selbst kann – wie alle Objekte des Volkskundemuseum Wien – als Forschungsobjekt und Exponat für hauseigene und externe Ausstellungen genutzt werden.

KATHRIN PALLESTRANG

URN: urn:nbn:at:at-vkw-232008 bzw.

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-vkw-232008>

40 Inv.-Nr. ÖMV/68412, erworben 1981; Inv.-Nr. ÖMV/73380 aufgrund des Verwendungsortes „Simmeringer Krippe“ genannt, erworben 1986.

41 Inv.-Nr. ÖMV/53211, erworben 1960; Inv.-Nr. ÖMV/65396, erworben 1969; Inv.-Nr. ÖMV/82339, erworben 2004 im Zuge der Ausstellung „15+10 European Identities“.

42 Siehe Anmerkung 13.

Berichte und Besprechungen



Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2025

Das Jahr 2025 stand für das Volkskundemuseum Wien weiterhin im Zeichen des Umbaus. Während im Gartenpalais Schönborn die Sanierung begann, arbeiteten wir im Ausweichquartier am Otto-Wagner-Areal an der Zukunft des Hauses – organisatorisch, konzeptionell, digital und inhaltlich.

Im Jänner starteten die Bauarbeiten im Gartenpalais Schönborn. Mit der Baubewilligung im April und der Aufstellung des Krans im Juli nahm die Sanierung sichtbar Fahrt auf. Seither prägten Rückbauarbeiten, neue Durchgänge und der Einbau technischer Infrastruktur das historische Gebäude. Schritt für Schritt entstehen offene, zusammenhängende Räume, die dem Leitprinzip des neuen Museums folgen: minimal intern, maximal öffentlich.

Parallel dazu bereiteten wir unsere Sammlungen auf die Zukunft vor. Weil das Depot im Hafen Freudenau den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht, starteten wir die Suche nach einer langfristigen Lösung. Das Sammlungsteam verbessert laufend die Erschließung, Lagerstruktur und Auffindbarkeit der Bestände. So schaffen wir die Voraussetzungen für eine künftige Übersiedlung und gewährleisten, dass die Objekte bis dahin zugänglich bleiben.

Weniger sichtbar als die Baustelle, aber ebenso prägend, war die Arbeit an der Neukonzeption. Das kuratorische Team entwickelte den ersten Drei-Jahres-Themenschwerpunkt, mit dem das Museum im Herbst 2027 wiedereröffnen wird. Darauf bauen die Eröffnungsausstellungen ebenso auf wie neue Veranstaltungsformate und partizipative Arbeitsweisen mit externen Gruppen. Gleichzeitig überarbeitete das Team das Sammlungskonzept, entwickelte digitale Formate weiter und bereitete den Einsatz KI-gestützter Werkzeuge insbesondere für die Sammlungsarbeit vor. Zahlreiche Workshops und Arbeitsklausuren begleiteten diesen Prozess.

Auch im Inneren des Hauses ging der Umbau weiter. Neue Kolleg:innen verstärken unser Team, Aufgabenbereiche wurden neu zugeschnitten und mit der Neubesetzung des Museumsbeirats kamen zusätzliche Perspektiven für die weitere Entwicklung des Hauses hinzu. Gleichzeitig bereiteten wir die Zertifizierung mit dem

Österreichischen Umweltzeichen vor und verankerten ökologische Nachhaltigkeit stärker im Arbeitsalltag.

Die öffentliche Arbeit des Museums fand während der sanierungsbedingten Schließung des Museumsgebäudes in der Laudongasse im Ausweichquartier am Otto-Wagner-Areal und an ausgewählten Orten in Wien statt. Es entstanden Programme, Kooperationen und neue Formen der Zusammenarbeit mit benachbarten Institutionen und Initiativen. Der Programmschwerpunkt *Through the Dark. Über Leben in autoritären Zeiten* fragte danach, wie Menschen und Gesellschaften auf autoritäre Entwicklungen reagieren können, ohne in Ohnmacht oder Resignation zu verfallen. Mit Mikrofestivals, Gesprächen, künstlerischen Interventionen und Workshops wurden Möglichkeiten gemeinsamen Handelns und Austauschs erprobt.

Das Pilotprojekt *Hof der Kulturen* entwickelte sein Vorhaben weiter, ein offener Ort zu sein, kulturelle Teilhabe neu zu denken und Strukturen zu hinterfragen. Workshops, Community-Dialoge und Veranstaltungen brachten Akteur:innen aus Handwerk, Kunst, Wissenschaft und Zivilgesellschaft zusammen. 2025 wurden erstmals Werkstattstipendien vergeben: Vier vom HDK-Board ausgewählte Handwerker:innen und Kulturschaffende erhielten einen Atelierplatz im Pavillon 1 am Otto-Wagner-Areal. Im Oktober präsentierten sie ihre Arbeiten und Arbeitsweisen in einer gemeinsamen Ausstellung in den SOHO-Studios Ottakring.

Die Arbeit an den Sammlungen blieb auch während der Schließzeit ein zentrales Aufgabenfeld. Mit der Online Sammlung Plus sind Sammlungen, Archivbestände, Bibliothek und Eigenverlage erstmals über eine gemeinsame Plattform zugänglich und ortsunabhängig abruf- und durchsuchbar. Gleichzeitig führten wir Digitalisierungsprojekte fort, erschlossen weitere Bestände und entwickelten digitale Werkzeuge für Recherche und Sammlungsarbeit kontinuierlich weiter.

Fragen nach Erinnerung, Geschichte und öffentlicher Verantwortung prägten mehrere Forschungsprojekte des Jahres. Das Forschungs- und Erinnerungsprojekt *massiv unsichtbar* arbeitete die Geschichte des Luftschutzbunkers im Schönbornpark und ihre jahrzehntelange Verdrängung auf. Mit der One-Object-Show *Liberation, Objects!* beteiligte sich das Museum am österreichweiten Kooperationsprojekt des Mauthausen-Memorials zum 80. Jahrestag der

Befreiung der Konzentrationslager Mauthausen und Gusen. Im Pavillon 1 präsentierten wir ein Objekt aus unserer Sammlung und ergänzten es um Recherchen zu den Verbindungen des Museums mit dem KZ Mauthausen sowie zu institutionellen und persönlichen Verstrickungen während der NS-Zeit. Mit *Turning Points. Museums for a Democratic Future* startete ein gemeinsames Interreg-Projekt mit dem Museum der Stadt Bratislava. Bis 2028 untersucht das Projekt die Rolle von Museen in Zeiten gesellschaftlicher Veränderungen und demokratischer Herausforderungen.

Ein besonderes Sammlungsobjekt des vergangenen Jahres ist die Lamarr-Weihnachtskrippe von HFA–Studio. Sie entstand als Nachbildung der unvollendeten Baustelle des ehemaligen Immobilienprojekts auf der Mariahilfer Straße und sammelte Spenden für die Gruft der Caritas. Mit ihrer Aufnahme in die Sammlung verbinden wir zeitgenössische Gesellschaftskritik mit aktuellem Kunsthandwerk und setzen einen weiteren Akzent für die zukünftige Ausrichtung unserer Sammlungsarbeit.

MATTHIAS BEITL

Verein/Österreichisches Museum für Volkskunde 2025 Übersicht

BESUCHER:INNEN WÄHREND DER SCHLIESSZEIT

Gesamt: 6.413

Through the Dark + Hof der Kulturen: 2.477

Sommerfest: ca. 500

Vermittlung: 3.436 (75 Vermittlungsangebote)

ONLINE-BESUCHER:INNEN

Homepage: 78.800 Aufrufe (exkl. Cookies)

Online-Ausstellungen:

- 151 Nutzer:innen (Zwentendorf)
- 515 Nutzer:innen (Wir Protestieren!)
- 137 Nutzer:innen (Musojam)
- 68 Nutzer:innen (Virtuelle Rundgänge)

ONLINE SAMMLUNG PLUS

137.640 Nutzer:innen

Durchschnittliche Verweildauer: 35 Min.

Anzahl an Besuchen nach Bereichen:

- Archiv: 1.474 (durchschnittliche Verweildauer: 53 Min.)
- Bibliothek/Eigenverlage: 97.161 (durchschnittliche Verweildauer: 37 Min.)
- Sammlungen: 99.231 (durchschnittliche Verweildauer: 38 Min.)

MITGLIEDER IM VEREIN FÜR VOLKSKUNDE

Neue Mitglieder: 9

Ausgetreten: 26

Verstorben: 4

Mitgliederzahl: 475

Beiträge/Preise

Verein für Volkskunde, Mitgliedsbeitrag

Normalpreis € 27,—

Studierende bis zum 27. Lebensjahr € 8,—

Förderndes Mitglied € 135,—

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Abonnement

ÖZV-Abos 188

Normalpreis € 38,—

Mitglieder im Verein für Volkskunde € 26,—

Finanzbericht

Der Verein für Volkskunde wird aufgrund der Überschreitung der Schwellenwerte lt. § 22 Abs. 1 VerG nunmehr als mittelgroßer Verein eingestuft (Einnahmen und Ausgaben pro Jahr > 1 Mio EUR). Damit erfolgt die Rechnungslegung nicht mehr als Einnahmen- und Ausgabenrechnung, sondern mittels Jahresabschluss inkl. Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung.

Der Jahresüberschuss 2025 beträgt 815,57 EUR.

Vereinsvorstand

PRÄSIDENT

Wolfgang Muchitsch, Direktor Landesmuseum Kärnten

VIZEPRÄSIDENT:INNEN

Alexia Gerhardus, Hemayat

Sandra Konstatzky, Gleichbehandlungsanwaltschaft

GENERALSEKRETÄR

Matthias Beitzl, Volkskundemuseum Wien

GENERALSEKRETÄR-STELLVERTRETERIN

Magdalena Puchberger, Volkskundemuseum Wien

KASSIER

Stefan Benesch, Rechtsanwalt, Wien

KASSIER-STELLVERTRETERIN

Lena Flatscher, Volkskundemuseum Wien

RECHNUNGSPRÜFER:INNEN

Bettina Denk, Steuerberatungskanzlei Umgeher

Günther Denk, Steuerberatungskanzlei Denk

WEITERE GREMIEN

Kuratorium

Museumsbeirat

Personal Österreichisches Museum für Volkskunde

ÜBERBLICK

- 40 Mitarbeiter:innen (22 Vollzeit, 18 Teilzeit)
- Davon 17 Vertragsbedienstete und 23 über den Verein
privatrechtlich Angestellte

FREIWILLIGE MITARBEIT

- Arbeitsgemeinschaft Schneeball: 28 Personen, 1.246,25 Stunden

- Ehrenamtliche Stunden (exkl. Schneeballstunden):
516,75 Stunden
- Volontär:innen: 3 Personen, 274 Stunden in der
Kulturvermittlung und Bibliothek
- Erasmus+-Schüler:innen von Austraining und
Peter-Tákacs-Projektorganisation: 6 Personen, 184 Stunden
- Berufspraktische Tage: 3 Personen, 114 Stunden

Programm

PROGRAMMSCHWERPUNKT

- Through the Dark. Über Leben in autoritären Zeiten*, Herbert Justnik
- 4 Mikrofestivals am OWA: *Disorganized Desire: Politische Gefühle für eine Welt jenseits der Depression organisieren* (10.5.2025), *Widerstand: Aktiv leben gegen autoritäre Regime* (24.5.2025), *Miteinander leben in autoritären Zeiten: Feiern und der Spaltung trotzen* (5.7.2025), *Flucht in die Zukunft: Ein Tagesrave zur Überschreitung der Gegenwart* (13.9.2025)
 - Deep Readings – Faschismus und Rechtsextremismus verstehen:
 - *Der Rechtsextremismusbericht – eine Lektüre mit Hintergrund*, Bernhard Weidinger (DÖW)
 - *partizan★ke art: recalling antifascist spirits*, joint performances and workshop by Nataša Mackuljak (WIENWOCHE) & Elena Messner (MUSMIG)
 - *Die extreme Rechte und ihr Verhältnis zur Stadt*, Christoph Laimer und Michael Klein (Dérive)
 - *Undrowned*, Djamila Grandits & Zuzana Ernst (D-Arts)
 - Deep Readings – Freund:innenschaft I-IV, Joel Souza Cabrera
 - *Caringresistance: Revolution und Befreiung der Freund:innenschaft*
 - *Mit/Gegen Identitäre Beziehungsweisen: Identitäre Bündnisse und unbedingte Solidarität*
 - *Queering Spaces: Erfreuliche und schwierige Aspekte der Verwirklichung antikapitalistischer Räume*
 - *Dem Totalitarismus zuwider: Das Andere Begehren, oder queer-anarchistische Beziehungsweisen*
 - 6 Gespräche am Institut für Europäische Ethnologie/Universität Wien (Institutskolloquium): *Leben in autoritären Zeiten. Kulturwissenschaftliche Analysen und kulturelle Interventionen*

Präsentationen im Rahmen von *Through the Dark*

- *Situation Room: Wir sammeln Erinnerungen an eine (andere) Zukunft*, Muhammet Ali Baş
- Fotoausstellung: *neighbors*, Florian Rainer
- Installation: *The Terrestrial Consciousness Research Station*, Stephanie Winter & SALON HYBRID
- *Library of Civil Disobedience*, Andreas Spiegl, Emma Dirnhofer und Negin Rezaie
- *MINUTE MUSEUM OF RESISTANCE: Über widerständige Dinge und propagandistische Zeugnisse*, Linda Erker und Ursula Schwarz (DÖW), Magdalena Puchberger und Johanna Zechner (VKM)
- *Epistemic Ruptures mit Königin der Macht: Wir. Das Volk – Banquet Républicain*, Myassa Kraitt und Ivana Pilić
- *W/ri/gh/ting Archives through Artistic Research*, Rafał Morusiewicz und Guilherme Maggessi
- *arise.space, @arise.space_*
- *Companion Species of Colonialism*, Jannik Franzen und Anette Hoffmann
- *LASST ALLE HOFFNUNG FAHREN! Mysterienspiele Ringelsdorf/Vienna*, Katharina Kummer
- *I was looking for something*, The ZoNE: Bronwyn Lace, Marcus Neustetter und Johannes Jaeger
- *Abschaffung der Zeit & Durchlöcherung des Status Quo*, Simon Nagy und Kilian Jörg

AUSSTELLUNGEN VKM OTTO WAGNER AREAL, PAVILLON 1

- *One Object Show* im Rahmen von *Liberation Objects! Mauthausen sichten, vernetzen, erzählen* von Mauthausen Memorial, Maria Raid und Magdalena Puchberger
- *Connected – Wo gehöre ich dazu?*, im Rahmen der AG Partizipation bei ORF Lange Nacht der Museen, gestaltet durch eine Schülerinnengruppe

HOSTED BY VKM IM OTTO WAGNER AREAL, PAVILLON 1

- *MUSMIG-Raum – Forderung nach einem Museum der Migration*, MUSMIG (Museum der Migration)

- *Das Kranke(n)haus. Wie Architektur heilen hilft*, OWA Revitalisierung GmbH
- *MEET OTTO. Eine Transformationsausstellung*, OWA Revitalisierung GmbH

LUFTSCHUTZBUNKER IM SCHÖNBORN PARK

- Dauerintervention und Projekt-Website *massiv unsichtbar. Erinnerungsprojekt zum Luftschutzbunker Schönbornpark*, Maria Raid und Magdalena Puchberger
- Mehrkanal-Klang-Installation, Florian KMET

PILOTPROJEKT HOF DER KULTUREN

- Vergabe von 4 Stipendien und Werkstattplätzen über 6 Monate
- Ausstellung *Dings happen* in den SOHO-Studios Ottakring, präsentiert wurden die Projekte der Stipendiat:innen in Dialog mit Objekten aus den Sammlungen des Volkskundemuseum Wien, Team: Helena Guschlbauer, Katrin Prankl, Fabian Ritzi, Deniz Wolfersberger
- 2 Open Days
- 12 Hands-on-Workshops (rund 100 Teilnehmende)
- 4 Community-Dialoge
- 9 Q-&A-Sessions
- Social-Media-Storytelling via @hofderkulturen

PARTIZIPATION

Im Jahr 2025 wurden im Rahmen von 14 Workshops der AG Partizipation rund 86 Personen erreicht. Die Teilnehmenden setzten sich aus Studierenden, Schüler:innen sowie Personen aus und rund um das Kollektiv MUSMIG (Museum der Migration) zusammen. Gemeinsam mit diesen Gruppen wurden zentrale Inhalte und Prozesse für das zukünftige Haus erarbeitet und reflektiert.

Ein besonderes Highlight der Zusammenarbeit mit der Schülerinnengruppe war die Ausstellung *Connected – Wo gehöre ich dazu?*, die im Rahmen der ORF Lange Nacht der Museen im Pavillon 1 präsentiert und von rund 121 Personen besucht wurde.

Projekte

- EU-Projekt *TREASURES Schätze aus Zentraleuropa. Kultur Natur Musik* im Förderprogramm INTERREG V-A Slowakei-Österreich. Bilaterales Ausstellungsprojekt, Oktober 2017 bis Dezember 2022, verlängert bis Dezember 2025. Projektleitung: Claudia Peschel-Wacha
- *Hof der Kulturen*, Pilotprojekt zu Handwerk und Kulturarbeit gefördert von der Stadt Wien als Kulturankerzentrum. März 2024 bis Jänner 2026. Projektteam: Helena Guschlbauer, Katrin Prankl, Fabian Ritzi (Projektleitung), Deniz Wolfersberger

Bestände & Forschung

FORSCHUNGSPROJEKTE

- *VKMW21 digital. Digitale Erschließung und interoperable Bereitstellung der Ding-, Text- und Bildwelt des neuen Volkskundemuseum Wien*, gefördert von BMKOES im Rahmen der Förderschiene „Kulturerbe digital“. April 2023 bis August 2024, verlängert bis Februar 2025. Projektleitung: Elisabeth Egger
- *after it got better ... Online Sammlung Plus – die Weiterentwicklung des digitalen Volkskundemuseum Wien*. Digitalisierungsprojekt gefördert durch das BMWKMS im Rahmen der Förderschiene „Kulturerbe digital“. Oktober 2024 bis April 2026. Projektleitung: Elisabeth Egger
- *massiv unsichtbar. Erinnerungs- und Forschungsprojekt zum Luftschutzbunker im Schönbornpark* mit Dauerintervention am Bunker sowie eigener Website ab Oktober 2025, gefördert von der Kulturkommission Josefstadt. Projektteam: Magdalena Puchberger, Maria Raid
- *Turning Points. Museums for a Democratic Future* gemeinsam mit dem Museum der Stadt Bratislava/Múzeum Mesta Bratislavy. EU-Interreg-Projekt SK – AT. Dezember 2025 bis Juli 2028. Projektleitung: Lubica Volanská, Vermittlung: Thomas Trabitsch

SAMMLUNGEN

Im Jahr 2025 wurde Phase 1 des BMWKMS-Digitalisierungsprojekts „Kulturerbe digital“ mit Metadaten und Digitalisaten zu rund

18.000 Objekten abgeschlossen, während Phase 2 gestartet wurde. Daran beteiligt waren vor allem die Mitarbeiterinnen der Fotosammlung, der Grafiksammlung sowie der Bekleidungssammlung. Durch die Transkription der 65 Inventarbücher der Fotosammlung konnte die Durchsuchbarkeit der Fotobestände deutlich verbessert werden.

Themen wie Notfallmanagement, IPM (Integrated Pest Management) sowie Arbeitsschutz und Sicherheit werden vorbereitet, um ideale Bedingungen in einem möglichen neuen Depot zu schaffen. Da das Depot im Hafen Freudenau nicht mehr den Standards entspricht, wird intensiv nach einer alternativen Lösung gesucht.

Mit der Pensionierung von Claudia Peschel-Wacha übernahmen Kathrin Pallestrang und Maria Raid die Keramik-, Stein- und Glassammlung, sodass nun alle Sammlungen – mit Ausnahme der Foto- und Grafiksammlung – in ihrer Verantwortung liegen.

Die für die wissenschaftliche Sammlungsbetreuung zuständigen Mitarbeiterinnen bearbeiteten über 100 wissenschaftliche Anfragen und Objektangebote.

Der Verein der Freunde der kunsthistorischen Museen (Museumsfreunde) ermöglichte die Restaurierung von neun Objekten: einen Regenumhang aus Lindenbast (ehem. „Grasmantel“), einen Zunftkrug der Töpfer sowie ein Tintengeschirr mit Uhrständer aus der Keramiksammlung, zwei Bestandspläne aus der Geschichte des Gartenpalais Schönborn, drei Glasplatten der Ethnografin Eugenie Goldstern sowie eine Daguerreotypie, die als ältestes Objekt der Fotosammlung gilt. Die Objekte wurden nach der Restaurierung digitalisiert und in der Online Sammlung Plus der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Sammlungsentwicklung

- Der Zuwachs betrug insgesamt 146 Inventarnummern (ÖMV/90.347 bis ÖMV/90.456; pos/68.474 bis pos/68.507; neg/15.177 bis neg/15.178). Bei den Erwerbungen 2025 handelt es sich um 108 Schenkungen, einen Ankauf und 37 Objekte aus dem Altbestand. Für den Ankauf wurde € 4,80 ausgegeben.
- Durch die Digitalisierungsinitiative im Rahmen der Entwicklung der neuen Online Sammlung Plus sowie des BMWKMS-Digitalisierungsprojekts „Kulturerbe digital“ entstanden tausende neue Digitalisate. Mit Stand 31. Dezember 2025 beinhaltet die Datenbank M-Box:

- 137.895 M-Box-Karteikarten (2024: 130.199, Zuwachs: 7.696)
- 81.169 Objekte (2024: 79.876, Zuwachs: 1.293)
- 12.660 Fotografien (Positive, Negative, Dias) (2024: 10.844, Zuwachs: 1.816)
- 43.892 Digitale Fotografien, Scans und 3D-Modelle (2024: 39.416, Zuwachs: 4.476), davon 109 3D-Modelle im Format OBJ

BIBLIOTHEK

- Gesamtdatenbestand: 67.225 Titeldatensätze (2024: 66.526)
- Schriftentausch: 175 Tauschpartner:innen weltweit

ARCHIV

Der Archivbetrieb im Zwischenquartier im Otto-Wagner-Areal war 2025 nur eingeschränkt möglich. Der Großteil der Archivalien (ca. 500 Kartons) befindet sich in einem Zwischenlager bei der Firma Reisswolf. Nur der Kernbestand des Vereins- und Museumsarchivs ist zugänglich. 2025 erfolgten keine Ordnungsarbeiten. 151 Archivalien sind in der M-Box erfasst (2024: 63, Zuwachs: 88).

ONLINE SAMMLUNG PLUS

Das seit April 2023 laufende und durch das BMKOES bzw. BMWKMS im Rahmen der Förderschiene „Kulturerbe digital“ geförderte Digitalisierungsprojekt *VKMW21 digital. Digitale Erschließung und interoperable Bereitstellung der Ding-, Text- und Bildwelt des neuen Volkskundemuseum Wien* konnte im Rahmen der gewährten Nachfrist mit 28. Februar 2025 abgeschlossen werden. Das integrierte Transkriptionstool, dessen technische Implementierung in diesem Projekt erfolgte, wurde im Oktober 2025 der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Zur Transkription angeboten sind derzeit Handschriften von Eugenie Goldstern sowie Siegelabdrucke aus der Bukowina.

Seit 1. Oktober 2024 und noch bis 30. April 2026 läuft das durch das BMWKMS im Rahmen der Förderschiene „Kulturerbe digital“ geförderte Digitalisierungsprojekt *after it got better ... Online Sammlung Plus – die Weiterentwicklung des digitalen Volkskundemuseum Wien*. Im Rahmen dieses Projekts werden einerseits die online angebotenen Sammlungs- und Archivbestände durch intensive Digitalisierung erweitert und andererseits erfolgt eine inhaltlich-kritische Auseinandersetzung mit den veröffentlichten Datensätzen. Diese

technische Weiterentwicklung der Online Sammlung Plus fokussiert auf den Bereich der kritischen Kontextualisierung von problematischen Begriffen in originalen Textstellen (z. B. Werktitel, Inhaltsverzeichnisse, OCR-Volltexte, Transkriptionen u. ä.). Dazu wird ein Texterkennungs-Tool entwickelt, das erlaubt, problematische Begriffe aus definierten semantischen Räumen zu indexieren, an der Stelle des Auftretens zu kennzeichnen und interaktiv mit kritischen Kommentaren aus einem hinterlegten, redaktionell gestalteten Glossar zu kontextualisieren.

Zur Digitalisierung ausgewählte Sammlungsbestände:

Insgesamt ist ein Zuwachs von 3.941 Metadatensätzen mit insgesamt 7.441 Digitalisaten geplant:

- Bierkrugdeckel aus Porzellan (971 Stück)
- Haarbilder (75 Stück)
- Stickmustervorlagen (183 Stück)
- Kinderbücher Eleonore Grant (30 Stück)
- Bauchranzen (50 Stück)
- Bestand Emilie Flöge (50 Stück)
- 3D-Modelle Entdeckungsreise (22 Stück)
- Teilnachlass Eugenie Goldstern (82 Stück)
- Fotografien Lichtermeer, Wien 23.01.1993 (113 Stück)
- Fotografien Samtene Revolution, Prag und Bratislava 1989 (162 Stück)
- Cartes de Visite und Cartes de Cabinet (1.226 Stück)
- Dias 1.001 bis 2.000 (977 Stück)

Projektteam: Johannes Aichinger, Elisabeth Egger, Livia Erdösi, Tamara Hauer, Greta Gutweniger, Ulrike Haidinger, Astrid Hammer, Monika Maislinger, Carina Neischl, Kathrin Pallestrang, Claudia Peschel-Wacha, Gioulboor Rabaeva, Maria Raid, Nora Witzmann, Barbara Varga, Katharina Zwerger-Peleska

Team Support (Ehrenamtliche): Monika Habersohn, Susanne Knieg, Sebastian Much, Werner Rupp

Auf der Startseite der Online Sammlung Plus wurden 2025 zehn Albenbeiträge sowie elf Blogbeiträge veröffentlicht. Im Bereich Bibliotheksbestand wurden acht Publikationen (exklusive der Titel aus den Beständen der oben angeführten geförderten Projekte) online

gestellt, im Bereich Publikationen Eigenverlage insgesamt sieben Titel (ein Ausstellungskatalog, vier Nachrichtenhefte, Heft 1/2025 der ÖZV sowie ein Band der Schriftenreihe Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde).

LEIHVERKEHR

2025 wurde aufgrund der Sanierung des Gartenpalais Schönborn der Leihverkehr weitgehend eingestellt.

- Hof der Kulturen, *Dings happen*: 4 Objekte
- Deutsches Historisches Museum, *Was ist Aufklärung?*: 1 Objekt

PROVENIENZFORSCHUNG UND RESTITUTION

Die laufende Sanierung des Gartenpalais Schönborn sowie die eingeschränkte Zugänglichkeit von Archiv, Sammlungen und Bibliothek führten 2025 zu einer Reduktion der Aktivitäten in diesem Arbeitsbereich. Die Priorisierung der Vorbereitungen für die geplante Neueröffnung im Jahr 2027 erforderte eine Fokussierung der Ressourcen auf diese zentralen Aufgaben.

Der seit Dezember 2024 bestehende Dialog mit den Erb:innen nach Wilhelm Hernfeld (gemäß Beiratsempfehlung vom 14. Juni 2019) resultierte 2025 noch in keiner Restitution. Eine abschließende Konsensfindung unter den Erb:innen bleibt abzuwarten.

Im Jahr 2025 wurden Anfragen der Kommission für Provenienzforschung bearbeitet und beantwortet. Beispielsweise erfolgte Unterstützung bei der Suche nach Knöpfen aus dem Eigentum von Arthur Rosthorn. In den Sammlungen und im Archiv konnten trotz systematischer Recherchen keine Hinweise gefunden werden. Auch zu einer Anfrage bezüglich Zwangsarbeit im Museum konnten im Archiv keine Dokumente oder Belege ermittelt werden.

Publikationen und Verlag

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

- Neue Serie Band LXXIX Gesamtserie Band 128 Heft 1 2025
- Neue Serie Band LXXIX Gesamtserie Band 128 Heft 2 2025

NACHRICHTEN. VOLKSKUNDEMUSEUM WIEN

- 60 1/2025 Jänner, Februar, März

- 60 2/2025 April, Mai, Juni
- 60 3/2025 Juli, August, September
- 60 4/2025 Oktober, November, Dezember

Publikationen von Mitarbeiter:innen

BEITRÄGE

- Astrid Hammer: Papierfischchen, Staub & Co. – Grundlagen der Präventiven Konservierung. In: Verbund Oö Museen (Hg.), Thomas Jerger, Klaus Landa (Red.): Berichtsband des 23. Oö Museumstages Enns 2025 „Mit Maß und Ziel – Sammlungen dokumentieren, pflegen und weiterentwickeln“. Leonding 2025, im Druck.
- Magdalena Puchberger, Maria Raid: Personenkarteikarte Österreichisches Museum für Volkskunde zu FINK, Josef, o. D. In: Ralf Lechner, Nathalie Soursos, Doris Warlitsch (Hg.): Liberation, Objects! 80 Jahre nach der Befreiung: 52 Exponate erzählen die Geschichte der Konzentrationslager Mauthausen, Gusen und der Außenlager. Wien 2025, S. 50–51.
- Kathrin Pallestrang, Maria Raid, Magdalena Puchberger (Hg.): Collected at Any Cost! Why Objects Came to the Museum through National Socialism and How We Deal with Them (= Kataloge des Österreichischen Museum für Volkskunde, 108). Wien 2025.
- Nora Witzmann: Weihnachtlicher Baumschmuck kulturgeschichtlich beleuchtet. In: Lilli Hollein, Kathrin Pokorny-Nagel (Hg.): Funkelnder Baumschmuck aus Gablonz 1920–1980 = Sparkling tree decorations from Gablonz 1920–1980, Köln 2025, S. 55–60.

Aktivitäten für Mitglieder im Verein für Volkskunde

- Exkursion Eisenstadt
- Exkursion Gloggnitz und Gut Gasteil
- Exkursion Langenlois
- Exkursion Pottendorf
- Exkursion Stadtmuseum Korneuburg
- Exkursion Bratislava

- Besuch der nationalen Gedenkstätte Gruppe 40
- Exkursion Brünn/Brno
- Führung Bezirksmuseum Josefstadt
- Führung Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch
- Führung Namensmauer Ostarrichipark und Landesgericht für Strafsachen Wien

Kooperationsprojekte der Kulturvermittlung (Auswahl)

- *Bridging the Arts* von Loulou Omer gemeinsam mit SOHO-Studios im Rahmen des ImPulsTanz – Vienna International Dance Festival, gefördert vom Bezirk Penzing
- Erzählcafé anlässlich des Tages des Ehrenamts mit WISO (Wiener Sozialdienste) und der Hauptbücherei
- Initiative und Koordinierung von Vernetzungstreffen verschiedener Akteur:innen am Otto-Wagner-Areal
- Lesung Thomas Sautner aus dessen Roman *Pavillon 44* mit Mosothek, WiG und der Bibliothek des Volkskundemuseum Wien
- Mentoring-Programm von und für Frauen* in der Kulturvermittlung *Academy of Unlearning* von kulturen in bewegung gemeinsam mit Mentee Mireille Ndo
- Projektwoche mit einer Schulklasse zum Thema *Wie sieht mein Museum aus?* in Zusammenarbeit mit der AG Partizipation und dem Hof der Kulturen am Otto-Wagner-Areal sowie mit Akteur:innen am Otto-Wagner-Areal (Ackerhelden, ASKÖ)
- RES Radio, Tour durch das Otto-Wagner-Areal
- Spezialführungen *Das Otto-Wagner-Areal mit Kirche am Steinhof* mit dem Wien Museum
- Teilnahme: Tag des Denkmals, Lange Nacht der Museen 2025, Tag der ACHTsamkeit, Kindersommerfest, Josefstädter Straßenfest, Nachbarschaftstag
- Volkskultur NÖ im Rahmen der Aktionstage KREMS MACHT GESCHICHTE

Kommunikation und Medien

NEWSLETTER

- 53 Aussendungen

- 4.656 Abonnent:innen
- Neues Versandprogramm ab 12/2025

SOCIAL MEDIA

- Facebook-Abonnent:innen: 7.109 (2024: 7.000)
- Instagram-Follower:innen @volkskundemuseumwien: 10.269 (2024: 7.903)
- Instagram-Follower:innen @textileclothingcoll.vkmvienna: 1.559 (2024: 1.372)
- LinkedIn-Follower: 378
- X (vormals twitter): Auflösung des Accounts (01/2025)

DRUCKSORTEN

- Flyer, Plakate, Banner für *Through the Dark*, Schwerpunktprogramm 2025
- Postkarte und Banner für *massiv unsichtbar*
- Postkarte, Plakate für *Hof der Kulturen*
- 4 Ausgaben der Nachrichten Volkskundemuseum Wien
- Die Produktion der Drucksorten erfolgt bereits teilweise nach den Richtlinien des *Österreichischen Umweltzeichens*

MEDIENPRODUKTION

- Diverse Kurzvideos und Filmdokumentation für Social Media von Wanda Iwaszkiewicz und in Eigenproduktion
- Baustellendokumentation Foto und Film

Nachhaltigkeit

Anfang 2025 haben wir den Prozess zur Erlangung des Österreichischen Umweltzeichens gestartet. Die Sanierung des Museumsgebäudes in der Laudongasse folgt dem Gebäudestandard „klimaaktiv Silber“ im Denkmalschutz, eine neue Luft-Wasser-Wärmepumpe ermöglicht den nachhaltigen Ausstieg aus Erdgas. Ziel ist, den Museumsbetrieb in der Laudongasse nach den Standards des Umweltzeichens umfassend nachhaltig zu gestalten.

Kooperationspartner:innen

iqmlein, Ackerhelden, Akademie der bildenden Künste Bratislava – VŠVU, Dept. Konservierung/Restaurierung, Akademie der bildenden Künste Wien – Kunstsammlungen, Archäobotanik, Institut für Botanik, Department für Integrative Biologie der Universität für Bodenkultur Wien, Bezirk Josefstadt, Bezirksmuseum Josefstadt, Brunnenpassage, Bundesdenkmalamt, Büchereien der Stadt Wien/Hauptbücherei am Gürtel, Co/rizom, commonroom, D-Arts, Die Vielen, *dérive* – Zeitschrift für Stadtforschung, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, E.S.E.L. KG – Kunst Kommunikation Gesellschaft, Fotografie, GAFA Wien, Gemeinschaftsgärten Josefstadt (GGJ), Hunger auf Kunst und Kultur, Kommission für Provenienzforschung, Kulturpool, MA 42 – Wiener Stadtgärten, Mauthausen Memorial, Modellwerkstatt Am Steinhof, Museumsbund Österreich, Museumsmanagement Niederösterreich, MUSMIG – Museum der Migration, Museum der Stadt Bratislava/Múzeum Mesta Bratislavy, Nachhaltiger Achtsamer Achter, ORF Lange Nacht der Museen, Österreichische Mediathek – Technisches Museum Wien, Photoinstitut Bonartes, Projektbüro für Diversität, Queer Museum Vienna, Science Center Netzwerk, SCHOOL OF POLITICAL HOPE, SOHO Ottakring, Tag des Denkmals, Universität Wien – Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien – Institut für Osteuropäische Geschichte, VCC – Vienna Club Commission, Verein der Freunde der kunsthistorischen Museen (Museumsfreunde), Verein Diversoviel, Verein wienXtra-Kinderaktivtage, Wien Museum, WIENWOCHE, WienZimmer Gartenstadt

Fördergeber:innen

Bundesministerium für Wohnen, Kunst, Kultur, Medien und Sport
 Stadt Wien Kultur
 Bundesdenkmalamt
 Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten
 Bezirksvorstehung Penzing
 Wir danken unserem Hauptsponsor Erste Bank.

BERICHT ZUM

**45. DGEKW-Kongress *Überraschung, Zufall, Kontingenz* –
Zum Unbestimmten in Gesellschaft und Wissenschaft,
 Christian-Albrechts-Universität Kiel, 1.–4. Oktober 2025**

Mit einem kräftigen „Moin Moin“ begrüßte der Vizepräsident der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, *Ralph Schneider*, alle Teilnehmer*innen zum 45. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft e.V. im „echten“ Norden. Unter dem Titel *Überraschung, Zufall, Kontingenz – Zum Unbestimmten in Gesellschaft und Wissenschaft* lud das viertägige Programm zu 38 Veranstaltungspunkten mit fünf Plenarvorträgen und einem Round Table, zehn Sektionen und sechs Panels sowie zehn Workshopangeboten zur intensiven Auseinandersetzung mit den Kongressthemen ein. Als Gruppe Masterstudierender des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien berichten wir im Folgenden von unseren Erfahrungen und Erkenntnissen als Kongress-Neulinge. Hierfür wollen wir Schlaglichter auf Themen und Beiträge, die uns in den vier Kongresstagen untergekommen sind, werfen. Dabei ist die Auswahl der thematisierten und ausgelassenen Vorträge keinesfalls als Qualitätshinweis zu verstehen, sondern ist Zeit- und Platzressourcen geschuldet. Im Rahmen dieses Berichts gehen wir der Frage nach, welche Formen des Zufalls, der Kontingenz und der Überraschung für uns am Kongress ersichtlich wurden, und werden im Anschluss versuchen, diese zu systematisieren.

Die erste unverhoffte Konfrontation mit der Überraschung fand bereits nach wenigen Grußworten von *Gertraud Koch* (Hamburg), der aktuellen Vorsitzenden der DGEKW, statt, als ein Feueralarm zu einer verfrühten Pause auf dem Vorplatz des Audimax zwang. Nach Entwarnung durch die Feuerwehr konnten die Eröffnungsreden schließlich fortgesetzt werden. Diesen Zufall am Schopfe gepackt, schlug Koch sogleich eine Brücke zu den multiplen Krisen der Gegenwart, die zunehmend Unbestimmtheit und Unsicherheit im Alltag verursachen. In der Willkommensrede seitens der Universität Kiel bot *Dirk Westerkamp*, Prodekan der Philosophischen Fakultät, einen Abriss des Unbestimmten in der Philosophie – von Hegel über Adorno bis hin zu Baudelaire.

Mit ihrem Eröffnungsvortrag sowie dem ersten Plenarvortrag mit dem Titel *Zufallsbegegnungen. Anmerkungen zu einer Empirischen Kulturwissenschaft des Unbestimmten* gelang es Sonja Windmüller (Kiel) hervorragend, darauf einzustimmen, was es bedeutet, sich kulturwissenschaftlich mit dem Zufall zu beschäftigen, und lotete dessen analytische Potenziale aus. Für ihre Befragungen des Zufallsbegriffs knüpfte sie unter anderem an Rolf Lindners Reflexionen zur Serendipität an, um zu verdeutlichen, dass der Zufall als solcher zuerst wahrgenommen werden muss, um seine Vorzüge in der wissenschaftlichen Praxis nutzbar machen zu können. Verschiedene Aspekte des Zufalls wurden anhand konkreter Beispiele gedanklich eröffnet und mit empirisch-kulturwissenschaftlichen Akzentuierungen der Relationalität, Temporalität, Reichweite und der ästhetischen Komponente illustriert. Ihrer Forderung, den Zufall als analytisches Konzept ernst zu nehmen, möchten wir hier, wie bereits angekündigt, nachgehen und die kategorialen Dimensionen des Zufälligen, Unbestimmten sowie Kontingenten darstellen.

Trotz des engmaschigen Zeitplans nutzten wir jede Gelegenheit, Kiel zu erkunden, welche wir als überaus einladende Stadt erlebten. Unterstützt von, wie uns gesagt wurde, überdurchschnittlich viel Sonne schafften wir es sogar kurz (und zufällig!) ans Meer.

Zufall als Inkonsistenz

Am Nachmittag des zweiten Kongresstages veranschaulichte Alexa Färber (Wien) in ihrem Plenarvortrag *Inkonsistenz, Unverbindlichkeit und Zufall. Ein Einblick in das semantische Feld der Unbestimmtheit* das dichte Beziehungsgeflecht dieser Begriffe. Laut Färber ist die Unbestimmtheit eine grundsätzliche Bedingung der Realität, da sie auf gesellschaftlicher Ebene die elementare Voraussetzung für Praktiken und soziale Prozesse darstellt. Zusätzlich thematisierte sie die Rolle von enttäuschten Erwartungen sowie nicht eingehaltenen Versprechen und dass diese Gefühle des Chaos und des Unbestimmten verursachen können.

Vorangegangen war am selben Tag das Panel *Gefährliche Unbestimmtheiten bannen*, in dem fünf Beiträge zeigten, wie Teile der Exekutive versuchen, Unbestimmtheit und Zufall antizipierbar und kontrollierbar zu machen. Dabei wurde deutlich, dass das eigentlich

Unvorhersehbare rationalisiert und in Präventionspraktiken überführt wird. Das Unvorhersehbare – etwa die Gefahren von Kriegsalasten, Kleinkriminalität und Gewalthandlungen im öffentlichen Raum – erscheint hier als Bedrohung und zur gleichen Zeit als strategische Ressource, die machtpolitische Logiken und daraus entstehende Praktiken legitimieren soll.

Zufall als Chance

Im Plenarvortrag *Aleatorisches Design: Der beabsichtigte Zufall im Designprozess* stellte Alexander Schwinghammer (St. Pölten) unter anderem spielerische Umgangsformen mit dem Zufall und das kreativ-schöpferische Potenzial des Willkürlichen vor. Schwinghammers praxistheoretisch informierter Blick auf Techniken und Methoden im Designprozess gab Einblick in Arbeitsfelder, die versuchen, das Zufällige in ihren Arbeitsweisen nutzbar zu machen.

Als verbindendes Moment rückte Victoria Hegner (Jena) am Freitag erneut den Zufall in den Fokus, nun jedoch weniger als gestalterisches Prinzip, sondern als situative Ressource im Umgang mit institutionellen Strukturen. So sprach sie in ihrem kämpferischen Vortrag *Das Gespür für die Gelegenheit – Zum Durchsetzungsprinzip von Gleichstellungsansprüchen in Berufungskommissionen* darüber, wie sich universitäre Gleichstellungsbeauftragte den Zufall (nicht) zu Nutze machen, und stellte dies anhand von von ihr angefertigten Felddtagebucheinträgen zu Kommissionssitzungen dar. Ihren Gedanken folgend sei der Zusammenhang zwischen strukturellen Formalien und deren Durchsetzung nicht kausal gegeben. Es käme ebenso auf ein Gespür für „gute Gelegenheiten“ seitens der Beauftragten an, um die Gleichstellungsansprüche schlussendlich geltend zu machen.

Auch in den Workshops konnte der Zufall als Chance (in forschungspraktischen Kontexten) erfahren werden. So luden beispielsweise Claudius Ströhle (Wien/Laxenburg) und Julian Genner (Basel) zu einer *kulturwissenschaftlichen Schreib-Jam-Session* ein, wo Zufälle und Überraschungen als Ausgangspunkt einer allzu oft außen vor gelassenen Forschungstätigkeit fungieren: dem Schreiben. Die Workshopteilnehmer*innen wurden aufgefordert, Kurztexte und Begrifflichkeiten, deren Ansatzpunkt eben nicht die wissenschaftliche Richtigkeit, sondern eine spielerische Impulsgebung war, anzufertigen.

Auch ein Workshop zum kreativen Potenzial von Audiosamples von *Sarah Thanner*, *Alastair Mackie* und *Anne Dippel* (alle Jena) lud die Teilnehmer*innen dazu ein, sich an experimentellen Strategien im Umgang mit Zufall und Kontingenz im ethnografischen Forschungsprozess zu versuchen.

Anne Dippel begegnete uns tatsächlich schon im Zug: *Nur auf einer Exkursion zum DGEKW-Kongress kann es passieren, dass dein Lehrveranstaltungsleiter nach sieben Stunden Zugfahrt ein kulturanthropologisches Kartenspiel (das den Namen „KULT“ trägt) aus der Tasche zieht und zufällig 15 Minuten später eine der Erstellerinnen zusteigt.*

Kontingenz als Leerstelle

Im Weiteren greifen wir Themenfelder auf, denen eine inhärente Kontingenz zugrunde liegt. Dabei handelt es sich um eine kulturwissenschaftliche Durchleuchtung von Prozessphänomenen, deren Ausgang grundsätzlich unabsehbar ist. Die Leerstelle, die sich auch dem geschulten analytischen Blick scheinbar entzieht, wird hier zum Ankerpunkt der Reflexion.

So beschäftigten sich die Vortragenden im Panel, das sich mit nichtdeterministischer Kultur- und Gesellschaftsanalyse in der gegenwärtigen *Conjuncture* und der Zufälligkeit des Rechtsrucks unter der Leitung von *Moritz Ege* (Zürich) beschäftigte, mit kontingenten Leerstellen auf gesellschaftlicher Ebene. Als Ausgangspunkt dienten hier nicht absehbare Gesellschaftsentwicklungen und die Vortragenden stellten die simple, aber analytisch weitreichende Frage: Musste es so kommen? So spürte etwa *Victoria Huszka* (Bonn) einer vielerorts diagnostizierten Leere auf dem Land nach. Diese, so Huszka, werde sowohl von rechten Akteur*innen als auch von kulturellen Diversitätsprojekten gefüllt. Der Ausgang jener Auseinandersetzung um Deutungshoheit bleibe dabei mittelfristig unklar. Dazu fragte Moritz Ege nach den Determinanten der medial transportierten These, Linke und Liberale würden durch Moralisierung des Politikdiskurses rechten Kräften den Boden ebnen. In diesem Sinne wurden konkret forschungspraktische Aspekte tangiert: Wie lässt sich das Unabsehbare greifen, theoretisieren und wie kann damit umgegangen werden? Über gesellschaftspolitische Unvorhersehbarkeiten hinaus befassten sich *Ruzana Liburkina* (Hamburg) und *Patrick Bieler* (München)

mit den unberechenbaren Auswirkungen der Zersetzung chemischer Stoffe und deren Folgen für die Umwelt. In ihrem Plenarvortrag widmeten sie sich den Wechselwirkungen zwischen chemischen Reaktionen und materiellen Beschaffenheiten. Unter dem Titel *Materielle Unvorhersehbarkeiten: Zu den Potenzialen substanzorientierter Ethnografie* plädierten sie diesbezüglich für eine Perspektiverweiterung im Feld der Materiellen Kultur, die die stoffliche Ebene verstärkt mit einbezieht.

Zufall als alltägliche Konstante

Aufgrund der Alltäglichkeit von Überraschungen, Zufällen und Kontingenzerfahrungen ist es leicht, diese in bereits bestehendem Material zu diagnostizieren. Eine solche Herangehensweise läuft jedoch Gefahr, die zentralen Kongressbegriffe als bloße Randerscheinungen zu behandeln. Das heißt, hier schreibt sich das Unabsehbare in die wissenschaftliche Praxis selbst ein. Die Chance auf alternative Lesarten bleibt dabei auch in der Schwebe.

So wurde nicht überall der Bezug zu den namensgebenden Kongressbegriffen schlüssig hergestellt. Beispielsweise präsentierten die Teilnehmer*innen der Sektion *Momente des Improvisierens* beeindruckend umfangreiches Feldmaterial, konnten dieses jedoch nur punktuell als augenscheinlich nachträgliche Gedanken an Überraschung, Zufall und Kontingenz rückbinden. Sowohl *Stefanie Mallon* (Göttingen) als auch *Gabriele Dafft* (Bonn) versuchten, wesentlich praxistheoretischer die alltäglichen Zufälle im Umgang mit Kleidung auf ihr analytisches Potenzial zu befragen. Improvisationsmomente im Kontext „vestimentärer Praktiken“ (Mallon) und im kreativen Zusammenstellen von Karnevalskostümen sowie deren Rolle in Interaktionssituationen (Dafft) hätten dabei von einer stärkeren begrifflichen Tiefe profitiert.

Darüber hinaus gab es auch Vorträge, die stark vom Zufall geprägte Alltagsphänomene inhaltlich eingängiger behandelten. So präsentierte *Moritz Altenried* (Berlin) in seinem Vortrag *Kontingenz-Arbeit: Aushandlungen von Unsicherheit im digitalen Arbeitsalltag* Einblicke in den Alltag solo-selbstständiger Migrant*innen im Dienstleistungssektor, insbesondere in Zustell- und Taxidiensten. Altenried führte dort den Begriff der Kontingenzarbeit (*Contingent Work*) ein,

der die Unsicherheit im Arbeitsalltag betonen soll. Dabei argumentierte er, dass Unbestimmtheit zu einem Strukturmerkmal durch niedrigschwellige und kurzfristige Arbeitsverträge sowie algorithmisierte Verwaltungsweisen von Aufträgen auf diversen digitalen Plattformen werden kann.

Kontingenzbewältigung als Alltagspraxis

In ihrem Beitrag *Ästhetiken der (Un-)Sicherheit im Alltag von Versicherungsnehmer*innen* warf Laura Brammsen (Kiel) den Blick auf die ästhetische Gestaltung von Versicherungsprodukten. Brammsen führte aus, dass diese Aufschluss über die Imaginationen von scheinbar zufälligen Katastrophen im Alltag gegenwärtiger Risikogesellschaften geben. Dies demonstrierte sie anhand der Analyse von „Katastrophenordnern“, einer Ansammlung unterschiedlicher Versicherungsdokumente, die sie als Ergebnis einer antizipierenden Praxis der alltäglichen Kontingenzbewältigung ansieht.

Auch *Demian-Noah Niehaus* und *Alexey Orlov* (beide Darmstadt) setzten sich mit Kontingenzerfahrungen aus einer alltäglichen Perspektive auseinander. Unter dem Titel *Der Einbruch von Kontingenz in depressiven Krisen vor dem Hintergrund der neoliberalen Gesellschaft* rückten sie jedoch wesentlich strukturelle Ungleichheiten in das Zentrum der Analyse. So diagnostizierten sie insbesondere bei einer „gesellschaftlichen Unterklasse“ eine gewisse Anfälligkeit für kontingenzbasierte Krisensituationen. Darauf aufbauend erstellten Niehaus und Orlov ein idealtypisches Bewältigungsschema, das zwischen Retraditionalisierung, kritischer Desillusionierung und dem Versuch der Selbstverwirklichung darauf abzielt, Kohärenz im Alltag wiederherzustellen. Dadurch leisteten die beiden einen zwar kontroversen – *Silke Meyer* (Innsbruck) kommentierte den Begriff *Unterklasse* kritisch –, jedoch im Allgemeinen produktiven Beitrag zur Rezentrierung ökonomischer Ungleichheitsverhältnisse in der Forschung.

Abschluss

Seinen Höhepunkt erreichte der Kongress am Freitagabend in der Kneipe Hansa 48. Das von den Kieler Studierenden gestaltete Programm – und auch die konsumierten Getränke – ermöglichte einen regen Austausch

zwischen den Standorten. Egal ob Wien oder Göttingen, Professorin oder Bachelorstudierender, beim gemeinsamen Bingo entschied allein die Zahlentrommel als Zufallsgenerator über unser Glück.

Vielleicht lag es an diesem ereignisreichen Abend, dass die Seminarräume am Samstagmorgen ein wenig ausgedünnt wirkten; zum abschließenden Plenarvortrag war das Audimax jedoch wieder gut gefüllt. Unter dem Titel *Unfreundliche „Überraschungen“ oder alte Bekannte? Die Kulturanthropologie im Rechtsruck* diskutierten und berichteten Jens Adam (Cottbus), Sophie Elpers (Amsterdam), Birgit Johler (Graz), Gertraud Koch (Hamburg), Lara Hansen (Hamburg) und Dženeta Hodžić (Frankfurt a. M.) in einem Round-Table-Format über die Gefahren und die bereits realen Auswirkungen des Rechtsrucks auf unser Fach. Erhellend waren hier vor allem die Einblicke in die bereits betroffenen Arbeits- und Forschungskontexte der musealen und universitären Bereiche. Die berufsalltägliche Realität ist geprägt durch Kürzungen bei Geldern und Stellen, aber auch durch die Instrumentalisierung von überwunden geglaubten Narrativen einer homogenen Volkskultur. Dies macht deutlich, wie stark rechte Kräfte Individuen sowie Institutionen und deren Möglichkeit einer antifaschistischen Positionierung bedrohen. Die anschließende Frage, wie wir nun als Disziplin mit Angriffen von rechts umgehen sollen, sorgte zwar für Diskussionspotenzial, löste sich jedoch genauso schnell wieder in Abstrakta auf. Schlussendlich ging es viel um Begriffsarbeit; das Formulieren einer tatsächlichen strategischen Gegenwehr rückte dabei in den Hintergrund.

Alles in allem blieb so einiges offen: Unsere Erwartungen, an diesen Tagen „bahnbrechende Erkenntnisse“ zu erarbeiten oder zumindest mitzubekommen, wurden enttäuscht. Es schien uns, als wären mehrere Fährten der Wahrnehmung von Zufall, Kontingenz und Überraschung eröffnet worden, die nun jedoch schwer zu synthetisieren sind. Vielleicht stellt der Kieler Kongress damit auch keine Ausnahme dar. Kulturwissenschaftler*innen sind es sowieso gewohnt, lose Enden auszuhalten. Insgesamt sind die Ziele eines solchen Kongresses wohl eher, fachliche Tendenzen zu erarbeiten, neue Gesichter im Fach kennenzulernen, alte wiederzutreffen und vielleicht auch bestehende Hierarchieverhältnisse performativ auszuhandeln, die wohl zur akademischen Sozialisation dazu gehören. Zu ernüchtert wollen wir dennoch nicht klingen, denn das vielfältige

und dichte Programm hat so manche Köpfe zum Rauchen gebracht und die intensive Auseinandersetzung mit Überraschung, Zufall und Kontingenz in Alltag und Gesellschaft hat auch die ein oder andere neue Idee angestoßen.

Zu guter Letzt möchten wir hier allen Personen danken, die den Kongress ermöglicht haben, insbesondere den Kieler Studierenden, die ihre kostbare Zeit fürs Vorbereiten, Um- und Aufräumen und Organisieren geopfert haben. Besonders der Kaugummi-Automat, der zur Begrüßung der Teilnehmer*innen nicht nur Zufälle und erste Gespräche provozierte, sondern auch Arbeiten von Studierenden Aufmerksamkeit verschaffte, sei besonders gelobt. Wir hoffen, uns genug Tipps für den nächsten DGEKW-Kongress 2027 eingeholt zu haben, welcher erfreulicherweise bei uns in Wien stattfinden wird.

DANA GALASSI, JAN-LUKAS HENN, SEBASTIAN KUNIG,
CORNELIA NIETH, MAJA PAUSE

BERICHT ZUM

36. Österreichischen Museumstag *KI und Digitalisierung im Museum – Wissen demokratisieren, Sammlungen aktivieren*, Waltherhaus Bozen, 8.–10. Oktober 2025

Der Österreichische Museumstag 2025 fand – bereits zum zweiten Mal – in Südtirol statt. Begründet wurde der Ort der Tagung mit der jahrelangen Kooperation zwischen dem Österreichischen Museumsbund und der Südtiroler Museumslandschaft. Organisiert von den Teams der Südtiroler Landesmuseen, von ICOM Österreich sowie dem Österreichischen Museumsbund wurde im Bozner Waltherhaus über das Tagungsthema *KI und Digitalisierung im Museum – Wissen demokratisieren, Sammlungen aktivieren* vorgetragen und diskutiert. Vorangegangen ist der Tagung die ICOM-CECA-Konferenz am 8. Oktober, an der die Autorin nicht teilgenommen hat, weshalb im Folgenden nur vom eigentlichen Museumstag berichtet wird. Dieser war durch zahlreiche Vorträge geprägt. Im Gegensatz zu früheren Museumstagen gab es keine abwechselnden Formate,

keine Breakout-Sessions. Alle Vorträge und Diskussionsrunden fanden im sogenannten Sparkassensaal im Waltherhaus statt; im unteren Foyer gab es die Möglichkeit, sich mit anderen Besucher:innen auszutauschen, im oberen Foyer konnten sich die Teilnehmer:innen mit Kooperationspartner:innen der Tagung vernetzen.

Im Kern kreisten alle Vorträge um die Frage, wie Museen KI und Digitalisierung verantwortungsvoll, sinnvoll und nachhaltig einsetzen können – ohne Kontext, kritische Reflexion und menschliche Vermittlung zu verlieren. Als zweites Thema wurde auch die Frage nach dem Museum als Arbeitsplatz verhandelt.

Als Highlight folgte der offiziellen Begrüßung eine KI-Live-Prompting-Session mit *Stephanie Meisl* (KI- und Medienkünstlerin) und *Christine Koblit* (Wien Museum). In dieser formulierten die beiden – unter Einbindung des Publikums – eine Anweisung an KI-Programme, um ein Bild von Kaiser Franz Joseph zu generieren.

In der ICOM-Keynote präsentierte *Klaus Speidel* (Kunsttheoretiker, Kritiker und Kurator, Wien) erstmals einen KI-Entscheidungsbaum für Institutionen. Das Tool biete Orientierung für Nutzungsstrategien und die Kommunikation zu KI – ein Bereich, der bisher kaum reguliert sei. Aufgrund der vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten und fehlender Regularien würde die Art der Nutzung von KI in den Institutionen sehr unterschiedlich ausfallen: Sie kann institutionell geregelt sein, abteilungs- oder aufgabenspezifisch, nach eigenem Ermessen oder sogar ganz ohne Regelungen. Auch die Kennzeichnung über KI-Nutzung sei derzeit nicht transparent reguliert, manchmal werde der Einsatz intern offengelegt, in manchen Fällen auch nach außen kommuniziert. Gelegentlich werde die KI-Benutzung jedoch gar nicht kommuniziert. Speidel spezifizierte in dem Entscheidungsbaum schließlich noch die Art der Offenlegung: Im Gegensatz zur unspezifischen Bekanntgabe wird bei der detaillierten Offenlegung kommuniziert, welche KI zu welchem Zweck benützt wurde sowie der Zeitpunkt der Nutzung. Die detaillierte Offenlegung der KI-Nutzung ähnelt somit dem wissenschaftlichen Zitieren.

Am Nachmittag gab es zunächst einen interessanten Vortrag zum Digitalen Humanismus von *Anita Eichinger* (Wienbibliothek im Rathaus, Wien) und eine anschließende Podiumsdiskussion zu KI-Strategie, Ethik und Leitlinien. Es folgte ein Vortrag von *Christa Stegen* (Museumsmanagement Niederösterreich) sowie eine

Podiumsdiskussion über Online-Plattformen als Chance für Regionalmuseen.

Die DArtHist-Keynote und letzte Rede des ersten Tages *Showpiece oder Corpus Delicti? Linked Data in musealen Sammlungen* hielt *Rebecca Kahn* (Forscherin im Bereich Kulturerbe). Sie thematisierte die zentralen konservatorischen und ethischen Herausforderungen der Digitalisierung von Kulturerbe: Museen und Sammlungen befinden sich dabei in einem Spannungsfeld zwischen dem Anspruch, ihre Bestände öffentlich zugänglich zu machen, und der Verantwortung, sensibel mit problematischen Objektdaten umzugehen. Als Beispiel diente Kahn der Umgang mit menschlichen Überresten, wie etwa Hautfragmenten oder Schädeln. Während für den Umgang mit menschlichen Überresten im musealen Kontext klare ICOM-Richtlinien existieren, kritisierte die Forscherin fehlende vergleichbare Richtlinien im digitalen Raum. Besonders im Zusammenhang mit Open Data und öffentlich zugänglichen Datenbanken seien die Bestimmungen oft unklar.

Kahn schlussfolgerte in ihrem sehr interessanten und tief gehenden Vortrag, dass nicht alles digitalisiert werden solle, nur weil es technisch möglich sei. KI sei selten eine Lösung, sondern bringe noch weitere Probleme mit sich. Besonders der Kontext sei für die Interpretation digitaler Objekte entscheidend und kuratorische, archivarische und bibliothekarische Expertise bleibe unverzichtbar. Außerdem plädierte sie für eine langsame Digitalisierung, ein Ansatz, der sich von der Massendigitalisierung entfernt und stärker auf Kontextualisierung setzt.

Als Abschluss des ersten Tagungstages wurde das Projekt *Liberation, Objects!* präsentiert und schließlich der Österreichische Museumspreis an das Nordico Stadtmuseum Linz verliehen.

Der zweite Tagungstag war durch die Präsentation vielfältiger Initiativen und Projekte sowie von zahlreichen Impulsvorträgen zu verschiedenen Themen geprägt, wodurch das eigentliche Tagungsthema etwas in den Hintergrund trat.

Um den Umfang dieses Tagungsberichts überschaubar zu halten, werden im Folgenden lediglich zwei bemerkenswerte Beiträge dieses Tages näher vorgestellt. Beide widmeten sich einem bislang wenig beachteten Thema: dem Attraktivitätsverlust des Museums als Arbeitsplatz. *Senka Gavranov* (Interreg-Projekt CultHeRit) griff in

ihrem Beitrag den in den vergangenen Jahren beobachteten Rückgang der Attraktivität von Museen als Arbeitgeber auf, verursacht durch niedrige Gehälter, unsichere Beschäftigung und fehlende Karriereperspektiven. Dies führe zu hoher Fluktuation und prekären Arbeitsverhältnissen und würde es Museen zunehmend erschweren, junge Fachkräfte nicht nur zu gewinnen, sondern sie auch langfristig an die Institutionen zu binden.

Zugleich kritisierte sie, dass kulturelle Arbeit oft unsichtbar bleibe und als bloße Leidenschaft abgewertet werde, während strukturelle Ungleichheiten fortbestehen. Zwar erscheine die Gesamtzahl von Frauen* und Männern* im Kulturbereich auf den ersten Blick ausgeglichen, dennoch lasse sich eine zunehmende Feminisierung der Belegschaft beobachten, die häufig mit sinkenden Gehältern einhergehe. Zusammenfassend plädierte Gavranov für mehr Sichtbarkeit, faire Bedingungen und offene, partizipative Diskussionen über Arbeit im Kulturbereich.

Dem Vortrag folgte eine Diskussionsrunde zum vorangegangenen Vortragsthema zwischen *Monika Holzer-Kernbichler* (Universalmuseum Joanneum, Österreichischer Verband der Kulturvermittler:innen im Museums- und Ausstellungswesen, Graz), *Beatrice Jaschke* (Co-Leiterin des /ecm-Studienprogramms für Ausstellungstheorie und -praxis an der Universität für angewandte Kunst, Wien), *Thomas Philipp* (KUPF OÖ, Interreg-Projekt CultHeRit, Linz), *Friedrun Schwanzer* (Kaufmännische Direktorin, Museum der Moderne Salzburg) und *Jenny Unterkofler* (Young Professional, MAK, Wien).

In der Diskussion wurde deutlich, dass Onboarding- und Offboarding-Prozesse im Museumsfeld zunehmend an Bedeutung gewinnen – insbesondere im Hinblick auf jüngere Fachkräfte. Diese würden häufig nicht mehr davon ausgehen, bis zur Pension in einem Betrieb zu bleiben – fragmentierte Karriereverläufe seien inzwischen Realität.

Über verschiedene Generationen hinweg würde sich zugleich ein gemeinsames Anliegen zeigen: der Wunsch nach sinnstiftender Arbeit und nach Wertschätzung. Neben diesen individuellen Erwartungen wurden auch strukturelle Maßnahmen als notwendig hervorgehoben, etwa bezahlte Praktika sowie praxisorientierte Ausbildungsformate, idealerweise mit öffentlicher Finanzierung. Als besonders wirkungsvoll wurden von den Diskussionsteilnehmenden Mentoring-Programme beschrieben. Regelmäßige Treffen zwischen Mentees und

Mentor:innen, Feedbackgespräche, persönlicher Austausch sowie gelegentlich gemeinsame Dienstreisen würden dazu beitragen, fachliche Entwicklung zu fördern und institutionelle Bindungen zu stärken. Ergänzend wurden Formate genannt, die Transparenz und Einblick in Arbeitsprozesse ermöglichen, etwa Job Rotations – mit einer Dauer von mindestens drei Wochen – oder Job Shadowing wurden als hilfreiche Instrumente für Berufseinsteiger:innen hervorgehoben, da sie Einblicke in andere Arbeitsbereiche eröffnen und das Verständnis für interne Abläufe sowie unterschiedliche Informationsbedarfe fördern würden.

Abschließend wurde nochmals die Wichtigkeit von Onboarding hervorgehoben, dieses sollte aber nicht isoliert betrachtet werden: Auch Offboarding sollte als Teil einer nachhaltigen Beziehungspflege verstanden werden. Mitarbeitende, die eine Institution verlassen, würden häufig Teil eines professionellen Netzwerks bleiben – und unter veränderten Rahmenbedingungen könnte auch eine spätere Rückkehr möglich werden.

Insgesamt boten die beiden Tage ein dichtes und spannendes Programm: In klassischen Vorträgen und lebhaften Podiumsdiskussionen gab es wertvollen Input für alle Beteiligten.

GRETA GUTWENIGER

BERICHT ZUR

**9. Jahrestagung des Arbeitskreises Materielle Kultur
und Konsum in der Vormoderne *Serielle Produktion und
standardisierte Produkte vor der industriellen Revolution*,
Erich-Auerbach-Institut, Köln, 7.–8. November 2025**

Die Tagung verhandelte Erzeugung, Funktion und Verwendungszusammenhänge von seriell hergestellten Produkten aus der Zeit vor der Industrialisierung. Die vorgestellten, durchwegs neuen Forschungsergebnisse sind auch auf Dinge anwendbar, die später in ähnlicher Weise hergestellt wurden, wie z. B. handgetöpferte Keramiken oder gedruckte Andachtsbilder – Stichworte: Standardisierung,

Handwerk, Verlagswesen, Manufakturen. Grundsätzlich stellte die Tagung eine scharfe Trennung von Vormoderne und Moderne in Frage und verdeutlichte, dass manches signifikante Merkmal der Moderne, wie Akkordarbeit zur Zeitoptimierung, bereits davor relevant war. Umgekehrt wurde wieder einmal klar, dass in der Gegenwart eingeübte Werturteile oder Analyseketegorien beim Blick auf die Vergangenheit unbrauchbar werden, z. B. die Bewertung von Papiermaché als billigem Material.

Schon in ihrem einleitenden Statement stellte *Sabine von Heusinger* (Historisches Institut der Universität zu Köln) fest, dass serielle Produktion sowohl bei billigen Gebrauchsgütern als auch bei hochpreisigen Kunstobjekten eingesetzt wurde. Unter anderem die Frage nach dem Grund dafür hatte sie dazu bewogen, mit ihrem Team dieses Symposium für den Arbeitskreis Materielle Kultur und Konsum in der Vormoderne zu organisieren. Tagungsort war das Kölner Erich-Auerbach-Institut. Zum Abschluss des ersten der beiden Vortragstage (7.11.2025) führte die Kuratorin *Manuela Beer* durch das Museum Schnütgen für mittelalterliche Kunst, wo sich anhand von ausgestellten Beispielen eine angeregte Diskussion zu den in der Tagung verhandelten Themen entspann. Anschließend gab es beim gemeinsamen Abendessen die Möglichkeit zur teilnehmenden Beobachtung in einem Kölner Brauhaus.

Den ersten Vortrag der Tagung hielt einer der vielen anwesenden Mittelalter- und Neuzeitarchäolog:innen, *Ralph Röber* (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz), der Erkenntnisse aus seiner aktuellen Publikation¹ über die Konstanzer Hafnerwerkstätten des 13. bis 17. Jahrhunderts vorstellte. Im 13. Jahrhundert wurde die neuentwickelte, schnelle Töpferscheibe mit Radantrieb eingeführt, die die Produktivität steigerte, aber die Qualität der Ware nicht verbesserte, wohl aber einen größeren ästhetischen Variantenreichtum in Form und Dekor evozierte. Bis ins 17. Jahrhundert folgten mehrere Phasen der produktiven und innovativen Blütezeiten, die jedoch, seiner Interpretation nach, nicht immer deckungsgleich waren, sondern von anderen Bedingungen – wie Kriegen oder dem Verlust des Reichsstadtstatus – abhingen.

1 Ralph Röber: Häffelin, Schmalzbeckhen und Khindts Krüglin. Konstanzer Hafner und ihre Produkte in Mittelalter und Neuzeit. Friedberg 2025.

Beim Thema Keramik blieb *Zuzanna Sarnecka* (Institut für Kunstgeschichte, Universität Bern) in ihrem englischsprachigen Beitrag, der sich mit der Einführung der Zinnglasur als neuer Technik in Mähren und Kleinpolen des 16. Jahrhunderts beschäftigte. Sie definierte serielle Produktion als praktikable Lösung für das Problem, ein immer gleiches, genau vorgegebenes Produkt herzustellen, was ohne Maschinen, insbesondere für Keramik, eine große Herausforderung darstellt. Die vielen gescheiterten Versuche auf dem Weg zur Majolika-Produktion sind Thema ihres aktuellen Forschungsprojekts. Ihr Vortrag fokussierte auf zwei Produzenten, die beide aus Italien nach Krakau kamen und dort aufgrund der fehlenden Infrastruktur aufgeben mussten. In der anschließenden Diskussion hob Sarnecka ein Pionierprojekt des Wiener MAK hervor, das anhand von Spektralanalyse feststellte, dass das Zinn verschiedener Majoliken der Sammlung nicht – wie erwartet – aus Cornwall stammte, sondern dass es andere Abbaugebiete gegeben haben muss und daher auch andere Handelswege.

Das unter anderem von der DFG geförderte Projekt *Bartmann Goes Global*² stellten *Natascha Mehler* (Abteilung für Archäologie des Mittelalters, Universität Tübingen) und *Valentina Wolke* (Institut für Archäologie, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn) vor. Bei Bartmann-Krügen handelt es sich um Rheinisches Steinzeug, bei dem ein modelgeformtes bärtiges Gesicht auf den Krughals appliziert ist. Hergestellt wurden solcherart gekennzeichnete Krüge vom 16. bis ins 18. Jahrhundert in Köln und Frechen, verkauft wurden sie im Verlagssystem durch niederländische Kaufleute. Als Alltagsgut wurden sie auf der ganzen Welt benützt. Das umfangreiche Projekt, das neben Archivforschung, Ausgrabungen oder Unterwasserarchäologie auch archäometrische Analysen beinhaltet, konnte bislang unter anderem feststellen, dass Bartmannkrüge immer recht genau dasselbe Volumen haben, weshalb die Applizierung nun als Garantie für eine Füllmenge interpretiert wird. Die

2 <https://www.bartmanngoesglobal.org/>; u. a. findet sich hier eine Karte, auf der alle Bartmannkrug-Funde weltweit eingezeichnet sind. Es besteht die Möglichkeit, Informationen zu hier noch nicht erfassten Krügen, z. B. aus Museumssammlungen, selbst hochzuladen. Alle gemeldeten Krüge werden im Laufe des Projekts zur Überarbeitung der bisher gültigen Typenchronologie herangezogen.

Weiterführung der Bartmann-Ästhetik bei Souvenirwaren über das 18. Jh. hinaus ist ein interessanter Aspekt, aber leider nicht Teil des Projekts. Den Produktions-Output der beiden Herstellungszentren für Harnische, Nürnberg und Innsbruck, verglich *Fabian Brenker* (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz) in seinem spannenden Vortrag anhand einer Bestellung von Kaiser Maximilian I.

Julie Hartkamp (Museum Mauritshuis, Den Haag) widmete sich auf Englisch dem Werdegang und der Malerei von Dirk Valkenburg, der um 1700 u. a. in serieller Produktion standardisierte Gemälde erzeugte, was die anschließende Diskussion um Fragen nach Original, Replik, Kopie und Reproduktion kreisen ließ.

Der zweite Tagungstag (8.11.2025) begann mit dem Beitrag von *Kathrin Borgers* (Seminar für Kunst und Kunstwissenschaft der Technischen Universität Dortmund), die sich mit den Konnotationen von religiöser Kleinkunst aus Papiermaché beschäftigte. Sie stellte anhand historischer Quellen einen Zusammenhang zwischen dem Grundmaterial – Altpapier (z. B. Spielkarten), Papierabfälle (von Buchbindern oder Fächermachern) und Lumpen – sowie der Herstellungstechnik – Pressung in Holz-, Keramik- oder Steinmodel – einerseits und den religiösen Inhalten andererseits her: Die Läuterung des Materials durch seine Verarbeitung diene als ein Sinnbild für die Läuterung der Seele durch religiöse Übungen. Außerdem scheint die Pressung mit der Vorstellung vom weiblichen Körper als weich und formbar einhergegangen zu sein, was das Material besonders für Mariendarstellungen geeignet erscheinen ließ. Konrad von Würzburg (1220/1230–1287) etwa bezeichnete Maria als „Oblateneisen des Himmelsbrotes“. Für die Papiermaché-Erzeugnisse wurden oftmals dieselben Model benutzt wie für die Marzipan- und Lebkuchenherstellung, was möglicherweise auch kein Zufall oder nur produktions-technischen Umständen geschuldet war.

Um die Verbreitung von Bildtypen und ihre technische Reproduzierbarkeit ging es im Vortrag von *Ulfert Tschirner* (Museum Lüneburg), der auf einer Ausstellung³ über die Bibelproduktion der

3 <https://museumlueneburg.de/bilder-das-salz-der-bibeln/>, Museum Lüneburg, 29.9.2024–30.3.2025. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen.

Lüneburger Druckerei Stern, einer der größten Druckereien in Europa des 17. Jahrhunderts, fußte. Das Museum Lüneburg verwahrt 168 ihrer Druckstöcke, die zur Illustration verschiedener Bibelausgaben verwendet wurden. Die Druckstöcke wurden um 1600 vom Goldschmied Jakob Mores angefertigt und nehmen einen Bilderzyklus von Jost Amann auf. Aufgrund ihres neuwertigen Zustandes geht Tschirner davon aus, dass nicht direkt von diesen Stöcken gedruckt wurde, sondern dass Klischees aus Letternmetall in Verwendung waren, obwohl die Forschung bisher davon ausging, dass Klischeedruck für Bilder erst ab dem 18. Jahrhundert eingesetzt wurde. Mit dem Handel dieser Klischees wäre es möglich zu erklären, wie es möglich war, dass den Stern'schen idente Bilddrucke auch von anderen Druckereien verwendet wurden, z. B. in Schweden, worüber bereits fundierte Forschungen vorliegen. Die Bilder dienten dort in weiterer Folge als Vorlage für Volkskunst wie Stickereien und Wandbilder, was im Dalarna Museum in Falun nachgewiesen werden konnte. Die anschließende Diskussion drehte sich u. a. um die möglichen Gründe dafür, dass sich ein so innovatives Verfahren erst rund 100 Jahre später durchgesetzt hätte.

Ein noch nicht publiziertes, für die Wirtschaftsgeschichte höchst interessantes Dokument stellte Emeritus *Reinhold Reith* (Fachbereich Geschichte, Paris-Lodron-Universität Salzburg) vor. Es handelt sich um eine Liste von diversen Produkten in 115 verschiedenen Warengattungen, die in der Habsburger Monarchie „entweder gar nicht oder nicht hinlänglich gefertigt werden“, zusammengestellt von Fabrikenkommissar Franz Xaver von Gapp 1785 im Auftrag von Joseph II. und verwahrt im Hofkammerarchiv in Wien. Gapp lieferte zusätzlich Informationen über inländische und ausländische Produktionsstandorte, gab an, von wo Spezialist*innen abgeworben werden könnten, nannte Regionen mit starker Nachfrage nach bestimmten Produkten und lieferte eine Einschätzung der Stärken und Schwächen der Habsburger Produktionsorte und Exportwirtschaft.

Im letzten Vortrag der Tagung stellte *Susanne Wittekind* (Kunsthistorisches Institut der Universität zu Köln) ihre jüngsten Forschungsergebnisse vor. Sie hatte Belege dafür gefunden, dass Münzprägetechniken, also serielle Billigproduktion, im 13. Jahrhundert auch zur Herstellung von Ornamentapplikationen für hochpreisige Kunst- und Gebrauchsgegenstände wie z. B. Kelche eingesetzt worden waren.

In der Abschlussdiskussion wurde nochmals betont, dass serielle Produktion auch schon lange vor dem Start der Massenproduktion im 19. Jahrhundert zur Ersparnis von Material und Arbeitszeit eingesetzt wurde, wobei die dabei entstandenen Erzeugnisse keineswegs geringgeschätzt waren. Etliche Grundannahmen der älteren Forschung haben sich als falsch erwiesen.

KATHRIN PALLESTRANG

BERICHT ZUR

**Ausstellung *Gerecht? InGiusto! Geschichten über soziale Ungleichheiten* im Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck,
6. Juni 2025 bis 15. März 2026**

Einem grundlegenden gesellschaftlichen Wert ging die Ausstellung *Gerecht? InGiusto!*¹ nach, die als Kooperationsprojekt der Tiroler Landesmuseen und des Vereins tiMus – Verband Tiroler Museen nach einem Konzept von *Lisa Noggler* im Team erarbeitet und im Tiroler Volkskunstmuseum gezeigt wurde. Die Ausstellung verstand sich als Beitrag zum Museumsjahr 2025 der Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino, das sich anlässlich 500 Jahre Gedenkens der Tiroler Bauernkriege mit Fragen der sozialen Gerechtigkeit, des Umgangs mit Krisen und gesellschaftlichen Umbrüchen sowie des Widerstands² beschäftigen sollte. 33 regionale Museen, Archive und Erlebniswelten aus dem Umkreis dieser Europaregion hatten neben den Sammlungen der Tiroler Landesmuseen Exponate zur Verfügung gestellt, die unterschiedliche Aspekte von sozialer Gerechtigkeit repräsentierten. Daraus entstand eine Ausstellung, die nicht nur äußerst erhellend und faktenreich war, sondern die Besucher*innen abholte und niederschwellig an komplexe oder belastende Themen der Vergangenheit und Gegenwart heranführte.

1 Ital. *ingiusto* = ungerecht; Ital.: *giusto* = gerecht.

2 <https://museen.provinz.bz.it/de/anno-museale-euregio-2025> (Zugriff: 27.4.2026).

Die ansprechende und innovative Ausstellungsarchitektur von *Carol Kofler* bestand aus meterlangen quadratischen Röhren aus hellem, naturfarbenem Holz von etwa 50 cm Schrägdurchmesser, die in jedem der beiden Sonderausstellungsräume kreuz und quer übereinander lagen, wie wenn ein überdimensioniertes Kind seine Bauklotzkiste ausgeleert hätte. Dies ergab ein raumgreifendes Gebilde, das Platz für Vitrinen, freistehende Objekte, Beschriftungen, Texthefte, Sitzflächen und Hörstationen bot und das Lust darauf machte, die Ausstellung zu erkunden.

Gegliedert wurde die Schau durch 34 Fragestellungen, die gleichzeitig für die 34 beteiligten Institutionen standen. Die gestellten Fragen waren in Deutsch und Italienisch groß und deutlich mittels schwarzer Bänder in der Ausstellung angebracht. Diese Bänder ließen jeweils die Buchstaben der Fragen frei, wodurch diese aus der Farbe des Untergrunds gebildet wurden: weiß an der Wand und Naturholz auf den Röhren. Es war an jeder Stelle der Ausstellung klar, bei welchem Thema sich die Besucher*innen gerade aufhielten und welches Objekt – in manchen Fällen auch mehrere Objekte – dieses verkörperte. Die Fragen sprachen die Besucher*innen direkt an und verwendeten das im Museumsbereich derzeit gerne genutzte „du“, um auch auf dieser Ebene eine Betroffenheit herzustellen und klarzumachen, dass die hier verhandelten Themen etwas mit den Besucher*innen selbst zu tun hatten. Die Fragen reichten von eher allgemein-unkonkreten über klar zu beantwortende bis zu emotional-persönlichen wie „Bist du Teil der Gesellschaft?“, „Wie gehst du mit anderen Meinungen um?“, „Wie benutzt du Sprache?“, „Wer sorgt für dich?“ oder „Wer stellt deine Dinge her?“.

Jede Frage bzw. jede Station war mit einer kleinen Mappe versehen, in der ein kurzer allgemeiner informativer Text zur aufgeworfenen Thematik zu lesen war und dann ein etwa gleichlanger Text zum spezifischen Objekt, das hier ausgestellt wurde. Weiters war in einer Umrisskarte der Region Tirol-Südtirol-Trentino die leihgebende Institution verortet und daneben ein QR-Code abgedruckt, der zu weiteren Informationen über diese führte. Alle Texte waren leicht verständlich verfasst und in Deutsch, Italienisch und Englisch verfügbar.

Im Folgenden sollen fünf Stationen als Beispiele für das Storytelling der Ausstellung dienen:



Abb. 1 Die Ausstellungsarchitektur als raumgreifendes Gebilde;
Foto: Kathrin Pallestrang



Abb. 2 Arbeitskleidung aus der Tourismus-Branche zum Thema „Wird deine Arbeit geschätzt?“, Foto: Kathrin Pallesstrang

Ein Konvolut an Schlüsseln, die im ehemaligen Sonderschulheim für Mädchen in Zirl in Verwendung waren, repräsentierte als Beitrag des Heimat- und Krippenmuseums Zirl die Frage „Was verstehst du unter guter Erziehung?“ Der allgemeine Text behandelte das Thema *Gewalt in der Kindererziehung*, wobei unter anderem auf die UN-Kinderrechtskonvention von 1989 hingewiesen wurde. Der objektbezogene Text ging auf die Gebäude in Martinsbühel ein, in denen von 1947 bis 2008 ein Sonderschulheim von Benediktinerinnen betrieben worden war, in dem die Insassinnen körperlicher und psychischer Gewalt ausgesetzt waren.

Die Frage „Wird deine Arbeit geschätzt?“ warf das Lechmuseum anhand von Arbeitsbekleidung auf, nämlich einer Kleiderschürze aus der ehemaligen Pension Strolz in Lech am Arlberg aus den 1960er Jahren und eines aktuellen Oberteils aus dem Hotel Sonnenburg der 2020er Jahre, die beide ohne Tastschutz ausgestellt waren. Der allgemeine Textteil stellte Überlegungen zu Faktoren menschenwürdiger Arbeit an. Der spezifische behandelte die Arbeitssituation von putzenden – meist weiblichen – Arbeitskräften in der Tourismusbranche, Stichwort: Stuben- oder Zimmermädchen.

Das Museum im Noafhlhaus in Telfs beteiligte sich mit einem Kassettenspieler und Musikkassetten an der Ausstellung. Mit der Frage „Fühlst du dich hier daheim?“ wurde das Thema Zugehörigkeit und Heimat aufgemacht. Die gezeigten Objekte gehörten einst einem sogenannten Gastarbeiter, Ali Bekir Özdemir, der 1972 im Textilunternehmen Jenny & Schindler in Telfs zu arbeiten begann. Türkische Lebensmittel und Musik musste er damals aus München beziehen, weil diese in Tirol noch nicht erhältlich waren.

Eine selbstgemachte „Abtreibungsspritze“ aus der Sammlung der Achenseer Museums- und Erlebniswelt in Maurach gehörte zur Frage „Wer bestimmt über deinen Körper?“. Mit dieser Spritze hatte ein „Bauernbursche“ um 1900 versucht, die Schwangerschaft seiner „Geliebten“ zu beenden, indem er „giftige Chemikalien“ in ihren Körper spritzte, was sie nur knapp überlebte³. Der allgemeine Text zum Objekt thematisierte die soziale Ächtung durch ungewollte

3 Über das Schicksal des Kindes sei nichts bekannt, informierte der Ausstellungstext.

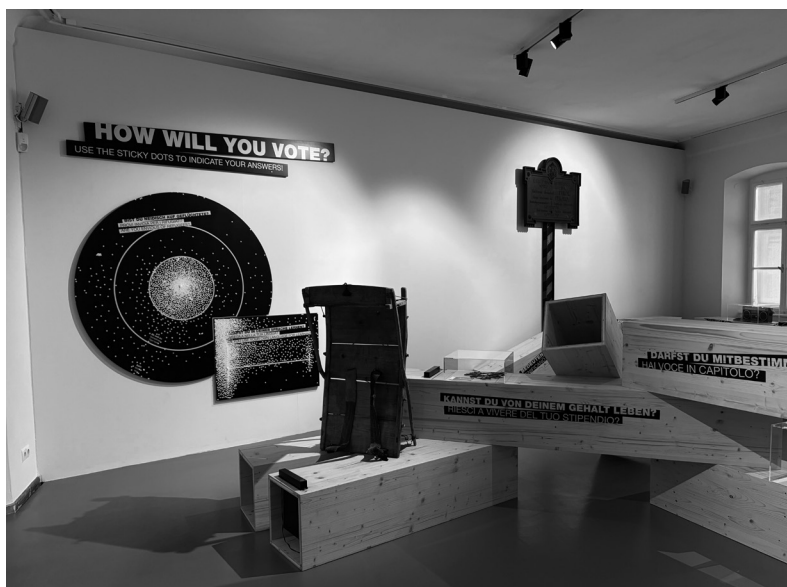


Abb. 3 An der Wand eine der Hands-on-Stationen, die über Aufkleber den Besucher*innen eine Möglichkeit der Partizipation boten; Foto: Kathrin Pallestrang

Schwangerschaften, die Gefährlichkeit von unsachgemäß durchgeführten Abbrüchen und die Entmündigung von Frauen, die nicht über ihren eigenen Körper bestimmen können.

Anhand der Frage „Wie viel musst du geben?“ wurden der Zweck und die politischen Grundlagen von Steuergesetzen erläutert. Als Objekte stellte das Stadtarchiv Bruneck/Brunico Steuerverzeichnisse aus den Jahren 1565 und 1546 als Leihgaben zur Verfügung. Die ältere Liste verzeichnet die „Türkenhilfe“, eine an Einkommen und Besitz angepasste Sondersteuer, die zur Finanzierung der „militärischen Verteidigung“ gegen das Osmanische Reich eingehoben worden war.

Wie an diesen fünf Beispielen zu sehen ist, stammten die einzelnen Objekte, die für die 34 Themen der Ausstellung standen, aus verschiedenen Zeiten und Gegenden. Die Zusammenschau der aufgeworfenen Fragestellungen verdeutlichte jedoch deren Zeitlosigkeit und für alle Menschen Gültigkeit. Insgesamt ergab sich daraus ein vielschichtiges, vielstimmiges Bild, das Kontinuitäten genauso sichtbar machte wie Veränderungen und Wandel.

Einige Hands-on-Stationen an den Wänden erlaubten es den Besucher*innen, die eigene Sichtweise und Meinung zu Fragestellungen der Ausstellung vor Ort zu hinterlassen. Wie in Museen zurzeit sehr beliebt, war dies über das Anbringen von kleinen Aufklebern möglich. Die Fragen „Bist du neidisch auf Geflüchtete?“, „Kannst du in deiner Sprache lernen?“, „Kannst du von deinem Gehalt leben?“, „Kannst du dir jede Medizin leisten?“, „Darfst du wählen?“ und „Darfst du sein, wer du bist?“ waren auf diese Weise zu beantworten.

Sehr zu empfehlen ist der auf Deutsch oder auf Italienisch erhältliche Katalog⁴, der zur Ausstellung erschienen ist. Er listet die Fragen mit den zugehörigen Texten und Objektinformationen sowie Abbildungen der Objekte übersichtlich auf und erhält die Themen, Gedanken und Informationen auch über die Ausstellungsdauer hinaus zugänglich.

KATHRIN PALLESTRANG

REZENSION VON

Marion Näser-Lather, Ingo Schneider (Hg.):

Covid-19: Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Pandemie.

Unter Mitarbeit von Lena Deinaß (= bricolage, Innsbrucker

Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 13). Innsbruck, Innsbruck

University Press iup, 2025. 243 Seiten mit Abbildungen;

<https://ulb-dok.uibk.ac.at/bricolage>

An der Universität Innsbruck fanden sich ab April 2020 Wissenschaftler*innen zusammen, die den Auswirkungen der Pandemie nicht nur passiv begegnen wollten. Sie stellten Überlegungen an, wie die Pandemie und deren Folgen in ihre Forschung und Lehre zu integrieren seien. Den Forscher*innen war rasch klar, dass das Virus, wie es in der

4 Jutta Profanter u. a. (Hg.): Gerecht? InGiusto! Geschichten über soziale Ungleichheiten (= Studiohefte, 47). Innsbruck 2025; Jutta Profanter u. a. (Hg.): InGiusto! Gerecht? Storie di disuguaglianze sociali (= Studiohefte, 47). Innsbruck 2025.

Einleitung des hier zu besprechenden Bandes formuliert ist, „ebenso schnell auf das gesamte gesellschaftliche Leben im Allgemeinen, aber auch auf Politik und Wirtschaft über[griff]“ (S. 7). Der/die Herausgeber*innen Marion Näser-Lather und Ingo Schneider konzipierten im Wintersemester 2022/23 und im Sommersemester 2023 ein Studienprojekt, auf das der nun vorliegende Band der Reihe *bricolage* zurückgeht. Er enthält, dem Konzept der Reihe folgend, neben Beiträgen studentischer Teilnehmer*innen der Lehrveranstaltungen auch Beiträge arrivierter Kolleg*innen. Die Idee der beiden Herausgeber*innen war, „exemplarisch, aber auf einer breiten Basis, gesellschaftliche und alltagsweltliche Auswirkungen der Pandemie zu analysieren und damit aufzuzeigen, was unser Fach in der Aufarbeitung und Bewältigung einer für uns alle neuen Gesundheitskrise zu leisten imstande ist“ (S. 7). Dabei folgten sie dem Diktum Konrad Köstlins aus 1998, ihre Disziplin als „Wissenschaft vom Alltag“ zu verstehen, und stellten „die alltäglichen Begleiterscheinungen, aber auch die Folgen der Krise“ (S. 11) in den Mittelpunkt der Forschungen.

Näser-Lather und Schneider reflektieren am Ende ihrer Einleitung über das „nicht ganz geradlinig verlaufene[...] Projekt“ (S. 13) und geben Einblick in die Werkstatt der Forschung, die auch die „Angst des Forschers vor dem Feld“, wie es Rolf Lindner bereits 1981 treffend formulierte,¹ umfasst. Die Studierenden zeigten sich anfangs „wenig begeistert“ (S. 13) und „wollten sich mit den Entbehrungen und frustrierenden Erfahrungen der gerade erst zurückliegenden Zeit nicht wissenschaftlich befassen“ (S. 14). „[I]n ihren Augen“ war das Thema Corona medial und universitär überpräsent“ (S. 14) und wurde daher abgelehnt. Letztendlich konnte das Interesse der Studierenden im gemeinsamen Austausch „über unsere Erfahrungen während der Krise“ (S. 14) geweckt werden. Die Themenwahl blieb den Studierenden überlassen, die Lehrenden gaben theoretische und methodische Inputs. Näser-Lather und Schneider betonen im Buch, dass von den Studierenden vor allem Themen aufgegriffen wurden, die ihnen „ein Anliegen waren, die sie selbst auf die eine oder andere Weise betrafen oder die sie für wichtig fanden“ (S. 14). Ihre endgültige Form erhielten

1 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde (77), 1981, Heft 1, S. 51–66.

die Beiträge im Verlauf der Korrekturdurchläufe, die von Lena Deinaß begleitet wurden.

Der Band enthält neben der Einleitung elf Beiträge, die, bis auf einen, von Studierenden und zum Teil kollaborativ verfasst wurden. Die Texte sind in vier Kapitel gegliedert, die sich (*Widerständige[n] Diskurse[n]* (S. 21–86), *Sicht- und Fühlweisen* (S. 87–125), *Nahverhältnisse[n]* (S. 127–182) sowie *Agency/Praktiken* (S. 183–243) widmen. Schade, dass die Autor*innen in Kurzbiografien im Buch nicht näher vorgestellt werden.

Das Kapitel *Diskurse* umfasst drei Beiträge. Veit Pitlok analysiert Interviews mit fünf Personen, die den Corona-Maßnahmen kritisch gegenüber eingestellt waren. Er stellt fest, dass die in den Erzählungen enthaltenen Narrative bereits vor der Pandemie existierten, etwa das Narrativ des Misstrauens gegenüber Wissenschaft, Technik und Staat oder die Idealisierung der Natur als bessere Alternative zur modernen Welt. Als Ursache der geäußerten Ängste und Unsicherheiten sehen die Interviewten *den* Kapitalismus. Pitlok betont abschließend die Notwendigkeit eines dialogischen Diskurses, um gesellschaftliche Spaltungen zu überwinden und zu einer empirisch fundierten Prüfung von Positionen zu gelangen (S. 41).

Pius Hartmann beschäftigt sich mit den Auswirkungen der Pandemie auf Jugendliche in Westösterreich. Die Grundlagen seiner Forschungen basieren auf sechs Interviews mit Jugendlichen. Maßnahmen wie Homeschooling, Kontaktbeschränkungen und Ausgangssperren veränderten ihren Alltag stark. Sie betonten, dass sie sich oft vergessen fühlten. Hartmann stellt fest, dass die Pandemie die soziale Spaltung und die Positionierung der Jugendlichen zwischen Regelbefolgung und Protest verstärkte. Während das Verständnis für die Wissenschaft stets erhalten geblieben sei, sei das Vertrauen in die Politik geschwunden. Der Autor leitet daraus einen Appell der Jugendlichen an die Politik ab, die Bedürfnisse und Herausforderungen der Jugend in zukünftigen Krisensituationen stärker zu berücksichtigen (S. 62).

Lara Eder und Lea Zaletel analysieren die Motive und Narrative von Corona-Demonstrant*innen und Gegendemonstrant*innen in Tirol. Ihre Untersuchung basiert auf sieben qualitativen Interviews sowie einer Diskursanalyse der Onlineausgabe einer österreichischen Tageszeitung sowie einer FPÖ-nahen oberösterreichischen

Wochenzeitung. Die Autorinnen beleuchten die gesellschaftliche Spaltung, die sich in gegenseitigen Abgrenzungen und Konflikten sowie in verstärkter Gemeinschaftsbildung innerhalb der jeweiligen Lager manifestierte. Zudem untersuchen sie die Rolle von Social Media während der Corona-Pandemie und deren Einfluss auf die Meinungsbildung. Soziale Medien dienten sowohl als Plattform für den Informationsaustausch als auch für die Verbreitung von Fehlinformationen. Von Maßnahmenkritiker*innen wurden aufgrund ihres allgemeinen Misstrauens Alternativmedien und soziale Medien präferiert. Die Autorinnen stellen resümierend fest, dass Feindbilder in allen Darstellungen der Pandemie überwogen. In den Interviews gerieten die Befragten mitunter in eine Verteidigungshaltung. Es wohnte ihnen aber auch „ein tief verwurzelter Sinn nach Gerechtigkeit“ inne (S. 82). Abschließend plädieren Eder und Zaletel für eine differenzierte Auseinandersetzung mit den Diskursen, um gesellschaftliche Spannungen zu verstehen und zu überwinden.

Die Pandemie verschärfte bestehende Einsamkeit und führte bei vielen Studierenden zu psychischen Belastungen, da der Alltag durch Online-Lehre und eingeschränkte soziale Interaktionen stark verändert wurde. Die von Joshua Gschwentner für seinen Beitrag geführten Interviews mit Studierenden zeigen, dass die Auswirkungen stark von individuellen Lebenssituationen abhingen. Einige vermochten die Zeit produktiv zu nutzen, während andere unter Konzentrationsproblemen und Isolation litten. Abschließend spricht der Autor die Hoffnung aus, „dass das Thema Einsamkeit, vor allem unter jungen Menschen, [...] mehr ins Blickfeld der Politik gerät“ (S. 102), da sich Vereinsamung, unabhängig von der Pandemie, als Trend in unserer Gesellschaft feststellen lasse.

Katharina Wehl untersuchte die Bedeutung der Corona-Maskenpflicht in öffentlichen Verkehrsmitteln und deren Einfluss auf das Sicherheitsempfinden der Menschen. Sie zeigt auf Basis von Interviews und Literaturrecherchen, dass die Maske als Schutzsymbol wie auch als politisches bzw. gesellschaftliches Statement wahrgenommen wurde. Masken riefen positive wie negative Emotionen hervor. Für einige Menschen waren sie Schutz und Ausdruck von Solidarität. Andere empfanden sie als Einschränkung und lehnten sie ab. Die Pandemie veränderte das Sicherheitsgefühl vieler Menschen nachhaltig. Die Maskenpflicht führte zu einer neuen Wahrnehmung des

eigenen Körpers (S. 114) sowie zu Unsicherheiten in der zwischenmenschlichen Kommunikation (S. 115). Abschließend weist Wehl darauf hin, dass die Corona-Maßnahmen, obwohl sie das Verhalten und die Wahrnehmung der Menschen über drei Jahre stark prägten, von vielen bereits verdrängt wurden (S. 122).

Tamara Eberharter beschäftigt sich mit dem Thema „häusliche Gewalt“ in Innsbruck während der Zeit von Corona, ohne den verwendeten Begriff kritisch zu hinterfragen. Sie analysiert, wie die pandemiebedingten Einschränkungen und der Lockdown zu einer Zunahme von Konflikten und Gewalt in privaten Haushalten geführt haben. Der Beitrag beleuchtet die besonderen Herausforderungen, denen betroffene Frauen und Kinder gegenüberstanden, sowie die Rolle von sozialen Dienstleistungen und Unterstützungsangeboten in dieser Zeit. Als positiv wurde wahrgenommen, dass viele Hilfsangebote digitalisiert wurden, „was auch nach den Lockdowns beibehalten wurde“ (S. 140). Eberharter betont, dass die Pandemie bestehende Probleme verstärkt habe. Die Zunahme an Meldungen sei aber nicht nur negativ zu betrachten, sondern auch „mit dem steigenden Bewusstsein für Gewalt in der Gesellschaft verbunden“ (S. 139).

Die vielfältigen Herausforderungen, mit denen Eltern während der Pandemie konfrontiert waren, untersuchte Lea Dechert. Im Fokus standen die emotionalen und praktischen Belastungen, die durch Homeoffice und *Distance Learning* entstanden sind. Dechert wählt eine „akteur:innenzentrierte Perspektive auf das Phänomen der familiären Erschöpfung“ und beschreibt, wie sich die alltägliche Familienstruktur und die Erziehung der Kinder während des Lockdowns veränderten. Der Beitrag beleuchtet auch die psychische Erschöpfung und den Stress, den zahlreiche Eltern erlebten. Die Interviews zeigten der Autorin, „dass Erschöpfung kein einheitliches Phänomen ist, sondern in unterschiedlichen sozialen Milieus verschiedene Formen annimmt“ (S. 153). Deren Bewältigung wiederum hängt von den einsetzbaren Kapitalsorten (Pierre Bourdieu) ab.

Silke Meyer beleuchtet, gestützt auf Einsendungen aus Schreibaufufen und Interviews, die narrationsanalytisch ausgewertet wurden, den Alltag während des ersten Lockdowns 2020, einer Zeit, „da alles anders“ wurde (S. 159), als „außergewöhnliche Zäsur“ (S. 162). Das offizielle Narrativ des ersten Lockdowns war das der Solidarität, eines verstärkten Gemeinschaftsgefühls, das helfen sollte, „den Alltag

zu bewältigen“ (S. 165). Ein zweites Narrativ „basiert[e] auf der nostalgischen Vision einer idealisierten Vergangenheit, gegen die eine negativ erlebte Gegenwart abgegrenzt wird“ (S. 168). Im zweiten Teil ihres Beitrages konzentriert sich die Autorin auf die Auswirkungen der Pandemie auf Kinder, Jugendliche und deren Eltern. Der Alltag im Lockdown wurde von den Befragten als chaotisch geschildert und belegt ihre anfängliche psychische und physische Überlastung. Die Schulschließungen wurden von den Kindern und Jugendlichen nicht als „Pause vom Lernen und von der Schule“ (S. 173) empfunden, sondern als Herausforderung, den Tag zu strukturieren. In den folgenden Lockdowns fungierten soziale Medien und Online-Plattformen als wichtige Kommunikationsmittel, um soziale Kontakte aufrechtzuerhalten. Meyer betont abschließend, dass die Ungleichheit im Bildungsbereich nach dem ersten Lockdown einen Anstieg erfahren habe, der in der postpandemischen Gesellschaft Österreichs strukturell erhalten blieb (S. 177–178).

Das abschließende Kapitel ist mit *Agency/Praktiken* betitelt. Viktoria Wegiel schildert auf Basis strukturierter Interviews das Erleben der Pandemie durch Mitarbeiter:innen des Gesundheitswesens. Sie beleuchtet die physischen und psychischen Belastungen, die mit der Arbeit in der Krisensituation verbunden waren. Auch Wegiel beschreibt, wie das Gefühl der Überforderung und die ständige Angst um die eigene Gesundheit und die Gesundheit anderer die berufliche Realität beeinflussten. Darauf reagierten die Betroffenen mit einer „Ethik des Care“ (S. 194–195) sowie einem „Konzept der *agency*“ (S. 198), das sie in schwierigen Situationen erfolgreich handeln ließ. Am Narrativ medizinische:r „Held:in“ thematisiert die Autorin „Empowerment“ (S. 196) sowie die Ambivalenz solcher Zuschreibungen. Der Beitrag betont auch positive Aspekte wie die Stärkung des Teamgeistes (S. 191).

Mit einem ganz anderen Praxisbereich, der neu gewonnenen Bedeutung des Brotbackens in der Pandemie, beschäftigen sich Sarah Jacobs und Laura Wimmer. Sie argumentieren, dass das Brotbacken nicht nur eine kreative Ausdrucksform war, sondern auch eine Möglichkeit, Stress abzubauen und familiäre Bindungen zu stärken. Gemeinsames Backen schuf einen Sinn von Gemeinschaft und Normalität in einer Zeit der Unsicherheit. Die Autorinnen heben die Rolle von Traditionen und ritualisierten Handlungen während der

Pandemie hervor. Mit Bezug auf Lydia Arantes bestätigen sie, dass alltägliche Aktivitäten wie Brotbacken eine tiefere soziale und emotionale Bedeutung erlangen können.

Im letzten Beitrag beschäftigt sich Noah Schatz mit den Auswirkungen der Corona-Pandemie auf Marketingstrategien großer Technologieunternehmen am Beispiel von Apple Inc., das als stilbildend gilt. Der Autor referiert, dass Werbung, neben dem Bewerben von Konsumartikeln, auch „als Appell an gesundes oder verantwortungsbewusstes Verhalten wirksam sein“ (S. 220) kann. Wenig überraschend veröffentlichten Werbetreibende in der Pandemie speziell auf Covid-19 bezogene Inhalte und verwiesen auf Werte wie Solidarität und Zusammenhalt. Apples Pressekonferenzen sind seit der Pandemie „aufwendig gestaltete Filme, die im Vorhinein aufgenommen werden“ (S. 222) und Millionen an Aufrufen erreichen. Damit wurde Apple Inc. trendbildend für andere Big-Tech-Unternehmen. Im Sinne des Begriffs *Corporate Social Responsibility* (CSR) argumentierte Apple Inc. für die Wichtigkeit seiner Technologien in Zeiten der Pandemie (S. 224), während *Activist Advertising*, also öffentlich bezüglich kontroverser politischer und sozialer Themen Flagge zu zeigen, „keine Rolle in Apples Corona-Marketing spielte“ (S. 227). Hingegen erreichte Apple Inc. mit seinem Werbeclip „The whole working-from-home thing“ (S. 229) nicht nur hohe Aufmerksamkeit in den sozialen Medien, sondern auch Authentizität und Unterhaltungswert. Apple Inc. richtete seine Rhetorik gezielt „auf das Mindern von Unsicherheit“ und die Erzeugung eines Gefühls von Normalität (S. 232), das auf Wärme basiert (S. 234). Damit scheint Werbung, so der Autor abschließend mit Bezug auf Francesca Sobande und Bethany Klein, „mittlerweile als quasi natürlicher Teil des täglichen Lebens akzeptiert worden zu sein, auch zu Krisenzeiten, oder vielleicht sogar besonders zu solchen“ (S. 238).

Die Corona-Pandemie wurde und wird vor allem als wissenschaftliche Herausforderung für Medizin und Pharmazie wahrgenommen. Tatsächlich, und das zeigt der Band eindrucksvoll auf, war und ist die Pandemie auch ein Thema der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Nur ein solcher Zugang vermag den unterschiedlichen Erfahrungen und Narrativen, den vielfältigen Folgen und Auswirkungen sowie historischen Vorläufern gerecht zu werden und damit Schlaglichter auf Corona als ein gesellschaftliches, politisches,

kulturelles und wirtschaftliches Phänomen zu werfen. Das ist dem Band, der auch frei digital unter <https://ulb-dok.uibk.ac.at/bricolage> erhältlich ist, eindrucksvoll gelungen.

WOLFGANG MEIXNER

REZENSION VON

**Tobias E. Hämmerle, Josef Löffler, Elisabeth Rosner,
Martin Scheutz (Hg.):**

**Niederösterreich im 18. Jahrhundert. St. Pölten, Verlag NÖ Institut
für Landeskunde, 2024. 2 Bände, 1.506 Seiten mit 274 Abbildungen,
45 Grafiken, 40 Tabellen und 4 Karten**

Das Institut für Landeskunde im Niederösterreichischen Landesarchiv führt mit diesen zwei Bänden in Zusammenarbeit mit dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung (IÖG) an der Universität Wien die Reihe *Geschichte Niederösterreichs* fort. Dabei handelt es sich um einen gut kuratierten thematischen Abriss des 18. Jh. im Erzherzogtum Österreich unter der Enns. Band I trägt den Titel *Land, Politik und Wirtschaft* und Band II *Gesellschaft, Kultur und Religion*.

Erklärtes Ziel der Herausgeber*innen ist es, mit diesen beiden Bänden sowohl Wissenschaftler*innen als auch ein interessiertes Publikum anzusprechen (S. 12 und S. 49). Die Bände sind nach Inhalten in sechs sogenannte Sektionen gegliedert. Diesen sind farbige Trennblätter mit thematisch passenden Abbildungen und zweiseitigen Einführungen der Herausgeber*innen vorangestellt.

Der erste Band beginnt mit einem kurzen *Reihenvorwort* (S. 9) von Roman Zehetmayer, dem Leiter der Abteilung Niederösterreichisches Landesarchiv und Niederösterreichische Landesbibliothek im Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, einem *Vorwort* (S. 11–13) der Herausgeber*innen Tobias E. Hämmerle, Josef Löffler, Elisabeth Rosner und Martin Scheutz sowie einer ausführlichen *Einführung* in zwei Kapiteln (S. 15–99).

Im ersten Einführungskapitel (*Tradition und Transformation. Zur Einleitung*, S. 15–51) setzen sich die Herausgeber*innen u. a.

kritisch mit vorherigen Publikationen zur Geschichte Niederösterreichs und den für diese beiden Bände verwendeten Quellen auseinander. Außerdem werden die behandelte Zeit (S. 21–23) sowie der Raum (S. 24–25) erläutert: „Das Land unter der Enns war im zu untersuchenden Jahrhundert vor allem ein Raum, der politisch, normativ und administrativ definiert wurde“ (S. 25). Dazu kommen Definitionen und Bedeutungserklärungen zu Land (S. 25–35), Hierarchien (S. 35–43) sowie Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen (S. 43–48). Zum äußerst komplexen Verwaltungsapparat stellen die Herausgeber*innen eine wirklich hilfreiche, doppelseitige Grafik (S. 50–51) bereit, ausgehend von den Zentralbehörden bis hin zur lokal verwalteten Grundherrschaft.

Im zweiten Einführungskapitel (S. 53–99) vertieft Ernst Bruckmüller vorher bereits angeschnittene Thematiken – z. B. den Zusammenhang von Krieg und Steuer und die Auswirkungen auf die Verwaltung (u. a. S. 66 f.).

Nach diesem vorbereitenden und aufschlussreichen Einstieg widmet sich die erste Sektion *Überlieferung – Ansichten – Karten. Kulturräumliche Wahrnehmung* (S. 100–246) mit vier Beiträgen ausgewählter Quellengattungen. Besonders nützlich ist der klare und nach Verwaltungseinrichtungen gegliederte Beitrag (S. 105–187) von Heidemarie Bachhofer. Die Autorin gibt einen detaillierten Überblick über die Überlieferungssituation und Zugänglichkeit von schriftlichen Quellen sowie über deren Inhalte und daran geknüpfte Forschungsmöglichkeiten. Bemerkenswert ist auch der Beitrag von Petra Svatek über *Niederösterreichskarten im politischen Kontext. Landschafts-, Herrschafts- und Wirtschaftsräume* (S. 219–246), in dem nebst konkreter Erkenntnisse auf bereichernde Weise der Quellenwert von Karten dargelegt wird.

Sektion zwei, mit dem Titel *Staat – Land – Untertan. Dynamiken der Herrschaftsverdichtung* (S. 248–523), ist aufgeteilt in sechs Kapitel. Die gehaltvollen Beiträge – u. a. zwei vom ehemaligen Direktor des IÖG Thomas Winkelbauer – sind grob gefasst in den Forschungszweigen Politik- (S. 253–312), Rechts- (S. 313–368), Militär- (S. 369–412), Herrschafts- (S. 413–458), Medizin- (S. 459–496) und Sozialgeschichte (S. 497–523) angesiedelt. Die Verwaltungs- und Behördengeschichte ist durchgehend mit einbezogen. Der Beitrag *Institutionelles und kommerzielles Gesundheitswesen. Medizinkulturen*

und Medikalisierung (S. 459–496) von Martin Scheutz ist herauszustreichen. Das Aufzeigen politischer oder herrschaftlicher Interessen im Gesundheitswesen und die Benennung von Akteur*innen bereichern den zeiträumlichen Überblick mit anschaulichen Ergebnissen zum sozialen Gefüge.

Die dritte und letzte Sektion in Band I *Wirtschaft – Handel – Verkehr. Intensivierung der Ressourcennutzung* (S. 524–806) gliedert sich in sieben Kapitel, welche Niederösterreich u. a. als ein protoindustrielles „[...] Kernland [der] zentraleuropäischen Wirtschaftsentwicklung“ (S. 527) und als Medienraum (S. 767–806) fassbar machen. Christian Zumbrägel eröffnet z. B. unter dem Titel *Die Holzwirtschaft. Energieversorgung im Fluss* (S. 579–613) lehrreiche wirtschafts- und umwelthistorische Perspektiven, insbesondere auf das sogenannte Hinterland bzw. Umland der Residenzstadt Wien, „[welche] mit weitreichenden Befugnissen ausgestattet [war], um energieintensive Gewerbebezüge im Umland klein zu halten und die Ressourcen eines weitläufigen Hinterlandes für den städtischen Bedarf abzusichern“ (S. 582).

Gesellschaft, Kultur und Religion sind im Fokus von Band II, der mit Sektion vier *Bürger – Bauer – Edelmann. Ständegesellschaft im Wandel* (S. 8–275) startet. Laut Einleitungstext dient diese Sektion mit sieben Beiträgen dem „[...] Ausleuchten der sozialen und wirtschaftlichen Lebensräume von Unterschichten [...]“ (S. 11). Mit dem Aufsatz *Die Bevölkerungsentwicklung. Faktoren und Grenzen des Wachstums* (S. 13–52) von Andreas Weigel steht ein sachkundiger Überblick über die demographischen Gegebenheiten und ihre Voraussetzungen am Anfang, gefolgt von vertiefenden Einblicken wie z. B. dem umfassend recherchierten Beitrag *Unterschichten und soziale Randgruppen. Menschen auf der Schattenseite des Lebens* von Elke Hammer-Luza (S. 53–86) oder dem fundierten Text *Dynamiken der Migration. Kulturen räumlicher Mobilität* (S. 247–275) von Annemarie Steidl, die sich u. a. mit Emigration und herrschaftlicher Kontrolle befasst. Wie im Sektionstitel angekündigt setzen sich vier weitere Beiträge speziell mit den Lebenssituationen von Bürger*innen (S. 121–176), Bäuer*innen (S. 87–120), dem Adel (S. 203–246) und dem Klerus (S. 177–202) auseinander.

Zusammengefasst unter dem Titel *Kunst – Wissen – Medien. Barockkultur und neue Öffentlichkeit* (S. 276–451) bieten drei von fünf

Beiträgen architektur- (S. 281–308), kunst- (S. 309–350) und musik-historische (S. 351–384) Sichtweisen auf Niederösterreich im 18. Jh. Ein weiterer Text befasst sich mit den aufkommenden Naturwissenschaften und deren Praktiken wie Geländearbeit/Feldforschung oder Sammeln (S. 385–412). Im letzten Sektionsbeitrag, betitelt *Medien-Öffentlichkeit und Druckpublizistik. Sensationsgier, Zeitungslust und Wissenskommunikation im Schatten Wiens* (S. 413–451), beleuchtet Tobias E. Hämmerle eindrücklich gängige Informationsquellen, deren Wirkmächtigkeit und mögliches Publikum: „Im Zentrum der Untersuchung steht dabei die Frage, inwieweit und worüber sich die in Wien und im niederösterreichischen Umland lebende Medien-Öffentlichkeit informieren konnte und was sie potenziell über ihre eigene Zeit wissen konnte“ (S. 418). Im Artikel wird deutlich dargelegt, welch hohen Quellenwert Medienträger wie Flugblätter und -schriften in dieser Zeit hatten.

Religion – Aufklärung – Säkularisierung. Aufbrechen professioneller Sichtweisen (S. 452–644) ist die Überschrift der sechsten und letzten Sektion. In sechs Artikeln wird thematisch ein großer relevanter Bogen gespannt: angefangen bei Strukturen innerhalb der römisch-katholischen Westkirche (S. 457–482) und ihren Praktiken, wie Heiligenverehrung und Wallfahrt (S. 483–515), über protestantische (S. 517–540) und jüdische Lebensrealitäten (S. 541–584) hin zum Bildungswesen (S. 585–614) mit Fokus auf der allgemeinen Schulordnung von 1774 und schließlich zu der *Schlüsselrolle der Aufklärung* (S. 615–644).

Den einzelnen Beiträgen in den Sektionen sind praktischerweise je ein deutsches und ein englisches Abstract sowie Keywords vorangestellt – besonders nützlich, da beide Bände inzwischen als Open-Access-Publikationen verfügbar und somit volltextdurchsuchbar sind. Ans Ende eines jeden Artikels ist zudem jeweils eine Kurzbiografie der Verfasser*in(nen) gestellt.

Am Schluss jedes Bandes finden sich nützlicherweise Erläuterungen zu den verwendeten *Siglen und Abkürzungen*, ein *Verzeichnis der Tabellen*, ein *Verzeichnis der Grafiken*, ein *Personenregister* und ein *Ortsregister*.

Beide Bände sind benutzer*innenfreundlich strukturiert. Die Beiträge sind in beiden Bänden so aufeinander abgestimmt, dass man sie ohne Verständnisverlust auch unabhängig voneinander lesen kann,

obwohl sie alle ineinandergreifen – sei es durch die Vertiefung von angeschnittenen Themen an anderen Stellen oder durch die Überschneidung von Forschungsbereichen.

Einzelne Sätze sind durch ihre Länge oder komplexe Wortwahl weniger leicht verständlich – insgesamt sind die Inhalte aber klar und gut nachvollziehbar aufbereitet. Außer mit dem in den Texten verpackten Wissen glänzen die beiden Bände auch mit den vielen passend ausgewählten Bildmaterialien oder eigens angefertigten statistischen Darstellungen. Apropos Statistiken: Die Anzahl an Autorinnen ist im ersten Band erschreckend gering. Im zweiten Band liegt ihr Anteil zumindest bei etwas unter 50 %. Trotz der insgesamt niedrigen Quote stammen einige der informativsten und gehaltvollsten Artikel von Autorinnen.

Fazit: In nur „knapp dreieinhalb Jahren“ (Band I, S. 11) wurde dieses aufwendige zweibändige Werk konzipiert, recherchiert, verfasst und produziert. Das Ergebnis ist eine versierte und aktuelle Basis – nicht nur für Expert*innen, sondern für alle, die sich mit der Geschichte des Erzherzogtums Österreich unter der Enns und der Habsburgermonarchie im 18. Jh. und darüber hinaus befassen.

MARIA RAID

Eingelangte Literatur¹

- Amesberger, Helga, Katrin Auer und Brigitte Halbmayr:** Sexualisierte Gewalt. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern. Wien, Mandelbaum Verlag, 2026. 418 Seiten
- Barnay, Markus:** Der atlantische Traum. Franz Plunder. Bootsbauer, Bildhauer, Abenteurer. Salzburg, Wien, Residenz Verlag GmbH, 2025. 143 Seiten (= vorarlberg museum Schriften, 82)
- Bata, Tímea, Orsolya Danó, János Gyarmati, Magdolna Szabó und Gábor Wilhelm:** Zoom. Kiállítási katalógus [Ausstellungskatalog, Text ungarisch und englisch]. Budapest, Néprajzi Múzeum, Museum of Ethnography, 2024. 231 Seiten
- Baumbauer, Benno, Marie-Therese Feist und Sven Jakstat (Hg.):** Nürnberg GLOBAL 1300–1600 [Ausstellungskatalog, Germanisches Nationalmuseum]. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 2025. 408 Seiten
- Baur, Joachim (Hg.):** Muster und Märkte. Auf den Spuren westfälischer African Prints. Bönen, Verlag Kettler, 2026. 367 Seiten
- Behrendt, Hauke:** Ethik der Digitalisierung. Bielefeld, transcript, 2026. 347 Seiten
- Besmer, Christina:** Quartier und Nachbarschaft machen. Eine stadthethnographische Untersuchung in Basel über (Re-)Produktionen lokaler Räume und Sozialitäten. Münster, Waxmann, 2024. 393 Seiten (= Culture, 10)
- Blaschitz, Edith und Martin Krenn (Hg.):** Spuren lesbar machen. Das NS-Zwangs-lager im Granitwerk Roggendorf. Neue Formen der Geschichtsaufarbeitung zwischen Kunst und Wissenschaft. Innsbruck, Studien Verlag, 2025. 224 Seiten
- Blaschitz, Edith, Karin Böhm und Carl Philipp Hoffmann (Hg.):** NS-Lager und Zwangsarbeit im Bezirk Krems (1939–1945). Citizen Scientists suchen nach Spuren. Krems, University of Krems Press, 2024. 178 Seiten
- Boddenberg, Sophia:** Revolution der Frauen. Von Feministinnen aus Lateinamerika lernen. Wien, Mandelbaum Verlag, 2025. 155 Seiten
- Böhm, Wolfgang und Ursula Storch:** Der Wal aus dem Prater. Eine Attraktion des Gasthauses „Zum Walfisch“, entworfen von Maria Benke. Wien, Wien Museum, 2025. 110 Seiten (= Objekte aus dem Wien Museum)
- Bommel, Maarten R. van und Matthijs de Keijzer:** Bright colours from the past. The history, chemistry, characterisation and application of synthetic dyes between 1856 and 1914. Cham, Springer, 2025. 467 Seiten
- Bregman, Rutger:** Moralische Ambition. Wie man aufhört, sein Talent zu vergeuden, und etwas schafft, das wirklich zählt. Hamburg, Rowohlt, 2024. 331 Seiten
- Brodnig, Ingrid:** Feindbild Frau. Wie Politikerinnen im Netz bedroht, beleidigt und verdrängt werden – und was wir alle dagegen tun können. Wien, Brandstätter, 2026. 207 Seiten
- Brubaker, Rogers:** Geschlechtsidentität. Die Karriere einer Kategorie. Wien, Mandelbaum Verlag, 2026. 207 Seiten
- Bujnowska, Anna und Anna Sulich:** Czas naświetlania – czas wywoływania.

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- Fotografia etnograficzna z Małopolski na przełomie XIX i XX wieku = Exposure time – developing time. Early ethnographic photographs from the Małopolska region. Kraków, Muzeum Etnograficzne im. Seweryna Udzieli w Krakowie, 2025. 239 Seiten
- Butler, Judith:** Wer hat Angst vor Gender? Berlin, Suhrkamp, 2025. 404 Seiten
- Csáky, Moritz:** Mehrdeutige Vergangenheit. Beiträge oder Anregungen zu einer Theorie der Österreichischen Geschichte. Wien, Böhlau, 2025. 354 Seiten
- Currie, Elizabeth:** Street style. Art and dress in the time of Caravaggio. London, Reaktion Books, 2025. 198 Seiten
- Doppelbauer, Angelika, Monika Holzer-Kernbichler, Eva Meran und Franziska Mühlbacher:** Methoden der personalen Vermittlung im Museum. Bielefeld, transcript, 2025. 368 Seiten (= Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement)
- Doppler, Elke und Michaela Kronberger (Hg.):** Dauerausstellung, die. Das Projekt von A bis Z. Wien, Wien Museum, 2025. 159 Seiten
- Doppler, Elke und Michaela Kronberger (Hg.):** Wien. Meine Geschichte. Dauerausstellung To Go. Wien, Wien Museum, 2025. 201 Seiten
- Eu, Ceta (Hg.):** Lobau – was bleibt? Ein Basisbuch. Erinnerungen aus Grätzl 1. Wien, 2024. 131 Seiten
- Ezaydi, Shahed:** The othered woman. How white feminism harms Muslim women. London, Pluto Press, 2026. 273 Seiten
- Fetz-Mages, Daniela:** Stickerei – Von der Idee zum Produkt. Publikation zur gleichnamigen Dauerausstellung. Lustenau, Stickerei-Museum. Archiv. Kommunikation (S-MAK), 2024. 158 Seiten
- Fichtner, Annette, Helmut Obst und Christian Meskó (Hg.):** Praxishandbuch Medien an den Rändern. Umgang mit umstrittenen Werken in Bibliotheken. Berlin, De Gruyter Saur, 2024. 244 Seiten
- Franzobel:** Das Klo. Salzburg, Residenz Verlag, 2026. 60 Seiten
- Frey, Isabella und Nadine Sayegh (Hg.):** Standing together. Jüdische und palästinensische Stimmen für einen gerechten Frieden im Nahen Osten. Wien, Mandelbaum Verlag, 2025. 225 Seiten
- Garcia, Manon:** Mit Männern leben. Überlegungen zum Pelicot-Prozess. Berlin, Suhrkamp, 2025. 195 Seiten
- Gehrmann, Lukas, Michael Kasper und Ute Pfanner (Hg.):** Hasso Gehrmann. Vom Tafelbild zur Metakunst. Katalog zur Ausstellung „Hasso Gehrmann (1924–2008), Künstler, Designer und Philosoph“, 22. Februar bis 17. August 2025. Wien, Verlag für moderne Kunst, 2025. 155 Seiten (= vorarlberg museum Schriften, 81)
- Gržinić, Marina mit Aina Šmid, Tjasa Kancler und Jovita Pristovšek:** Historie dysydenckie. Rewolucje przyszłości = Dissident histories. Insurgent futurities. Gdansk, Gdanska Galeria Miejska, 2024. 223 Seiten
- Gržinić, Marina und Jovita Pristovšek (Hg.):** Punk, Subkultur, Sozialismus. Archive der Zukunft. Fotografie aus Slowenien. Ausstellung = Punk, subculture, socialism. Archives of the future. Photography from Slovenia. Exhibition. Ljubljana, Založba ZRC und Pforzheim, A.K.T., 2024. 134 Seiten
- Grzinic, Marina, Jovita Pristovsek, Asma Aiad and Anahita Neghabat (Hg.):** Intersections of conviviality. Voices from communities. Newcastle upon Tyne, Cambridge Scholars Publishing, 2025. 435 Seiten
- Haberlandová, Katarína und Lubica Voľanská:** Avion. Bratislava, Čierne diery, 2025. 279 Seiten
- Haidt, Jonathan:** Die Macht der Moral. Warum Politik und Weltanschauungen unsere Gesellschaft spalten. Hamburg, Rowohlt, 2026. 475 Seiten
- Hall, Stuart:** Das verhängnisvolle Dreieck. Rasse, Ethnie, Nation. Berlin, Suhrkamp, 2024. 212 Seiten
- Heinrich, Birgit (Hg.):** Das Huber-Hus in Lech. Vom Wohnhaus zum Museum. Lech, Gemeinde Lech, 2026. 100 Seiten (= Lechschriften, 4)
- Karakuyu, Eşim, Christopher Glanzl und Fabian Reicher:** Die alternative

- Held:innenreise. Digital Storytelling von Unten. Wien, Mandelbaum Verlag, 2025. 301 Seiten
- Kraeutler, Hadwig:** Museum. Learning. Democracy. The work and life of Alma S. Wittlin (1899–1991). Wien, LIT Verlag, 2025. 454 Seiten (= Emigration, Exil, Kontinuität, 19)
- Krondorfer, Birge und Irmtraud Voglmayr (Hg.):** Krieg und Friedensbewegung. Feministische Perspektiven. Wien, mandelbaum verlag, 2025. 209 Seiten
- Langenohl, Bertil W.:** Israels Schwarzer Schabbat und der Krieg in Gaza. Politisch-theologische Interventionen. Berlin ua, LIT Verlag, 2025. 250 Seiten (= Zeitdiagnosen, 81)
- Lehne, Jakob und Sarah Pichlkastner (Hg.):** 40 dag Fleisch [Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung Fleisch, 445. Sonderausstellung des Wien Museums, 2. Oktober 2025 bis 22. Februar 2026 im Wien Museum]. Salzburg, Residenz Verlag, 2025. 144 Seiten
- Loh, Toni:** Feministische Technikphilosophie. Bielefeld, transcript Verlag, 2025. 323 Seiten
- Luig, Lena (Hg.):** Konzernatlas. Daten und Fakten über die Agrar- und Lebensmittelindustrie. Österreichische Ausgabe. [o. O.], Umweltschutzorganisation Global 2000, 2026. 54 Seiten
- MacCulloch, Diarmaid:** Niedriger als die Engel. Eine Sexualgeschichte des Christentums. München, C.H. Beck, 2026. 752 Seiten
- Marković, Barbi:** Stehlen, Schimpfen, Spielen. Hamburg, Rowohlt Hundert Augen, 2025. 135 Seiten
- Metzner, Rainer:** Mit Feuereifer und Engelszungen. Kleines Lexikon deutscher Wörter biblischer Herkunft. München, C.H. Beck, 2026. 220 Seiten
- Naumann, Matthias und Anke Strüver (Hg.):** Handbuch Mobile Methoden in der Sozial- und Raumforschung. Bielefeld, transcript Verlag, 2025. 319 Seiten
- Pantouvaki, Sofia:** Dress in Auschwitz. Clothing and survival in the Holocaust. London, Bloomsbury Visual Arts, 2026. 260 Seiten
- Pavesi, Irene, Jennifer Laourou und Sanjay Sethi:** Early warning. The politicization of arts and culture in Slovakia. o. O., Culture Action Europe, 2025. 145 Seiten
- Pawlowsky, Verena und Harald Wendelin:** Staatsnähe und Umbruch. Die Administrative Bibliothek 1938–1945. Wien, Bundeskanzleramt, 2025. 287 Seiten
- Pelicot, Gisèle:** Eine Hymne an das Leben. Die Scham muss die Seite wechseln. München, Piper, 2026. 255 Seiten
- Penz, Otto und Birgit Sauer:** An den Rändern Wiens. Landschaftsfotografie und Gesellschaftskritik = At the edges of Vienna. Landscape photography and social criticism. Wien, Mandelbaum Verlag, 2025. 119 Seiten
- Podgorac, Michael und Anne Wiederhold-Daryanavard (Hg.):** Erinnern in Zukunft. Aufrufe für plurales Erinnern. Wien, Mandelbaum Verlag, 2025. 201 Seiten
- Pommeranz, Johannes und Anne Sowodniok (Hg.):** Fastnacht. Tanz und Spiele in Nürnberg. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg, 11. November 2025 – 15. Februar 2026. Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2025. 393 Seiten
- Raggam-Blesch, Michaela, Dieter J. Hecht und Heidemarie Uhl:** Der Wiener Nordbahnhof als Deportationsort. Wien, Mandelbaum Verlag, 2026. 155 Seiten
- Raich, Tanja:** Die Puppe. Salzburg, Residenz Verlag, 2026. 62 Seiten
- Rapp, Christian und Barbara Steizl-Marx (Hg.):** Kinder des Krieges. Aufwachsen zwischen 1938 und 1955. Sonderausstellung im Haus der Geschichte. St. Pölten, Niederösterreichische Museums Betriebs GmbH und Graz, Wien, Leykam Universitätsverlag, 2025. 275 Seiten
- Raschauer, Agnes und Nino Tomaschek (Hg.):** KI trifft Arbeit. Wie künstliche Intelligenz die Arbeitswelt verändert. Münster u. a., Waxmann, 2025. 230 Seiten (= University Society Industry. Beiträge zum lebensbegleitenden Lernen und Wissenstransfer, 14)
- Rath, Brigitte:** Frei denken, frei leben. Olga Misař – Aktivistin, Pazifistin,

- Feministin. Wien, Mandelbaum Verlag, 2025. 421 Seiten
- Riedel, Sally Mary:** Schwarze Muslimische Räume. Alltagsrealitäten in Deutschland zwischen Othering und Selbstermächtigung. Bielefeld, transcript, 2025. 318 Seiten
- Rösch, Paul und Rina, Patrick:** Wilde Jahre. Tourismus in Südtirol 1961–1983. Bozen, Edition Raetia, 2025. 287 Seiten
- Rudolph, Pascal, Daniel Suer und Barbara Hornberger (Hg.):** Popmusikforschung. Zehn Perspektiven auf Billie Eilish. Bielefeld, transcript Verlag, 2025. 204 Seiten
- Sandner, Günther, Werner Michael Schwarz und Susanne Winkler (Hg.):** Wissen für alle. Isotype – die Bildsprache aus Wien [Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung „Wissen für alle. ISO-TYPE – die Bildsprache aus Wien“, 446. Sonderausstellung des Wien Museums, 6. November 2025 bis 5. April 2026]. München, Hirmer, 2025. 399 Seiten
- Schlaudt, Oliver:** Wirtschaft im Anthropozän. Grundbegriffe der ökologischen Ökonomie. Bielefeld, transcript, 2025. 446 Seiten
- Schmid, Anna (Hg.):** Jeder Fall liegt anders. Ethnologische Provenienzforschung am Museum der Kulturen Basel. Berlin, Hatje Cantz Verlag, 2025. 365 Seiten
- Schnittler, Dennis:** Eine Klassenanalyse der Wokeness. Berlin u. a., LIT Verlag, 2025. 225 Seiten (= Zeitdiagnosen, 78)
- Schobin, Janosch:** Zeiten der Einsamkeit. Erkundungen eines universellen Gefühls. München, Hanser, 2025. 223 Seiten
- Scholz, Günter:** Werte, Haltungen, Handlungen. Die Besinnung auf „unsere Werte“ als Grundlage einer wertebasierten Haltung und einer entsprechenden Handlungsorientierung. Berlin u. a., LIT Verlag, 2025. 157 Seiten (= Zeitdiagnosen, 83)
- Schultz, Nikolaj:** Landkrank. Ein Essay. Berlin, Suhrkamp, 2024. 121 Seiten
- Siegert Susanne:** Gedenken neu denken. Wie sich unser Erinnern an den Holocaust verändern muss. München, Piper, 2025. 237 Seiten
- Stockem, Anno:** Die Putzmacherin. Ein Beruf im 19. Jahrhundert. Münster u. a., Waxmann, 2025. 292 Seiten
- Vassant, Sébastien und Stephen Desberg:** Eine kurze Geschichte der Gleichheit [Die Graphic Novel nach dem Buch von Thomas Piketty]. München, C.H.Beck, 2026. 92 Seiten
- Weisl, Vincent (Hg.):** Leopold Kessler. Arbeiten im öffentlichen Raum = Leopold Kessler. Works in public space [Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung „Leopold Kessler. Arbeiten im öffentlichen Raum“, 444. Sonderausstellung des Wien Museums, 11. September 2025 bis 25. Januar 2026 im Wien Museum musa]. Berlin, ISTANZ Verlag und Melk, Gugler Medien GmbH, 2025. 160 Seiten
- Welt, Jochen:** Die Supermarkt-Demokratie. Wenn Politik zur Ware wird. Berlin u. a., LIT Verlag, 2025. 204 Seiten (= Zeitdiagnosen, 79)
- Wielowiejski, Patrick:** Rechtspopulismus und Homosexualität. Eine Ethnografie der Feindschaft. Frankfurt, New York, Campus Verlag, 2024. 398 Seiten (= Politik der Geschlechterverhältnisse, 65)
- Wodak, Ruth und Markus Rheindorf:** Babyelefant und Hausverstand. Wie Krisen produziert werden. Wien, Picus Verlag, 2026. 234 Seiten
- Zobel, Friederike, Katja Poljanac und Isabel Schmidt-Mappes (Hg.):** Aufgetischt. Eine kulinarische Weltreise. Zur Kultur des Essens und Trinkens. Stuttgart, arnoldsche, 2025. 246 Seiten

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Matthias Beitzl

Volkskundemuseum Wien
Laudongasse 15–19
1080 Wien
matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Laura Bäumer

Institut für Sozialanthropologie
und Empirische Kulturwissenschaft
Abteilung Populäre Kulturen
Affolternstrasse 56
8050 Zürich
Schweiz
laura.baumer@uzh.ch

Kyra Fuhrmeister-Hardt

Kulturanthropologisches Institut
Oldenburger Münsterland
Museumsstraße 25
49661 Cloppenburg
und Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Innrain 52d
6020 Innsbruck
hardt@kai-om.de

Greta Gutweniger

gutweniger.greta@protonmail.com

Jana Paulina Lobe

Institut für Empirische Kulturwissenschaft
und Europäische Ethnologie
Ludwig-Maximilians-Universität
München
Oettingenstraße 67
80538 München
jana.lobe@lmu.de

Wolfgang Meixner

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
Innrain 52
6020 Innsbruck
wolfgang.meixner@uibk.ac.at

Kathrin Pallestrang

Volkskundemuseum Wien
Laudongasse 15–19
1080 Wien
kathrin.pallestrang@
volkskundemuseum.at

Magdalena Puchberger

Volkskundemuseum Wien
Laudongasse 15–19
1080 Wien
magdalena.puchberger@
volkskundemuseum.at

Maria Raid

Volkskundemuseum Wien
Laudongasse 15–19
1080 Wien
maria.raid@volkskundemuseum.at

Johanna Rolshoven

2905 Route des Alpes
F-26570 Montbrun-les-Bains
johanna.rolshoven@uzh.ch

Ingo Schneider

Neugasse 4a
6063 Rum
ingo.schneider@uibk.ac.at

Studierende Bericht DGEKW-Kongress

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse, 3
1010 Wien

Dana Galassi

dana.galassi@univie.ac.at

Jan-Lukas Henn

jan-lukas.henn@univie.ac.at

Sebastian Kunig

sebastian.kunig@univie.ac.at

Cornelia Nieth

cornelia.nieth@univie.ac.at

Maja Pause

maja.pause@univie.ac.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895
Im Auftrag des Vereins für Volkskunde
zweimal jährlich herausgegeben

Redaktion

Redaktionsteam

Katharina Eisch-Angus, Alexa Färber,
Thassilo Hazod, Ute Holfelder,
Oliwia Murawska, Kathrin Pallestang,
Magdalena Puchberger und Johann
Verhovsek

Redaktionsanschrift

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. H. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

Gesamtredaktion und Produktion

Magdalena Puchberger
magdalena.puchberger@
volkskundemuseum.at

Abhandlungen und Essays

Katharina Eisch-Angus
Alexa Färber
Ute Holfelder
Oliwia Murawska
Magdalena Puchberger

Berichte und Besprechungen

Magdalena Puchberger
(Chronik/Berichte)
Kathrin Pallestang (Rezensionen,
Ausstellungsbesprechungen)
Johann Verhovsek (Rezensionen)

neuerDings

Kathrin Pallestang
Magdalena Puchberger

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668
<https://nbn-resolving.org/>
urn:nbn:at:at-vkw-231945

Jahresbezugspreis € 38,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder
des Vereins für Volkskunde € 26,–
(Heft 1, Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Donau Forum Druck GmbH

Offenlegung

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde steht zur Gänze im Eigentum des Verein für Volkskunde in Wien. Der Verein dient der wissenschaftlichen Erforschung der Volkskunde Österreichs im europäischen Kontext – namentlich der in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde wesentlich vertretenen Gebiete Zentral-, Ost- und Südosteuropas – und der Verbreitung volkskundlichen Wissens im Sinne einer Europäischen Ethnologie. Der Verein ist Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien.

Dem Vorstand des Vereins für Volkskunde gehören an: Präsident Hofrat Dr. Wolfgang Muchitsch, Vizepräsidentin Dr. Sandra Konstatzky, Vizepräsidentin Dr. Alexia Gerhardus, Generalsekretär Mag. Matthias Beitzl, Generalsekretär-Stellvertreterin Mag. Magdalena Puchberger, Kassier Mag. Stefan Benesch, Kassier-Stellvertreterin Dr. Claudia Peschel-Wacha

Abhandlungen und Essays

LAURA BÄUMEL, „Das ist echt schräg, was die Ausländer kriegen“ – Armuts- und Gewalterfahrungen prekär arbeitender Mütter und die Empfänglichkeit für rechte Ideologeme

KYRA FUHRMEISTER-HARDT, Leibliche Macht: Gewalt und Körper in Jagdsituationen

JANA PAULINA LOBE, Den Tod zur Welt bringen? Über die aktivistische Care-Arbeit von Sterbeammen/Death Doulas

MARIA RAID UND MAGDALENA PUCHBERGER, massiv unsichtbar – Erinnerungsprojekt des Volkskundemuseum Wien zum Luftschutzbunker Schönbornpark im 8. Bezirk (Josefstadt)

JOHANNA ROLSHOVEN UND INGO SCHNEIDER, „Lasst uns solche Widersprüche aushalten!“ Zur Würdigung von Martin Scharfe

